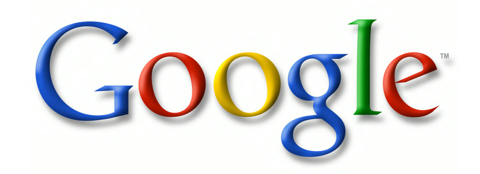






Aus dem Leben einer Verstorbenen.



Verschollene Herzensgeschichten.

Nachgelassene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Zweiter Band.

Berlin.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

1880.

Verschollene Herzensgeschichten.

Nachgelassene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Zweiter Band.

Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Grillparzer: Goldnes Vließ.

Berlin.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1880.

In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

Herder.

Inhalts-Verzeichniß.

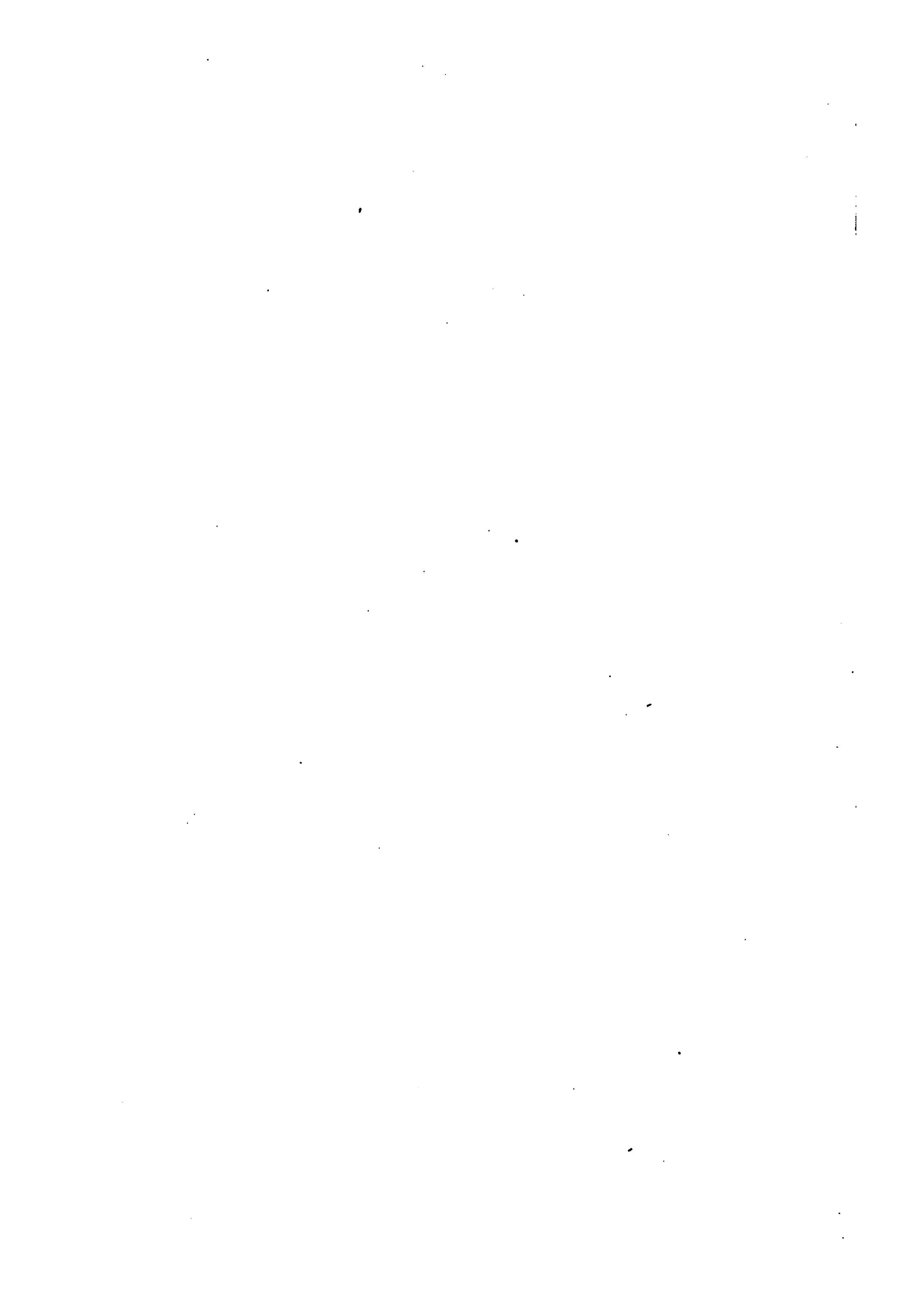
Band I.

In ein Gewebe wanden.
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.

Herder.

Inhalts-Verzeichniß.

Band I.



Inhalts-Verzeichniß.

Band II.

IV. Das verlorene Paradies.

V. Prinz Leopold.

Band III

ist unter der Presse, wird im Herbst erscheinen und enthalten: Zwei Monate in Regent-Park — Gräfin Montgomery in Paris — Die griechische Krone — Claremont-House — Biegen und brechen — Wieder Karoline Bauer — Künstlerin als Dilettantin — Im heiligen Rußland — Eine Kunstreise — Die unterirdischen Mühlen zu Locle — In Wien — Fürst Felix Lichnowski — In Dresden — Frau Landräthin? — Ein Schritt der Verzweiflung — Graf Ladislaus Plater — Verdorben und gestorben . . .

Auch wird dieser Schlußband auf Wunsch theilnehmender Leser ein Namens-Register zu den ganzen Memoiren bringen.

IV.

Das verlorene Paradies.

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Kein größerer Schmerz,
Als sich erinnern des entschwundnen
Glücks
Im Unglück.

Dante: Hölle.

Erinnerung ist das einzige Para-
dies, aus dem wir nicht vertrieben
werden können.

Jean Paul.

1. Allerlei Verehrer.

> Männer zu bestricken
> Ist ein leichtes Spiel,
> Einen zu beglücken
> Ist das größte Ziel.
>
> Tiedge.

Meine fröhliche Jugendzeit in Berlin in den Jahren 1824—1829 war die reichste an Triumphen auf der Bühne und im geselligen Leben — und an den mannigfaltigsten und wunderlichsten Verehrern meiner blühenden Erscheinung, meiner rosigen Laune und heiteren Kunst.

Die Verehrer lassen sich eintheilen in gesellschaftliche — ästhetische — und verliebte!

Das gesellschaftliche Leben des alten Berlins vor einem halben Jahrhundert war das animirteste und fröhlichste. Man suchte und fand in der Geselligkeit Ersatz für das fehlende öffentliche Leben einer politischen Residenz. Und die damalige Kleinstadt Berlin — kaum ein Fünftel so groß wie die heutige kaiserliche Millionenstadt — gestaltete dies gesellige Leben zu einem intimen und familiären, wie in einem Provinzstädtchen. Man kannte alle Welt und kam mit aller Welt an allen Orten immer wieder zusammen. Und diese rege Geselligkeit wurde dadurch möglich, daß sie bescheidener auftrat, als heute. Man machte gegenseitig keine kostspieligen Ansprüche auf üppige Bewirthung, luxuriös ausgestattete Salons, glänzende Toiletten. Man konnte unkritisirt immer wieder in denselben Gesellschaftskleidern erscheinen — und wir waren bei der Beleuchtung von einigen

mageren Talglichten, die fortwährend Ansprüche an die heute von jüngeren Lesern kaum noch dem Namen nach gekannte „Lichtputzscheere“ machten, — an birkenen oder „kienenen“ Tischen und bei einer Tasse Thee und den berühmten oder berüchtigten dünnen Berliner Butterbrödchen seelenvergnügt.

Eins der gastfreisten, behaglichsten, elegantesten und interessantesten Häuser machte der Justizrath Ludolff, im Winter in seiner schönen Stadtwohnung Unter den Linden, im Sommer in seiner reizenden Villa im Thiergarten. Er war ein heiterer, genialer Genußmensch, schwärmend für Kunst, Künstler und — Künstlerinnen. An dem damals grassirenden „Sontag-Fieber“ ist der wirklich liebenswürdige Mann zuletzt traurig zu Grunde gegangen — worüber ausführlicher in einem späteren Abschnitt dieser Memoiren.

Kaum war ich in Berlin zu einer kleinen Berühmtheit geworden, so wurde Ludolff einer meiner wärmsten Verehrer und Beschützer — in allen Ehren. Ich durfte bei keinem der heiteren und oft sogar glänzenden Feste fehlen, die dieser geist- und lebensprudelnde Mäcen in seinem Hause, in seinem Garten, in einem öffentlichen Lokal oder auf einer Landpartie nach Treptow, nach den Pichelsbergen oder nach der damals berühmten Pfaueninsel mit ihren wilden Thieren, köstlichen Blumen und dem königlichen Riesen mit künstlerischer Grazie veranstaltete.

Zur Feier von Ludolffs Geburtstag spielte ich einst in seiner Thiergarten-Villa vor einer glänzenden Gesellschaft von 300 Personen mit dem jungen Neffen des Hauses, dem später als Journalist und Dramatiker bekannt gewordenen Alexander Cosmar, und zwei reizenden Fräulein von Winterfeld in dem Stück: „Die Savoyarden“. Zur Krönung des Festes stieg dann dessen Königin — Henriette Sontag — als liebreizendste Blumenfee aus einem riesigen Blumenkorbe empor und sang mit ihrer süßen Vogelstimme ein Huldigungslied.

Der schwärmerisch verehrten Henriette zu Ehren veranstaltete Ludolff in dem damals glänzendsten Lokal Berlins, dem nach Schinkels genialen Zeichnungen erbauten und dekorirten Spiegel-Saale des Konditors Fuchs Unter den Linden im Winter 1825—26 einen feenhaften Ball. Ganz Berlin sprach schon wochenlang vorher von diesem „Ereigniß" und alle tanzlustigen Schönheiten geriethen in fieberhafte Aufregung: ob sie zu den Glücklichen zählen würden, zu diesem exclusiven Zauberfest eine Einladung zu erhalten? Denn wegen des beschränkten Raumes sollten nur dreißig tanzende Paare eingeladen werden und es war bekannt, daß bei Ludolffs über Schönheit und Grazie strengstes Gericht gehalten wurde. Ich fand Gnade vor den kritischen Augen und war eine von den auserwählten dreißig Tänzerinnen.

Endlich war der große Abend da. Der berühmte Spiegel-Saal, dessen Wände, Thüren und Plafond nur aus Spiegeln und überreich vergoldetem Stuck bestand, funkelte von Hunderten von duftenden Wachslichten, die durch den Reflex von allen Seiten vertausendfacht wurden. In allen Ecken und in den Fensternischen schimmernde Blumengruppen — und dazwischen tanzende Jugend und Schönheit, die auch für die Toiletten etwas Außergewöhnliches gethan hatte.

Wie entzückend schön war die sylphenhafte, heiterkeitstrahlende Henriette Sontag in ihrer duftigen Toilette: weißer Seidentüll, gestickt mit grünen Blättern und Ranken, über weißem Atlas, Smaragdschmuck und weiße Rosen im Haar!

Die lieblichen, aber armen beiden Fräulein von Winterfeld hatten anonym reizende Pariser Toiletten: weißer Krepp mit lichtblauen Astern, zugesandt erhalten — von dem generösen Ballgeber Ludolff.

Ich trug Gaze-Iris mit Guirlanden von Rosenknospen und Schneebällen, einen gleichen Blumenschmuck im Haar.

Uns Alle aber überstrahlte die ehemalige Solotänzerin Röhnisch, die ein reicher Gutsbesitzer der Bühne entführt hatte, durch ihre leuchtende junonische Schönheit und die Pracht ihrer Toilette. Sie trug Drap d'argent, mit Granatblüten verziert, und gleiche Blumen in den lichtbraunen Locken. Der Glanz ihrer wunderschönen, tiefblauen Augen wetteiferte mit dem Feuer ihrer reichen Diamantenpracht. — Mlle. Röhnisch war zugleich mit der schönen Mlle. Vestris, der späteren Mad. Hoguet, auf königliche Kosten in Paris als Tänzerin ausgebildet, aber bald für die Bühne verloren.

Von diesem feenhaften Ball wurde noch lange in Berlin gesprochen — — und Ludolff schwamm in einem Meer von Entzücken und von — Schulden, was aber damals noch Niemand ahnte.

So liebenswürdig und opferfähig Ludolff für seine Schützlinge auch war — so konnte seine Verehrung doch ziemlich unbequem werden. Das sollte neben der vergötterten Henriette auch ich erfahren. Er warf sich zu unserem un-umschränkten Vormund und unvermeidlichen Gewissensrath auf. Nichts durfte ohne seine Zustimmnng geschehen, kein Gastspiel eingegangen, kein Kontrakt abgeschlossen, keine neue Rolle einstudirt, ja fast kein Besuch empfangen und keine Gesellschaft besucht werden, ohne daß unser Mäcen seinen Segen dazu gegeben. Und wie konnte er dabei nergeln und ärgern — ohne es in seiner Gönnerschaft zu ahnen.

Fast täglich kam Ludolff zu uns, um mit mir vierhändig zu spielen oder zu plaudern. Es war seine Erholungszeit nach den wohl oft recht langweiligen Sitzungen des Kammergerichts. Durch eine merkwürdige Laune des Zufalls aber traf er die Mutter und mich fast regelmäßig bei unserem Mittagessen — und was er in aller Harmlosigkeit dazu that, war nicht immer das reine Salz der Freundschaft. Er führte auch gewöhnlich eine kleine Cayenne-Büchse voll

böser, beißender Neuigkeiten bei sich, und in größter anscheinender oder wirklicher Unschuld streute er einzelne Körnlein in's Gespräch; z. B.:

„Wissen Sie schon, armes Kind, daß der niederträchtige Saphir in seiner heutigen „Schnellpost“ Sie als Käthchen von Heilbronn furchtbar herunter gerissen hat?“

„Nein! Ich lese nur die freundlichen Kritiken, die wohlwollende Freunde mir bringen. Ueberdies ist Saphir als boshafter, käuflicher Kritiker bekannt, dem die Künstler nur dazu dienen, seine Börse zu füllen — oder als Objekt für seinen prickelnden, beißenden Witz. Und ich wurde ja grade als Käthchen vom ganzen Hause sehr freundlich applaudirt und sogar gerufen. Da schadet das Gift einer boshaften Feder nicht viel ...“

„Doch! doch! Das Publikum läßt sich durch Saphirs blendenden Witz nur zu leicht bestechen. Ich habe mich wüthend über die Unverschämtheit dieses Federbanditen geärgert. Sie wissen ja, wie gut ich es mit Ihnen meine — ich, Ihr wärmster Verehrer und aufrichtigster Freund. Und auch Sie werden sich sicher ärgern, wenn Sie diese neue Infamie lesen. Hier ist die Nummer der „Schnellpost“. Ich habe sie expreß für Sie gekauft ...“

„O, Herr Justizrath, Sie sind zu gütig!“

„Das versteht sich unter guten Freunden ja von selbst. Aber — à propos! — haben Sie denn schon bemerkt, daß Ihr getreuster Verehrer auf dem rechten Eckplatz der zweiten Parquetreihe, der sonst nie im Theater fehlte, wenn Sie auftraten, Ihnen ungetreu geworden ist?“

„Schöne Donna, laß ihn laufen, er ist Deines Zorns nicht werth!“ — Aber mein Singen und Lachen kam nicht ganz frei von Herzen.

„Ja, der Ungetreue betet jetzt allabendlich auf seinem neuen Stammplatz im Königstädter Theater die schöne

Julie Holzbecher an ... Oder finden Sie dieselbe nicht schön?"

„Gewiß! sie ist eine liebliche Erscheinung!"

„Aber es ärgert Sie doch — ich sehe es Ihnen an!"

„Nein — aber Sie ärgern mich jeden Mittag mit Ihren unerquicklichen Gesprächen. Wirklich eine allerliebste Passion von Ihnen, Herr Justizrath ..."

Beleidigt stürzte er fort, uns in böser Verstimmung zurücklassend. — Zum Ueberfluß kam dann gewöhnlich bald darauf die Frau Justizräthin angerauscht, mir die bittersten Vorwürfe machend, daß ich ihrem Manne seine liebste Erholungsstunde nach den langweiligen Kammergerichtssitzungen vergällt habe.

Am andern Tage sage ich fröhlich zur Mutter: „Heute können wir doch mal in Gemüthsruhe essen. Der Justizrath fällt uns sicher so bald nicht wieder in die Suppe ..."

Doch — Reißigers reizendes Lied vom verliebten Maikäfer paßte auch hier:

> Schön Fliege macht die Aeuglein zu
> Und denkt: Der kommt nicht wieder!
> Da brummt es schon, da summt es draus,
> Da wankt und schwankt das Tulpenhaus —
> Maikäferchen kam wieder!

Kling—ling—ling! Und unser Justizrath — mein „wärmster Verehrer" — war wieder da mit einer besonderen Neuigkeit, die mir die Laune und den Appetit verdarb.

Und doch, wenn ich damals hätte ahnen können, wie traurig dieser geniale Kunstenthusiast schon nach wenigen Jahren enden würde! — ich hätte seine oft sehr peinliche Verehrung freundlicher ertragen.

Ludolff ruinirte sich für die Kunst und die Künstlerinnen — besonders für die vergötterte Henriette Sontag. Als sein großes ererbtes und durch die glänzendste Advokaten-

Praxis vermehrtes Vermögen in übermäßiger Gastfreundschaft und oft sinnloser Kunstschwärmerei zerronnen war und der unglückliche Mann sich vor seinen Gläubigern nicht mehr zu retten wußte — da verschwand er plötzlich spurlos aus Berlin ... Nach einiger Zeit ging das Gerücht: man habe seine Leiche im Rhein gefunden ... Sicheres habe ich nie über das Ende des Unglücklichen erfahren, in dessen Hause ich so viel frohe Stunden verlebte. —

Noch ein anderer namhafter Berliner Justizrath richtete sich damals durch seinen maßlosen Kunstenthusiasmus zu Grunde, veruntreute Mündelgelder und — erschoß sich. —

Manche interessante Persönlichkeit lernte ich in Ludolffs Hause kennen; so Ludwig Rellstab, den gewesenen Artillerie-Offizier, der die Kriegswaffe mit der Feder vertauscht und damals schon sein Trauerspiel „Karl der Kühne", für seinen Freund Bernhard Klein den Text zur Oper „Dido" und schon manche scharfe Theaterkritik geschrieben hatte.

Rellstab war nur acht Jahre älter als ich und trotz seiner auffallenden Häßlichkeit, seiner platten, auf dem Eise gebrochenen Nase, seiner etwas mongolischen Züge und für einen jungen Mann ungewöhnlichen Korpulenz eine höchst anziehende Persönlichkeit. Durch die Brillengläser blitzten kluge, lebhafte Augen, sein Geist war ungemein beweglich und seine Unterhaltung bezaubernd — wenn ihn nicht grade der Bock der Satire stieß. Seine kritische Feder war mehr gefürchtet, als geliebt — und selbst sein Lob verwundete oft gegen seine Absicht. Ich bat ihn himmelhoch, mich nie in seinen Kritiken zu loben, sondern lieber gnädigst zu tadeln! — Ich glaube, er hat mich nie gelobt und nie getadelt. Sein Hauptfach war überdies die musikalische Kritik.

Einst wurde bei Ludolffs viel von dem bevorstehenden Maskenball gesprochen, den der italienische Sprachlehrer Valentini — der gewandte Maître de plaisir des damaligen

eleganten lustigen Berlin — in dem großen Saal bei Jagor veranstaltete. Rellstab machte mir den Vorschlag: wir Beide wollten als Papageno und Papagena erscheinen! — worauf ich mit Freuden einging.

Wir wählten keinen Federanzug, wie es auf der Bühne üblich, sondern grün, gelb, roth schillernden Plüsch, mit kleinen rothen Federn garnirt. Ich trug einen Federschmuck auf dem Kopf — gleich der Amazili in Ferdinand Cortez — Korallen um Hals und Arme und grüne Atlasschuhe.

Mein Papageno sah gut, beinahe hübsch aus, denn die Halbmaske bedeckte die eingedrückte Nase, und nur der fein lächelnde Mund war sichtbar. Er hatte mich mit einem Körbchen voll Zuckervögelchen und Zuckereier versehen und dazu reizende Verse gemacht, die ich unter Bekannte vertheilte.

Wir erregten Aufsehen und wurden bald von neugierigen Masken umringt und geneckt. Rellstab gab prächtige Repliken, und — Papagena bemühte sich, ihrem Papageno keine Schande zu machen.

Die königlichen Prinzen erschienen in Dominos auf diesem Maskenball und mischten sich sehr ungenirt unter das Publikum. Mein getreuer Verehrer, der alte verliebte Oberst Zechelin, der mir nicht von den Federn wich, hatte besonders viel von dem Witz des jungen Prinzen Karl zu leiden. So faßte der Prinz Zechelin am Domino und sagte zu mir:

„Holde Pa—pa—pagena, diesem alten verliebten Papagei müssen Sie gründlich die Flügel stutzen — er ist gar zu flatterhaft!“

Auch dem jungen Rudolf Decker, der soeben erst, im Januar 1826, von seinen großen Studienreisen aus Paris und London zurückgekehrt war, gab die neunzehnjährige Papagena ein Zuckervögelchen mit einem Spruch . . . Erst nach fünfundvierzig Jahren erfuhr ich von dem alten

Jugendfreunde, dem freundlichen Verleger meines „Bühnenlebens“, Rudolf von Decker den Inhalt dieser Verse:

Ein Knäblein, im Januar geboren,
Ist zu hohem Glück erkoren!

— und wie hoffnungsfröhlich sie ihn, das Januarkind, gemacht — denn er liebte schon damals die holde Nachtigall Pauline von Schätzell und durfte sie auch später wirklich als beglückende Gattin heimführen

Am Morgen nach jenem Balle erhielt Papagena von Rudolf Decker ein reizendes Gedicht mit Golddruck auf Atlaspapier, das mich sehr beglückte — — und ein halbes Jahrhundert später empfing die gichtkranke Lina von dem sterbenden Jugendfreunde die letzten Verse — ja vielleicht überhaupt die letzten Zeilen, die Rudolf von Decker geschrieben hat. Sie lauten:

O könnt' ich Balsam träufeln
In alle Wunden ein,
Bald sollten alle Kranken
Von Leid gesundet sein!

Berlin, 30. 11. 1876. R. v. D.

Wenige Wochen später, am 12. Januar 1877, schlossen sich die milden Augen des treusten Jugendfreundes für immer.

Auch mit der Decker'schen Familie habe ich in jenen alten Blütentagen meiner frohen Jugend in Berlin freundliche Stunden verlebt. Die junge Wittwe des 1819 verstorbenen Geh. Oberhofbuchdruckers Decker machte mit ihren drei erwachsenen Stiefsöhnen Karl, Gustav und Rudolf ein sehr angenehmes Haus, in das ich durch den poetischen Franz von Elsholz, den Verfasser der damals gern gesehenen Stücke „Komm her“ und „Die Hofdame“, selbst von Goethe anerkannt, eingeführt wurde.

Wie reizend waren die kleinen Familienbälle und Privat-Konzerte in diesem bürgerlichen Patrizierhause der Wilhelm-

straße. In diesen behaglichen, kunstgeschmückten Räumen durfte ich mit dem jungen Reißiger, dem Komponisten reizender Lieder und der Opern „Das Rockenweibchen“ und „Der Ahnenschatz“ und des Melodramas „Yelva“, dessen Titelrolle später ein Glanzstück meines Gastspielrepertoires wurde, — mit Louis Berger, Felix Mendelssohn-Bartholdy und dem noch knabenhaften Wilhelm Taubert singen und spielen. Noch höre ich Taubert mit dem schönstimmigen Fräulein Siebold das Duett aus Spohr's „Jessonda“: „Holdes Mädchen, wirst mich hassen!“ singen, die Sterne der Oper: Bader und die Seidler-Wranitzky, nachahmend. Der ernste, melancholische Louis Berger spielte mit seinem jugendsprudelnden Schüler Felix Mendelssohn eine vierhändige Sonate von Beethoven. Reißiger entzückte uns durch seinen charakteristischen „Erlkönig“, Lied ohne Worte. Ich deklamirte einige allemannische Gedichte Hebels und sang Lieder von Berger und Mendelssohn . . .

Gustav Decker — liebte mich mit seinem guten, biederen Herzen und huldigte mir in zartester Weise. Es hätte nur der leisesten Ermunterung von meiner Seite bedurft, um die Seine — und gewiß eine glückliche Frau für's ganze Leben zu werden. Aber ich hatte das Gefühl, daß die Familie die Komödiantin nicht gern unter sich aufnehmen würde. Auch hätte ich mich von den geliebten Brettern nur schwer getrennt. Der Hauptgrund aber war: ich liebte Gustav Decker nicht so wieder, wie jene Liebe sein muß, die Alles überwindet.

So ging denn Gustav Decker im Frühjahr 1827 eine Konvenienz-Ehe ein. Ich wirkte auf seinem Polterabend mit. Elsholz hatte ein allerliebstes Gelegenheitsstückchen für das Fest geschrieben; das führten der Dichter, der jüngere Gropius, Assessor Gerloff und ich auf.

Als der Vorhang aufging, zeigte die Bühne inmitten einer reizenden Walddekoration ein weißes Riesenei . . .

Dessen Schale öffnet sich und ich — die Waldfee, im weißseidenen Röckchen, mit Epheu besetzt, um die Schultern ein Tigerfell, in den Locken Epheuranken — springe daraus hervor und bringe dem Brautpaare meine Glück- und Segenswünsche dar ...

Ich wurde jubelnd begrüßt — — nur der Bräutigam saß so blaß und traurig da neben der ungeliebten Braut ... Und im April 1829, wenige Wochen, ehe ich einem falschen Glück nach England folgte, betteten sie Gustav Decker hinab unter den grünenden Frühlingsrasen zu seinem ihm vorangegangenen Bruder Karl ...

Uns Beiden war der Erde Glück nicht beschieden. Aber wie oft — wie bitteroft habe ich mich unter Stürmen und Schmerzen noch gefragt: Wie anders — und sicher, wie viel friedlicher und reiner hätte sich Dein Leben gestaltet — — wenn Du damals diese redliche, treue Hand nicht so muthwillig zurückgestoßen hättest! — —

Bei Ludolffs lernte ich auch Wilhelm Häring kennen, der unter dem Namen Wilibald Alexis in den damals so beliebten, unzähligen Taschenbüchern und den spärlichen Journalen gern gelesene Novellen und Gedichte veröffentlichte und durch seinen ersten Roman, den der Fünfundzwanzigjährige kurz vor meiner Ankunft in Berlin unter dem Titel: „Walladmor. Frei nach dem Englischen des Walter Scott von W.....s“ hatte erscheinen lassen, der meistgenannte Schriftsteller Berlins geworden war. Alle Welt hatte diesen seltsamen Roman — halb ernsthafte Nachahmung des gefeierten Schotten, halb Satire auf die vergötterten Waverley-Novellen — für echt gehalten und begierig verschlungen — bis Walter Scott selbst in einer heiter anerkennenden Kritik der Dichtung diese „kühnste Mystifikation unseres Jahrhunderts“ mit Humor aufdeckte. Das machte Wilibald Alexis auf einen Schlag in ganz Deutschland bekannt und beliebt,

und ich war nicht wenig gespannt, den berühmten jungen Dichter, der zugleich der Vetter Ludwig Rellstabs war, persönlich kennen zu lernen.

Als Wilibald Alexis dann aber in Ludolffs Thiergarten-Villa mir gegenübersaß — so still und blaß, und kein einziges Wörtchen und kaum einen halben Blick durch seine bergenden Brillengläser für mich hatte — da war ich wirklich nicht wenig enttäuscht von diesem „berühmten Dichter“.

Wilibald Alexis war klein, schmächtig, der hübsche braune Lockenkopf steckte tief zwischen den Schultern — aber das interessante Gesicht sah so blaß und müde aus, wie damals bei den meisten jungen Referendaren und Assessoren am Berliner Kammergericht. Ich mußte immer denken: Die Armen arbeiten oder — suitisiren zu viel und essen zu wenig!

Auch sonst sprach mein vis-à-vis wenig und nichts Hervorragendes, und das kam leise und schüchtern zum Vorschein. Im geselligen Leben wurde Wilibald Alexis von seinem amüsanten, witz- und anekdotensprudelnden Vetter Ludwig Rellstab, bald Härings Schwager, total verdunkelt.

Zu meiner Genugthuung hörte ich später, daß meine blühende Jugend doch nicht so ganz spurlos an den poetischen Brillengläsern vorübergegangen sei — — aber ihr ernsthafter Träger habe sich gefürchtet, mit meinem lachlustigen Uebermuth anzubinden.

Den schärfsten Gegensatz zu Wilibald Alexis bildete der damals vielschreibende und vielgelesene — längst vergessene Romanschriftsteller Karl August von Witzleben, der sich als Mann der Feder nach der Mode jener Tage und nach seinem Familiengut „A. von Tromlitz“ nannte. Er war groß, dick, behäbig und stets äußerst zufrieden mit sich und der Welt, die so geduldig seine unzähligen Romane kaufte und las. Als ich aber seine bluttriefenden, schrecklichen „Pappenheimer“ gelesen, hatte ich für immer genug und ich begriff sehr wohl

Saphirs böses Witzwort, das in dem lachlustigen Berlin sehr belacht wurde, als er schrieb: „Ich bin lebensmüde und möchte mich umbringen; aber ich kann nicht recht dahinter kommen, welches die leichteste, schnellste und sicherste Todesart ist: ob ich mir einen Tromlitz'schen Roman durch den Kopf jage — oder mich mit einer Holtei'schen Shakespeare-Vorlesung im schlasingschen Dialekt vergifte!“

In Tromlitz' Stück „Die beiden Douglas“ spielte ich gern und mit Erfolg, denn das schottische Hochlands-Kostüm kleidete mich sehr gut. Der Dichter aber blieb mein bête noir und ich konnte es nie begreifen, wie ein junges, schönes, armes Fräulein die Seine wurde — wegen guter Versorgung.

Tromlitz übersiedelte mit seiner jungen Frau in eine Weinbergsvilla bei Dresden, und dort sind wir uns später in Gesellschaften wieder begegnet, ohne uns jedoch näher zu treten. —

Wie liebenswürdig muthete mich dagegen Hofrath Heun an, der auch in diesen Berliner Kreisen verkehrte und selber ein sehr angenehmes, gastfreies Haus machte: — der damals besonders von gefühlvoller Weiblichkeit vergötterte ... und später so viel bespöttelte Mimili-Clauren.

Hofrath Heun war stets heiter, jovial, zuvorkommend — und für mich der treuste und zuverlässigste Freund und Berather. Ich hatte ihn schon dankbar in mein Herz geschlossen, noch ehe ich ihn persönlich kannte: weil er eine meiner beliebtesten Rollen, das Suschen im „Bräutigam aus Mexico“ geschaffen.

Niemand verstand liebenswürdiger die Honneurs seines Hauses zu machen — anregender eine Gesellschaft zu unterhalten — fröhlichere Landpartien, Waldfeste und Picknicks im Grünen zu arrangiren, als Clauren, der Allerweltsfreund.

Er war schon seit Jahren Wittwer. Seinem Haushalt stand eine Nichte vor. Als heiterer Genußmensch führte Clauren aber mit seinem erwachsenen Sohne Karl ein joviales Garçonleben. Vater und Sohn besuchten dieselben Kreise, liebten dieselben Vergnügungen und hatten dieselben kleinen menschlichen Schwächen — ohne sich gegenseitig zu geniren. Das hatte ihnen den Scherznamen „Die beiden Klingsberge" zugezogen — nach dem bekannten Lustspiele Kotzebue's.

Das von ihm herausgegebene, tonangebende Taschenbuch „Vergißmeinnicht" brachte Clauren jährlich 6000 Thaler ein. Dazu kam seine Einnahme als Redakteur der Staatszeitung. Ich war stolz darauf, als Clauren für das Vergißmeinnicht 1828 nach dem Pastellbilde vom Hofmaler Krüger mein Stahlstich-Porträt in Wien anfertigen ließ und warme Worte der Anerkennung dazu schrieb.

Welch einen Lärm gab es, als 1825 der Roman erschien: „Der Mann im Mond, oder des Herzens Zug ist des Schicksals Stimme, von H. Clauren" — jene vernichtendste aller Satiren von Wilhelm Hauff, den weichlich süßlichen, schwülstigen Mimili-Stil kopirend und parodirend.

Clauren hatte viel Verdruß davon, obgleich er den gegen Hauff angestrengten Prozeß gewann. Hauff und Herlossohn setzten ihre schonungslosen Angriffe unerbittlich fort — und sie hatten die Lacher auf ihrer Seite.

Tiefer traf den heiteren, leichtlebigen Vater Klingsberg ein anderer Schlag: sein Sohn Karl starb am Nervenfieber — man sagte aber: am zu flotten Leben als Sohn Klingsberg!

Lange war der Vater untröstlich — — bis er ein junges, schönes, aber ganz ungebildetes Mädchen aus niederem Stande heirathete und die Freude hatte, noch ein Töchterchen auf seinen Knien wiegen zu dürfen, das er seinem beliebtesten Stück zu Ehren „Suschen" taufen ließ.

Meine geistvolle Kollegin Amalie Wolff hatte die schwere Aufgabe: Mutter und Tochter heranbilden zu helfen.

Als ich bei meinem Gastspiel 1834 zum letzten Mal die Berliner Bretter betrat, gab ich Clauren's Suschen. Hinter den Koulissen stand der Dichter und Thränen der Rührung und der Freude liefen ihm über das gute alte Gesicht . . .

Die „beiden Klingsberge" erinnern mich lebhaft an das gastliche Haus des Kommerzienraths Ermeler, des Gründers der berühmten Tabacksfabrik in der Breitenstraße — und an das alte geflügelte Berliner Wort:

„Wo kommt der beste Taback her?
Der kommt allein von Ermeler.
Doch bist Du ein Politikus,
So kaufst Du bei Prätorius!"

In dem Ermeler'schen Hause und in der schönen Thiergarten-Villa verkehrte ich gern und fröhlich auch mit den beiden Klingsbergen, scherzte und lachte mit dem Vater und tanzte mit dem Sohn.

Wie heiter feierten wir mit einander im Thiergarten die Ermeler'sche Silberne Hochzeit! Dichter, Maler, Musiker, Sänger und Schauspieler, Freunde des Hauses, wetteiferten mit einander, das Fest zu beleben und zu schmücken, das schon am Morgen mit einem Ständchen im Garten begann.

Bei dem Souper, an dem über hundert Personen Theil nahmen, errettete Clauren uns von einem unendlichen — Dichter. Es war in der guten, alten, verseseligen Zeit, wo man kein Gericht Pellkartoffeln und Häring mit zwei Freunden essen, keine kühle Blonde mit einander trinken konnte, ohne daß ein Lied gesungen — ein Toast erklungen wäre. An solchen poetischen Tischreden war besonders der Bruder des Kommerzienraths unerschöpflich und unermüdlich.

Nachdem nun bei diesem Silbernen-Hochzeits-Souper schon eine wahre Sündfluth von Liedern und Gedichten über uns ergangen war, erhob sich am unteren Tische ein blasser Jüngling mit langem, rabenschwarzen Haar, schlug schüchtern an sein Glas und bat um die Ehre: dem hochverehrten Jubelpaare ein Gedicht widmen zu dürfen ... Und die Geschichte ging los. Langsam und bedächtig, mit monotoner Blechstimme leierte der Blasse in unendlichen Versen die ganze Lebensgeschichte „unseres Ermeler" vor uns ab. Wir hörten ihn geboren werden — spielen — die Schule besuchen — Kaufmann werden — ein Weib nehmen — 1808 die Tabacksfabrik in der Breitenstraße gründen ...

Jede Strophe schloß mit den Worten:

„Hoch lebe unser Ermeler!"

Das hatten wir schon wenigstens drei Dutzend Mal vernommen — und immer noch war keine Erlösung abzusehen. Immer länger wurden unsere Gesichter — immer ungeduldiger wurden die Stühle gerückt — das Jubelpaar schaute immer verlegener drein — der Schnurrbart eines mir gegenübersitzenden Lieutenants bekam im Gähnkrampf förmlich epileptische Zuckungen — ich kämpfte verzweiflungsvoll gegen den immer drohender heranrückenden Ausbruch eines homerischen Gelächters ... und unerbittlich blecherte immer wieder das Wort in unser Ohr:

„Hoch lebe unser Ermeler!"

— und voll Entsetzen sahen wir in des bleichen, erbarmungslosen Dichters Händen noch manches ungelesene Blatt zittern ...

Da erhob sich Clauren, nachdem er das Jubelpaar durch einen Blick um Erlaubniß gebeten, und nahm dem verdutzten Jüngling die Blätter aus der Hand, mit den Worten: „Verehrtester, ich kann Ihren poetischen Opfermuth nicht länger mit anhören. Ich werde Sie im Vorlesen Ihres

charmanten Gedichts ablösen!“ — schlug die letzte Seite auf, las die letzte Strophe und rief zum Schluß:

„Hoch lebe unser Ermeler,
Sein theures Weib nicht weniger!

Hoch! hoch! — und nochmals hoch!“

Klingsberg Sohn winkte den Musikanten zu: „Tusch! Tusch!“ — und in dem allgemeinen Jubel konnte ich meiner qualvollen Lachlust ungenirt die Zügel schießen lassen.

Kommerzienrath Ermeler war einer meiner wärmsten Verehrer. Er ließ durch den römischen Maler Gentili für seinen Salon mein Bild malen, das sich noch heute im Besitz der Familie befinden soll, — aber er gehörte auch zu meinem Kummer zu jenen Kunstmäcenen und Hausfreunden, die — unbewußt — nicht wenig zu quälen wissen, wie ich schon an Ludolffs Beispiel gezeigt habe.

Nie begegnete ich Ermeler, ohne daß er mir mit dem hoffnungslosesten Doktorengesicht zugerufen hätte:

„Mein Gott, liebes Fräulein, wie sehn Sie aus? Sind Sie krank? Haben Sie Migräne? Nein? — so leiden Sie sicher an der Leber — Ihr Teint ist ganz Leber... Oder haben Sie sich geärgert? — Rechnen Sie darauf, das echteste Gallenfieber ist im Anzuge . . .“

„O beruhigen Sie sich, Herr Kommerzienrath, ich fühle mich so wohl, wie ein Fisch im Wasser, und ich habe noch heute Morgen ein reizendes Gedicht vom Baron Minutoli erhalten, in dem viel von den Rosen und Lilien meiner Englein-Wänglein die Rede ist . . .“

„Poetischer Dunst, liebes Fräulein! Ach, wenn Sie doch erst dahin kommen wollten, die Schmeicheleien dieser verliebten jungen Leute von treuem Freundesrath zu unterscheiden . . .“

„Aber, verehrtester Gönner, würden „diese verliebten jungen Leute“ sich in einen Leber-Teint und ein Gallenfieber-Gesicht bis zur poetischen Raserei verlieben?“

„Ja, ich weiß, Sie hören's nicht gern — aber als Ihr aufrichtigster Verehrer kann ich Ihnen doch nicht verschweigen: Sie sind, seit wir uns das letzte Mal gesehen, um volle fünf Jahre älter geworden . . .“

„O, da müßte ich heute wenigstens hundert Jahre zählen, denn so oft haben Sie mir dies Kompliment in den zwei Jahren unserer Bekanntschaft schon gemacht!“

Man lachte — aber man ärgerte sich doch. —

Der junge Baron Adolf von Minutoli, Sohn des bei Hofe sehr angesehenen Generals Menu von Minutoli, der bei den scherzhaften Aufführungen im Palais durch Geist und Witz eine so hervorragende Rolle spielte und z. B. einmal bei einem der alljährlichen heiteren Bohnenfeste der königlichen Familie als leibhaftige Moccabohne Furore machte, — Baron Adolf gehörte zu meinen liebenswürdigsten Verehrern in Berlin, mit dem ich gern tanzte, plauderte, lachte und in Privatzirkeln häufig Komödie spielte. Er schwärmte für's Theater und hatte ein seltenes Talent für die Bühne. Wegen seiner südlichen Züge, dunklen Locken und brandschwarzen Augen nannte ich ihn gern „meinen Orientalen!“

Von diesem zweiundzwanzigjährigen Verehrer erhielt ich mein erstes Gedicht in Berlin, begleitet von einem früchtereichen Erdbeerbusch im zierlichen grünen Blumentopf.

Solch' ein erstes Gedicht ist für ein siebenzehnjähriges Mädchenherz ein Ereigniß! Während ich die rothen Beeren vergnüglich aufpickte, lernte ich die Verse auswendig, die natürlich das Roth der Erdbeeren vor der Glut meiner blühenden Lippen erblassen ließen.

„Mein Orientale“ besuchte uns nach jeder meiner neuen Rollen. Von seiner mündlichen Kritik habe ich viel gelernt. Ueber ein komisches Intermezzo bei einer solchen Visite haben wir viel gelacht. Ich studirte grade bei dem kleinen queck-

silbernen Lauchery, Lehrer der königlichen Tanzschule, in unserer Wohnung den damals beliebten Shawltanz für meine Preziosa ein, wozu der Maître de danse auf einer winzigen Violine aufspielte — grade wie der Tanzmeister in Black-House von Boz — als Baron Adolf in's Zimmer trat. Die Schlinge des langen himmelblauen Shawls flog ihm um den Hals — in meinem Uebermuth tanzte ich lustig weiter, die Schlinge nur noch fester anziehend und heiter lachend: „Der Vogel ist gefangen!“ — bis mich ein klägliches Aechzen: „Sie erwürgen mich ja!“ zur Vernunft brachte, aber nicht zum Ernst. Denn die Scene war zu ergötzlich, und ein heiterer Genremaler könnte ein wirksames Bild daraus machen: Ich als leichtgeflügelte Sylphide mit flatternden blonden Locken — in der Schlinge meines himmelblauen Shawls der hochrothe hübsche Lockenkopf meines dunkeläugigen Orientalen — und daneben der kleine zierliche Tanzmeister, dem vor Schreck Violine und Fidelbogen herabgesunken ...

Als ich Anfang der vierziger Jahre in Posen gastirte, traf ich dort den jüngeren Bruder, Julius von Minutoli, als Polizeipräsidenten wieder. Er machte mir in liebenswürdigster Weise die Honneurs von Posen. Wir lachten über jene drollige Shawlscene und Baron Julius meinte heiter: „Sie hatten's meinem Bruder Adolf angethan — er hätte sich sicher gern von Ihrer Hand erdrosseln lassen ...“

Wir Ahnungslosen! Adolf von Minutoli wurde bald darauf Hofmarschall des Herzogs von Meiningen und Intendant des dortigen Theaters, um dessen Hebung er sich große Verdienste erwarb ... und im Frühling des wilden Jahres 1848 meuchlerisch erschossen!

Auch Julius von Minutoli, der von seinem Vater das Reiseblut geerbt hatte, ist traurig gestorben. Er ging 1860 als preußischer Gesandter nach Persien — und starb schon

im Herbst desselben Jahres einsam und verlassen in einer elenden Karavanserei. Er liegt unter den Rosen von Schiras begraben.

Die ganze geistvolle Familie Minutoli hat sich als Schriftsteller ausgezeichnet: der General, die Generalin und drei Söhne. —

Zu meinen poetischen Verehrern gehörte auch der junge hübsche und elegante Lieutenant Heinrich Adolf von Zastrow, der uns durch den Rittmeister von Reizenstein vorgestellt wurde. Zastrow war ein geborner Danziger und fiel durch seine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf, — als säbelrasselnder Verehrer durch Zartheit und Bescheidenheit. Er konnte stundenlang neben mir am Klavier sitzen, die Notenblätter umwenden und verliebt auf das muntre Spiel meiner Finger blicken. Er wurde mein Sänger in der „Spenerschen Zeitung". Das eine Gedicht haben ich — und er aufbewahrt. Es lautet:

An Fräulein Karoline Bauer.

Der Menge lauten Beifall Dir zu rauben
Vereinet sich des Rezensenten Glauben
Mit Tadelsucht und schöner Frauen List. —
Man zürnt mit Dir, weil Du die Schönste bist.

Doch wie die Rose um so mehr gefällt
Wenn sich die Distel ihr zur Seite stellt —
So wird der Neid uns nimmermehr entwöhnen
Thaliens Liebling, und dem wahren Schönen.

Talent und Schönheit giebt Dir das Geleite —;
Zu diesen mächt'gen Fahnen uns zu schwören,
Das soll fürwahr kein Rezensent uns wehren.

So fürchte nichts — die Freunde sind zur Seite;
Durch unsers Jubels Ruf emporgetragen
Muß der beschämte Feind Chamade schlagen.

— w.

Der später bei Königgrätz, bei Spicheren und Gravelotte so berühmt gewordene General v. Zastrow ließ mich noch

vor einigen Jahren durch eine mir befreundete Verwandte, Baronin B. in Schlesien, der er das Manuskript jenes Gedichts zeigte, grüßen ... Ein Jahr darauf ist er an einem Gehirnleiden in dem Maison de santé zu Schöneberg bei Berlin gestorben.

Wie fröhlich tanzte ich mit den Lieutenants v. Zastrow, v. Winterfeld, Herwarths v. Bittenfeld auf den reizenden kleinen Bällen bei dem Vater der letzteren, dem liebenswürdigen General Herwarth. Auch dessen Söhne sind gefeierte Kriegshelden geworden.

Die Verehrung des guten, artigen Lieutenant von Winterfeld, mit dessen holden Schwestern ich befreundet war, hat meine Mutter und mich manchen harten Kampf der Höflichkeit gegen den impertinenten Gähnkrampf bestehen lassen; aber ich kann mich leider nicht rühmen, daß ich immer siegreich draus hervorgegangen bin. Der Herr Lieutenant hatte die leidige Angewohnheit: beim Sprechen die Augen halb zu schließen, mit der Zunge gegen die Oberzähne zu stoßen und seine Verehrung leise und furchtbar monoton zu lispeln. Wenn meine Mutter diesen getreusten Verehrer anrücken sah, erblaßte sie und verschwand schleunigst aus dem Zimmer. War auch meine Kraft erschöpft — so stürzte ich der Mutter nach und bat himmelhoch: sie möge mich nur fünf Minuten ablösen und sich lispelnd verehren lassen — bis ich den Gähnkrampf überwunden!

Einem andern Verehrer, einem reichen Banquier, der ein wenig stotterte, brach bei seiner Huldigungsrede mit Hindernissen stets in dem Grübchen über der Nasenwurzel ein großer schimmernder Angsttropfen aus und rann langsam die Nase hinab ... Sah ich das Naturwunder entstehen — so war meine ganze Aufmerksamkeit magnetisch auf diesen quellenden — rinnenden Verehrungstropfen gerichtet und der Gedanke ließ mich nicht los: Wird er fallen? Wohin wird er fallen?

— War er endlich niedergeblitzt — dann war's auch mit meiner Ernsthaftigkeit vorbei und ich brach in ein unauslöschliches Gelächter aus . . . bis der arme reiche Verehrer wüthend fortstürzte — und dennoch immer wiederkam. Vielleicht wäre ich ohne diesen Angsttropfen Frau — Millionärin geworden und mein ganzes Leben in andere und sicher weniger unklare Bahnen gerathen. —

Auf meinem ersten Geburtstagstisch in Berlin fand ich einen wunderschönen Rosenstock und ein zartes Huldigungsgedicht von dem Spender, dem jungen Dichter und Kritiker Friedrich Witthauer. Wie vergnügt zählten wir Beide die Blüten und Knospen! Es waren fast hundert.

Bei meinen Gastspielen in Wien sah ich Witthauer als Redakteur der dortigen Modenzeitung und als gefürchteten Theaterkritiker wieder. Aber die Rosen seiner Wangen und seiner Heiterkeit waren verblüht. Seit 1846 ruht Friedrich Witthauer auf dem Friedhofe zu Meran. Er ist an der — Censur Metternichs gestorben. — Dreißig Jahre später sandte mir seine Nichte ein schönes Sophakissen, auf das sie hundert Rosenknospen gestickt — dankbar für das Denkmal, das ich ihrem Oheim in meinem „Bühnenleben“ gesetzt. —

Unter den verliebten Verehrern muß ich auch Ludwig Devrient nennen, der mir leicht hätte gefährlich werden können. Als ich seine Kollegin auf der königlichen Bühne geworden, nahte er sich mir auffallend. Er besuchte uns und half mir beim Einstudiren neuer schwerer Rollen . . . bis ich von Freunden gewarnt wurde. Der geniale Mann war schon eine Ruine als Mensch und Künstler, rettungslos dem Trunk und anderen aufreibenden Leidenschaften ergeben, und steckte bis über die Ohren in Schulden. Da zogen wir uns vorsichtig zurück. Devrient heirathete die junge üppige Tänzerin Brandes — und wurde in dieser unpassenden Ehe, die auf der einen Seite von der Sinnlichkeit, auf der

andern von niedriger Berechnung geknüpft war, nur noch unglücklicher.

Eines Tags erhielt ich anonym ein geistreiches Huldigungsgedicht zugesandt. In meiner Freude und Neugierde nach dem Verfasser zeigte ich es Ludwig Devrient auf der Probe. — Bald darauf sah ich Devrient mit einem schlanken fremden Herrn von etwa dreißig Jahren auf der Straße mir entgegen kommen. Meister Ludwig grüßte mich und sagte lächelnd: „Ich habe das Vergnügen, Ihnen hier jenen verehrenden Anonymus vorzustellen!“ — Ich erröthe — der Fremde erröthet — und ehe noch Einer von uns seine Verlegenheit überwunden hat und ein Wort sagen kann — hat Devrient grüßend seinen Begleiter fortgezogen.

Meine Neugierde war dadurch natürlich noch mehr gespannt, und bei nächster Gelegenheit stellte ich Devrient zur Rede: warum er den Anonymus mir nicht ordentlich vorgestellt habe, ich würde gern erfahren: ob der eben so fesselnd zu sprechen, als zu schreiben wisse?

Pathetisch antwortete Meister Ludwig: „Lassen Sie ihn stumm und fern! Für seine — und für Ihre Ruhe ist es besser, er flieht die goldhaarige Sirene!“

„Was geht denn Sie unsere Ruhe an? — Ich möchte den interessanten Namenlosen wirklich gern kennen lernen!“

„Graf Platen ist schon abgereist!“ und der Schalk eilte davon.

Ich habe nie erfahren, ob der geistreiche Anonymus wirklich der berühmte Dichter war, dessen „Verhängnißvolle Gabel“ grade das größte Aufsehn erregte und der kurz vorher bei Aufführung seines Schauspiels „Treue um Treue“ in Erlangen, von den Studenten herausgerufen, mit dem Impromptu gedankt hatte:

„Ihr, deren Gunst der Dichter heut' besaß,
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn durch Lieb und Gunst,
Damit er steigre seine schwache Kunst!“

Neben einer anderen literarischen Berühmtheit jener Tage habe ich aber leibhaftig auf dem Sopha gesessen und mich bei den unglaublichen Fadaisen, die er an mich verschwendete, und bei den widerlichen Schmeicheleien, mit denen er sein eigenes weibisch-eitles — und in dieser Eitelkeit furchtbar lächerliches liebes Ich beträufelte, fast zu Tode gelangweilt.

Meine geniale Kollegin und badische Landsmännin, die jugendliche Tragödin des Wiener Burgtheaters, Sophie Müller war 1827 zum Gastspiel nach Berlin gekommen. Als ich ihr meinen Gegenbesuch machte, fand ich neben ihr auf dem Sopha ein altes bewegliches Herrchen, geputzt wie ein Pfingstochse, geziert und affektirt, mit blonder Lockenperrücke und geschminkten Lippen und Wänglein, nach neuster Mode und mit auffallender Eleganz stutzerhaft-jugendlich gekleidet, mit den buntesten Orden behängt, zwischen den funkelnd beringten, zärtlich gepflegten Fingern eine große goldne Tabatière mit dem beturbanten Bilde der Frau von Staël drehend und wohlgefällige Blicke in den im Deckel der Dose angebrachten Spiegel werfend . . .

Sophie Müller saß blaß und abgespannt, wie traumbefangen neben diesem seltsamen Verehrer. Wie elektrisirt flog sie mir entgegen und flüsterte mir bei der Umarmung zu:

„Dank, daß Sie kommen! Aber nun müssen Sie mir auch das Opfer bringen und mich ein wenig von den albernen Schmeicheleien dieses alten berühmten Gecken erlösen. Meine Kraft ist erschöpft und ich fühle schon den schrecklichen Augenblick herannahen, wo ich ihm in tödtlicher Nervenabspannung laut in's Gesicht gähnen muß . . .“

Dann stellte Sophie vor: „Herr Professor August Wilhelm von Schlegel“ — und schob mich ganz verdutzt an die Seite des süß Lächelnden, der nun sofort einen Wasserschwall von faden Schmeicheleien über mich ergoß, dabei aber natürlich das liebe Ich durchaus nicht vergessend.

Während ich das kokette Herrchen neugierig betrachtete, mußte ich mir immerfort sagen: Wie ist's nur möglich, daß dieser alte Geck — Schlegel zählte sechzig Jahre — daß diese Parodie auf einen Mann Friederike Bethmann als „Feenkind“ so reizend besingen, eine Frau von Staël so lange fesseln und Shakespeare so herrlich übersetzen konnte?

Dabei fiel mir die oft gehörte und nie für möglich gehaltene Geschichte ein, daß der Dichter einst ein kleines Mädchen umarmte und dabei sagte: „Liebes Kind, vergiß nie diese weihevolle Stunde, in der August Wilhelm von Schlegel Dich — küßte!“ — und ich glaubte sie jetzt.

Daß ich in dieser Eitelkeits-Schilderung des verdienstvollen Gelehrten und Shakespeare-Uebersetzers durchaus nicht übertrieben habe, beweist das seltsame Sonett, das der Dichter nicht nur selber auf sich sang, sondern auch im starken Selbstgefühl auf sich drucken ließ und das wörtlich lautet:

„August Wilhelm Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in eines Wissens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, Aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette,

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakespeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei den Namen: August Wilhelm Schlegel!“

Von diesem „Besieger Aller, Muster, Meister im Sonette“ erzählte man damals auch dieselbe Anekdote, wie vom Grafen Rossi, dem Gemal Henriette Sontags, und später vom

Diamantenherzog Karl von Braunschweig: daß Schlegel eine ganze Garnitur von blonden Lockenperrücken besitze, die er der Reihe nach aufsetze, um das Wachsthum seines üppigen Haares augenscheinlich zu machen — und um dann bei der langhaarigsten Perrücke mit Nonchalance sagen zu können:

„Es ist erstaunlich, wie schnell mein Haar wächst — ich muß es wirklich schon wieder schneiden lassen!"

Schlegel hielt damals — im Mai 1827 in Berlin öffentliche Vorlesungen über Kunstgeschichte. Aber er fand mehr Lacher, als Bewunderer. — —

Noch mit mancher interessanten Persönlichkeit des damals reich bewegten literarischen Berlins kam ich in Berührung. So in Rahel's Salon mit Bettina und Achim von Arnim, Alexander von Humboldt, Fouqué, Chamisso, Gans, dem warmherzigen Ludwig Robert u. A. — wie ich in dem Kapitel „Rahel" im ersten Bande meines „Bühnenlebens" ausführlicher erzählt habe.

Es gab damals in Berlin an jedem Wochentage einen besonderen literarischen Klub, so: den Montagsklub, dem schon Lessing, Ramler, Nikolai angehört hatten, — die spanische und die von Schleiermacher gegründete „gesetzlose Gesellschaft" mit den Mitgliedern Savigny, Niebuhr, Immanuel Bekker, Böckh, Schleiermacher, die Montags und Sonnabends zusammenkamen, — die poetische Mittwochs-Gesellschaft, deren Seele Chamisso, Hitzig, Wilibald Alexis, Streckfuß waren, — die Donnerstagsgesellschaft, die Freitagsgesellschaft mit Friedrich von Raumer, Solger, v. d. Hagen.

Eine wehmüthige Erinnerung ist für mich der schöne blonde blauäugige Schwede Dr. Christian Birch, der durch seine unglückliche Ehe mit meiner Kollegin Charlotte Pfeiffer seine diplomatische Karrière — und später sogar allen moralischen Halt verlor und traurig zu Grunde gegangen ist. Ich lernte ihn am Königstädter Theater kennen, wo

er als geheimer poetischer Berather hinter den Koulissen wirkte. Der Prolog, den ich zur Eröffnung der Bühne sprach, war von Dr. Birch. Mir huldigte er in zartester Weise. Er lebte meistens getrennt von Gattin und Tochter, zuletzt sogar von den Unterstützungen seiner Freunde, die den liebenswürdigen geistreichen Gesellschafter zu schätzen wußten. Erst als er blind und ganz hilflos wurde, nahm Frau Birch-Pfeiffer ihn wieder in ihr Haus auf. Dort ist er gestorben. Er ist der Vater der Romanschriftstellerin Wilhelmine von Hillern.

Der Historiker und Dichter Friedrich Förster, der spätere Hofrath und Custos am Museum, war mir besonders interessant als Jugendfreund und Kampfgenosse Theodor Körners. Als Gelegenheitsdichter war er der Amanuensis des Herzogs Karl von Mecklenburg und des Fürsten Anton Radziwill — und zu den Festspielen bei Hofe, in denen ich mitwirkte, hat Förster häufig die Gedichte geliefert. — Seine Gattin, Laura Gedicke, war eine Zierde der Zelterschen Singakademie. Bei den ersten Faustaufführungen im Palais Radziwill wirkten Beide mit.

Der unerschöpflichste Gelegenheitsdichter jener Berliner Tage war aber Professor Gubitz, Gründer und Lehrer der Berliner Holzschneidekunst, Herausgeber des „Gesellschafters“, Verfasser manchen heiteren Bühnenspiels, in dem ich aufgetreten bin, und mein freundlicher Theater-Kritiker in der „Vossischen Zeitung“. Ich bin dem Vielgeschäftigen häufig in geselligen Kreisen begegnet — und nie kam er ohne ein Festgedicht. Waren es auch nur Eintagsfliegen, so erfüllten sie doch damals, wo man auch in der Poesie noch nicht so wählerisch war, stets recht heiter ihren Zweck. Er hatte sich dadurch den Scherznamen „Max Helfenstein“ erworben. — Frau Gubitz war eine Tochter des großen Heldenspielers Fleck und meiner Kollegin, Frau Fleck-Schröck, und früher

selber Schauspielerin gewesen. Das Gubitz'sche Haus war bei aller Bescheidenheit ein angenehm geselliges.

Wie ein gaukelnder, farbenschillernder Schmetterling huscht der junge froh- und freimüthige Franz Freiherr von Gaudy durch meine Erinnerungen, dem die Gräfin Hahn-Hahn es nie vergeben, daß er — der Sohn des blauen Blutes und der Spielgefährte preußischer Königssöhne — seine Feder zu dem Leben eines „wandernden Schneidergesellen" erniedrigte. —

Zu jenen bleichen, poetischen Kammergerichts-Referendaren, von denen ich schon erzählt habe, daß sie aussahen: als ob sie zu viel lebten und zu wenig äßen! — die für Kunst und Künstlerinnen schwärmten, gehörte auch Friedrich Tietz. Er schrieb damals mehrere Lustspiele, die auf der königlichen Bühne — ziemlich spurlos vorübergingen. — Mein Herz wußte er besonders dadurch zu rühren, daß er mir einst zu Weihnachten ein riesiges Herz von Königsberger Marzipan, das er aus seiner marzipanberühmten Pregelheimat selber als Weihnachtsgeschenk erhalten hatte, mit poetischer Huldigung zu Füßen legte. — Seine Theater-Leidenschaft hat ihn später selber zum Theaterdirektor in Königsberg gemacht — und daran ist sein einst so hoffnungsvolles Leben zerschellt. —

* * *

Unter den dramatischen Dichtern des damaligen Berlin beherrschte Ernst Raupach als unumschränkter — Tyrann die Bühne. Und wie habe ich diesen barschen, finsteren, häßlichen Tyrannen gehaßt! — weil er für mich kein freundlich Wort, keinen anerkennenden Blick und — keine gute Rolle in seinen Stücken zu haben schien!

Wie vom Himmel herabgeschneit tauchte Raupach im Herbst 1824 plötzlich in Berlin auf — und alle Welt sprach sogleich von ihm, der sich auf der Berliner Bühne bereits

durch seine Trauerspiele „Die Fürsten Chawanski“ und „Die Erdennacht“ vortheilhaft bekannt gemacht hatte — und nun persönlich in abschreckender Häßlichkeit und abstoßender Rauhheit vor die Berliner trat.

Raupach war erst vierzig Jahre alt, als ich ihn zuerst sah, hatte aber schon ein bewegtes Leben hinter sich. Als Sohn eines Landgeistlichen studirte er in Halle Theologie, und schon damals, bei dem neunzehnjährigen Jüngling, hatte sich sein Charakter in voller Schroffheit und Bitterkeit fest ausgebildet — für's Leben. Mit rührender Offenheit schreibt der junge Student — im herben Bewußtsein seiner persönlichen Häßlichkeit und Unliebenswürdigkeit — an seinen älteren Bruder, Erzieher in Petersburg:

„Als ich aus den Knabenjahren trat, fehlte mir Nichts als ein Lehrer und Freund, der sich mein völliges Zutrauen hätte zu erwerben gewußt; so wäre aus mir gewiß ein wahrhaftiger und thätiger Menschenfreund geworden. Ich hatte unstreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteste, Thränen des Mitleids und auch den Muth zu helfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. Hätte ich nun einen Freund gefunden, der mit mir gleich gedacht und diese Gefühle in mir genährt hätte, so würde ich das Kindische, was noch dabei war, nach und nach losgewickelt haben, und die dafür eintretende Festigkeit des reiferen Alters hätte mich gewiß zu einem wahren Menschen gemacht. Allein der fehlte mir; ich ward mit diesen meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött. Diese Vorfälle stießen mich zurück; ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich fing an, mich dieser menschlichen Empfindungen zu schämen und die Menschen zu verachten, die mich deswegen verlacht. So begann ich denn allmälig, mich für besser als Andere zu halten, und die Verachtung, die ich gegen Manche hegte, breitete sich

nach und nach auf Mehrere und fast auf Alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt, und auch nicht die Kunst erlernt, mir welche zu erwerben. Die Achtung der Menschen weiß ich mir wohl zu verschaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemanden — lieben muß der Mensch: ich liebte mich also selbst; dort suche ich den Grund meiner besonders ehemals unbegrenzten Eigenliebe."

Mit zwanzig Jahren ging Ernst Raupach auch als Hauslehrer nach Rußland. Er lebte in Moskau und Petersburg. Zu seiner Erholung dichtete er — in echter jugendlicher Begeisterung: die Fürsten Chawansky — die Matrone von Ephesus — die Erdennacht. „Ich dichte" — schrieb er damals — „weil ich mein Leben genießen will. Aller Genuß der Seele besteht in Thätigkeit ihrer Kräfte; die höchste Thätigkeit, also auch der höchste Genuß, ist das Schaffen, das Hervorbringen eines Niegewesenen — denn es ist die Nachahmung der Gottheit. Von allen Menschenschöpfungen aber nähert sich die des Dichters am meisten den Schöpfungen der Ewigkeit, denn sie sind am wenigsten den Gesetzen des Irdischen unterworfen."

Als Professor an der Petersburger Universität heirathete Raupach eine schöne, liebenswürdige Gouvernante, Cäcilie von Wildermuth, aus der Schweiz. Schon nach einem Jahr war er Wittwer — und durch diesen Schicksalsschlag nur noch menschenfeindlicher und bitterer geworden. Petersburg war ihm verleidet. Raupach ging nach Italien und schrieb dort während des Kongresses von Verona „Lebrecht Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters, Briefe aus und über Italien" voll Witz und Satire. Dieser Name „Hirsemenzel" ist am armen Raupach häßlich kleben geblieben: in Immermann's „Münchhausen".

Im vollen Dichter-Selbstbewußtsein wollte Raupach sich in Weimar niederlassen, um dort neben Goethe auf dem Pernaß zu — herrschen. Der greise Dichterfürst empfing den eckigen, unschönen, unmanierlichen, auf sein poetisches Können trotzig pochenden Hirsemenzel-Raupach aber so zugeknöpft vornehm und kühl ablehnend — daß dieser der stolzen Ilm-Musenstadt grollend den Rücken wies. Er hinterließ in Weimar aus einem flüchtigen Liebesverhältniß ein Töchterchen, das nach dem Drama seines Vaters den bösen Spottnamen er- und behielt: „Die Tochter der Luft".

So war Raupach im Herbst 1824 noch ingrimmiger, finsterer und bitterer von Weimar nach Berlin gekommen.

Sein erster Gang war in die Theaterkanzlei. Ohne sich zu nennen, überreichte er dem Sekretär Teichmann ein Lustspiel-Manuskript — erhielt es aber sogleich mit der Bemerkung zurück: es sei zu klein und schlecht geschrieben und nicht zu lesen. Er möge es in sauberer Abschrift wieder einreichen ...

Patzig und borstig verließ Raupach nach einigen zurückgelassenen Grobheiten die Theater-Kanzlei — mit der Absicht: auch dem undankbaren Berlin und seinem Theater für immer den Rücken zu kehren — — als der geschmeidige Theatersekretär Esperstedt errieth, wer der grobe Namenlose sei, ihm nachstürzte und mit tausend Entschuldigungen das „unleserliche" Manuskript zurück erbat. Es war das Lustspiel: „Laßt die Todten ruhn", in dem ich die Elise, eine jämmerliche Nebenrolle zu spielen hatte. Und so blieb Raupach und hatte sich bald zum Alleinherrscher auf der Berliner Bühne emporgearbeitet und tyrannisirte alle Welt: den König und den Hof, den Theaterintendanten, Regisseure, Schauspieler und Publikum. Diese unheimliche Machtstellung — wie sie wohl noch kein Dramatiker an einer Bühne gehabt hat — gewann Raupach auf einen Streich: durch sein erschütterndes Trauerspiel „Isidor und Olga", das im März

1825 ganz Berlin im Sturm mit sich fortriß und unzählige Mal gegeben werden mußte! Das allgemeine Interesse an diesem Stück wuchs noch durch das schnell verbreitete Gerücht: Der Dichter hat „Isidor und Olga“ nach einer in Rußland von ihm miterlebten traurigen Thatsache geschrieben! — Es war ein schneidiges Tendenzstück gegen die fluchwürdige Leibeigenschaft in dem „heiligen Rußland“.

Und wie vollendet — ja, wie überwältigend wurde die Tragödie gespielt! Md. Stich als Olga erschien milder und jugendlich weicher, als es ihre herbe Natur sonst zuließ. Wie elektrisirte sie durch das eine leidenschaftliche Wort gegen den Fürsten: „Ich lieb' ihn ja!“

Krüger gab den Fürsten mit zündender Glut wahnsinniger Leidenschaft — und mit der Pracht seines herrlichen volltönenden Organs.

Pius Alexander Wolff war ein edler, sympathischer Isidor — — und erst Meister Ludwig Devrient als Ossip: bald zu Thränen rührend — bald Entsetzen und Grauen einflößend — und stets ergreifend, fesselnd, fortreißend! Wie unvergeßlich erschütternd wirkte er in seiner Hauptscene im Kampf gegen die Gräuel russischer Leibeigenschaft! Ich hör' noch heute den armen zertretenen, um sein ganzes Lebensglück bestohlenen Ossip-Devrient, zum Possenreißer erniedrigt, dem Fedor seine Geschichte erzählen, dämonisch, verbissen und bitter ... bis er von seiner Liebe zu Axinia spricht — und sein reiches warmes Herz wie die Sonne aus Wolken durchbricht und sich ausweint in den Worten: „Meine Axinia hatte Augen, wie Veilchen so lieb und blau. Wenn ich seitdem Veilchen sehe, muß ich weinen ... Sie starb, da sie mein Kind gebären sollte ... Gott sei Dank, sie nahm es mit in's Grab. Ein Leibeigener weniger ... Fedor, warum lachst Du nicht über den närrischen Possenreißer Ossip?!“

Auch ich war entzückt von „Isidor und Olga“ und den schönen dankbaren Rollen des immer wieder gegebenen und mit thränenreichem Enthusiasmus aufgenommenen Stücks — — und mein einziger Kummer war nur: daß ich nicht drin mitspielte — und daß Raupach überhaupt nicht daran zu denken schien, mich mit einer schönen wirksamen Rolle zu begnadigen.

Mit überraschender Schnelligkeit ließ Raupach auf „Isidor und Olga“ in den nächsten drei Jahren die Trauerspiele folgen: „Rafaele“ — „Die Tochter der Luft“ — „Der Nibelungen Hort“ — „Genoveva“, — die Schauspiele: „Alanghu“ und „Vormund und Mündel“ — und die Lustspiele und Possen: „Kritik und Antikritik“ — „Laßt die Todten ruhen“ — „Die Bekehrten“ — „Der Fürst für Alle“ — „Die Schleichhändler“ — „Der versiegelte Bürgermeister“ — „Ein Sonntag aus Schelle's Jugendleben“ — „Die Brautführer“ — „Der Platzregen als Eheprokurator“ — „Der Degen“ — — aber ich erhielt darin die kleinsten unbedeutendsten oder — gar keine Rollen. Die weiblichen Hauptrollen fielen stets an Md. Stich oder Md. Unzelmann.

In dem tollen Possenspiel „Die Schleichhändler“ brillirte Amalie Wolff als Fräulein Kiekebusch neben Gern-Sohn als Barbier-Schelle — während ich die fadenscheinige Liebhaberin Julie von Harder spielen mußte. Und das Stück wurde sehr oft gegeben und sogar im Opernhause, weil das kleine Schauspielhaus das lachlustige Publikum nicht zu fassen vermochte.

In dem Trauerspiele „Rafaele“ mußte ich die unglückselige Ikelula geben, die arme junge mondscheinhafte Türkin, die nur von Raupach geschaffen ist, damit ihr barbarischer Vater, der seine reiche unbequeme Mündel beseitigen will, am Schluß seine eigene Tochter aus Versehen — anstatt der griechischen Mündel erwürgt!

Am meisten haßte ich aber meine fade Rolle als Ninias, Sohn des Ninus, in dem von Raupach nach Calderon bearbeiteten Trauerspiel „Die Tochter der Luft!“ Und erst mein entsetzliches Ninias-Kostüm: zuckerhutförmige ellenhohe gelbe Kopfbedeckung, lange gelbe Schnabelschuhe, ein himmelblaues Gewand, das mich wie ein Sack umschlotterte! Selbst das Genie einer Friederike Bethmann hätte aus diesem dummen Jungen Ninias nichts zu machen gewußt. Und wie herrlich erschien neben mir Md. Stich als meine königliche Großmama Semiramis! Wie triumphirte ich, als August Wilhelm Schlegels Epigramm auf „Die Tochter der Luft“ bekannt wurde.

„Am Calderon ein schlimmer Raub — ach!
Wer konnt' ihn wohl begehn als Raupach!“

Sogar Md. Dötsch beneidete ich um ihre Raupach'sche Berlinische Köchin Rieke in dem harmlosen „Platzregen als Eheprokurator“. — Ein Offizier tritt beim Platzregen Abends unter einen Thorweg — da fühlt er sich im Dunkeln von Riekens weichen Armen umschlungen und geküßt — sie steckt ihm ein Töpschen mit Putenbratenschmalz zu — noch ein herzhafter Schmatz — und sie ist verschwunden! — Rieke hat den Offizier mit seinem Burschen verwechselt, der das bekannte Töpschen bei seinem Lieutenant findet — und Eifersucht und Rache brütet . . . bis sich natürlich Alles in Wohlgefallen auflöst. Der kleinen Posse lag eine Berliner Tages-, nein Abend-Begebenheit zu Grunde.

Ja, es war weit mit mir gekommen, daß sogar diese Rieke mir Neid, Haß, Rache einflößen konnte!

Und wie rächte ich mich! Während der Probe zu den „Schleichhändlern“ stand ich in der Kouliſſe neben Md. Dötsch, einer großen Verehrerin Raupachs, und schoß böse Blicke auf den Dichter, der wie immer in den Proben dicht

am Souffleurkasten neben dem Regisseur saß und aus einer mächtigen runden Dose unaufhörlich stark schnupfte. Er sagte zu den Mitspielenden nie ein Wort des Lobes oder Tadels; was er zu bemerken hatte, flüsterte er dem Regisseur zu und der korrigirte uns.

Raupach war wirklich auffallend häßlich. Eine lange, dünne, ungraziöse Gestalt in schlotternden Kleidern, spinnenartige Arme und Beine mit mächtigen Händen und Füßen. Den eckigen Kopf umstarrte bürstenartig dickes, ungepflegtes Haar, die Stirn niedrig, die Nase plump, die Lippen wie kleine Blutwürste; die Augen hatten den sogenannten „falschen Blick“, so daß man nie wußte, wohin sie blickten.

Spöttisch sagte ich zu Madame Dötsch:

„Haben Sie schon je einen häßlicheren Mann erblickt, als diesen Professor? Ich habe mal ein Götzenbild gesehen, plump aus einem Holzblock gehauen, das hieß Vitzliputzli. Wenn ich Raupach sehe, muß ich immer an diesen Vitzliputzli denken!“

„Aber er ist doch ein so gelehrter Mann und schreibt so schöne Stücke und trauert noch immer um seine holde Gattin, die er nach so kurzem Glück verlor!“ meinte meine Nachbarin begütigend.

„Ach, die ist sicher nur am Vitzliputzli so schnell gestorben. Wenn ich mir lebhaft denke, daß diese langen Spinnenarme auch mich in Liebe umfangen und diese blauen Wurstlippen mich küssen wollten — ich verbliche vor Angst und Abscheu sicher sofort des Todes!“

„Wenn ich dem Professor das wiedersagte?“

„Immerhin! Schlechtere Rollen kann Vitzliputzli mir doch nicht geben!“ sagte ich desperat. — „Ueberdies denke ich lebhaft daran, eine Bühne zu verlassen, bei der das Rollen-Recht der Anciennität so despotisch herrscht, wie beim Militär — der Korporalstock!“ —

Aber wie sollte ich für meinen Uebermuth und meine Ungerechtigkeit bestraft werden! Wie hat Vitzliputzli sich an mir gerächt!“

Bald nach dieser Scene saß ich eines Abends während der Aufführung von „Rafaele“ allein im Konversationszimmer, harrend meiner Erwürgung im letzten Akt. Ich war auch sonst trüb und nachdenklich gestimmt, denn grade als ich in’s Theater gehn wollte, war von meinem Bruder Karl, dem leichtsinnigen Lieutenant, aus Karlsruhe wieder eine von den längst gewohnten vielen Hiobsposten angekommen: der wilde Reiter hatte in diesem Jahr schon das dritte Reitpferd ruinirt — und Schwester Lina sollte ein anderes kaufen — — und die Mutter und ich hatten selber unsere liebe Noth, in dem theuren Berlin mit Anstand durchzukommen . . .

Da weckte mich aus meinem trüben Sinnen eine freundliche Stimme:

„Warum ist Ikelula so traurig?“

Ich schrak auf. Raupach stand vor mir.

„Und Sie, Herr Professor, belieben meine Traurigkeit — mich überhaupt zu bemerken?“ — sagte ich gereizt.

„Gewiß, ich beobachte schon lange Ihr schmerzliches Dahinbrüten. Sie sind doch sonst immer so fröhlich. Und warum sollte ich — grade ich das nicht bemerken?“

„Weil ich doch sonst für Sie — und Ihre guten Rollen nicht zu existiren scheine!“ — platzte ich los.

„Meinen Sie?“ — sagte er barsch, unter heftigem Schnupfen. — „Könnten sich doch geirrt haben. Ich verfolge Ihr schönes heiteres Talent mit großem Interesse . . .“

„Und lassen dies „schöne heitere Talent“ die langweiligsten Rollen spielen, wie diesen erbärmlichen Ninias — und diese insipide — traurige Ikelula!“ — lachte ich mit Galgenhumor.

„Sie wurden aber doch bei der ersten Aufführung als Ikelula mit heraus gerufen!“ — sagte er mit größter Ruhe.

„Natürlich nur aus Mitleid — weil ich erwürgt wurde! Da wollte das Publikum die famose Ikelula doch noch mal lebend sehen ... Und Sie, Herr Professor, haben dann noch Ikelula's Todesschrei als nicht ganz natürlich getadelt. Herr Regisseur Weiß hat es mir wiedergesagt. Als ob ich wissen könnte, wie man schreit, wenn man erwürgt wird. Das ist mir noch nie passirt ...“

„Ei — ei — ei, Sprudelköpfchen, wir gerathen ja ganz außer uns!“ — warf der unausstehliche Vitzliputzli mit seinem rauhen, trockenen Lachen ein.

Ich aber flammte immer leidenschaftlicher auf:

„Ja, Sie lachen — das sieht Ihnen ganz ähnlich — und mir möchte das Herz brechen, weil Sie mein Talent und meine Stellung an der königlichen Bühne systematisch zu Grunde richten. Sie sind ungerecht, Herr Professor, denn Sie nehmen keine Rücksicht darauf, daß junge Talente vorwärtsstreben müssen. Sie sind parteiisch, denn Sie schreiben nur für ältere routinirte Schauspielerinnen schöne dankbare Rollen. Würde es Mad. Stich oder Mad. Unzelmann schaden, wenn Sie auch mir hin und wieder eine dankbare Aufgabe zukommen ließen, an der ich mein Talent erproben und fortschreiten könnte? Doch Sie haben Ihre Freude daran, mich in den kleinsten, jämmerlichsten — lächerlichsten Rollen dem Publikum zu verleiden! Sie versündigen sich an mir! Aber ich ertrage es nicht länger; das bin ich mir und meiner Familie schuldig. Mein Bruder Karl hat überdies wieder ein Pferd zu Schanden geritten und ich soll ihm ein anderes kaufen — schon in diesem Jahr das dritte — und bei 1200 Thalern Gage! Nein, ich werde Se. Majestät um meine Entlassung bitten und nach Petersburg gehen, wo mir ein Gastspiel auf Engagement angeboten ist und

wo ich keine Niniasse und keine Ikelulas zu spielen brauche — ich — ich . . ." Lautes Schluchzen erstickte meine Stimme.

Raupach hatte inzwischen immer heftiger geschnupft und seine Augen schossen nach rechts und links wilde Blitze. Jetzt nahm er eine riesige Priese und sagte mit starker Betonung:

„Freut mich, zu sehen, daß Ihr heiteres Temperament auch leidenschaftlicher Erregung fähig ist, denn bei den drei — neuen — schönen Rollen, die ich Ihnen zugedacht habe . . ."

„Wie? Nun wollen Sie mich noch gar verspotten?" — fiel ich heftig ein.

„So lassen Sie mich doch aussprechen, Sie sprühender Salpeter!" — rief Vitzliputzli barsch. — „Also, bei den drei — neuen — schönen — Rollen, die ich Ihnen als Malvine in meinem neuen Schauspiel „Vater und Tochter" — als Gräfin Flora v. Tourelles in dem Lustspiel „Ritterwort" — und als Miß Mathilde Lindsey in meinen „Royalisten" zugedacht habe, wird Ihnen ein lebhaftes Empfinden und dessen leidenschaftlicher Ausdruck zu Statten kommen . . ."

„Drei schöne — neue — Rollen mir — wirklich mir zugedacht, goldigster Herr Professor? — Wie soll ich Ihnen danken? — O, zeigen Sie mir nun auch noch, daß Sie mir meine Ungezogenheit von vorhin verzeihen — indem Sie die drei — neuen — schönen Rollen freundlich mit mir durchgehen!"

„Gewiß — sehr gern . . . Doch Ikelula wird auf die Scene gerufen!"

So freudig, wie ich mich an dem Abend erwürgen ließ, ist wohl noch keine Ikelula gestorben.

Und der Friede zwischen Raupach und mir war geschlossen — für immer. Wenn wir uns im Theater oder in Gesellschaften trafen, hatte er immer ein freundliches

Wort, einen lehrreichen Wink, einen guten Rath für die junge Menschendarstellerin — — und ich hatte Vitzliputzli und seine Häßlichkeit ganz vergessen. Ja, wenn Jemand mir gesagt hätte: Raupach sei schön wie Apollo! — ich glaube, ich hätte das ganz in der Ordnung gefunden.

Als dann die Rollen ausgeschrieben und die Malvine und die Gräfin Flora von Tourelles in meinen glücklichen Händen waren, kam Raupach eines Abends zum Thee in unsere Wohnung, die Partie mit mir durchzugehen. Staunend sah ich, wie schmuck der Professor sich gemacht hatte. Er trug einen blauen Frack mit goldnen Knöpfen nach neuester Mode, untadelhafte Handschuhe, sorgfältig geknüpfte weiße Halsbinde, die Vatermörder steifer und höher, denn je — und den Borstenkopf sogar frisirt und pomadisirt, wie ein junger Lieutenant .... oder Freiersmann.

Beim Theetrinken war Raupach so milde und zutraulich und liebenswürdig — wie ihm bei seiner mürrischen und verschlossenen Natur nur irgend möglich. Seine grimmige Kälte thaute mehr und mehr auf.

Dann sprach ich ihm meine Rolle als Malvine im Schauspiel „Vater und Tochter", nach einem englischen Roman bearbeitet. Bei der leidenschaftlichen Schlußscene rief der Dichter „Bravo! Bravo!" — und bei der Aufführung stimmte das Publikum in diesen Beifall ein.

In meine Rolle als Flora von Tourelles im „Ritterwort" war ich gradezu verliebt. Raupach hatte das Stück und besonders den stummen Ritter für Pius Alexander Wolff geschrieben, als dieser an der Halsschwindsucht darniederlag und nicht sprechen durfte und doch solche Sehnsucht hatte, die Bühne wieder zu betreten. Aber auch für diese stumme Rolle reichten Wolffs Kräfte nicht mehr aus. Das Stück blieb liegen bis nach dem Tode des Künstler. Am 3. November 1828 ging es zum ersten Mal über die Bühne —

mit rauschendem Erfolg. — Rebenstein gab den stummen Ritter einfach und edel; Mad. Unzelmann die herzlose Kokette, die dem Ritter den Schwur abgenommen: so und so viel Jahre lang nicht zu sprechen! — Ich erschien zuerst im reizenden Pagenkostüm, den geliebten Ritter wie ein Schutzengel umschwebend. Besonders freundlich wurde die Scene aufgenommen, in der ich mir ausmalte: wie des angebeteten Mannes Stimme klingen würde, wenn er nicht — stumm wäre. „Wie das Lied der Nachtigall, wenn sie süße Liebeslieder singt? — Nein, wie grollender Donner wird sie schallen!“

Und immer häufiger kam Raupach zu uns und sprach es frank und frei aus: wie wohl er sich an unserem traulichen Theetisch bei Mutter und Tochter fühle — — und ich fand den seltsamen Hypochonder — bei dem die rauhe Schale einen edlen Kern deckte — immer liebenswerther.

Im Frühjahr 1829 ging Raupach die Rolle der Miß Mathilde Lindsey in seinen „Royalisten“ mit mir durch ... Da erzählte er eines Abends wehmüthig von seiner holden, seligen Gattin, die nun schon seit Jahren an der fernen Newa ruhte ... Von ihrem naiv heiteren Wesen, ihrer Einfachheit, ihren dunklen Locken, tiefblauen Augen und ihrem süßen Blumengesicht ...

„O wie schön und lieb muß Ihre Cäcilie gewesen sein — und wie ...“ Verlegen stockte ich.

Mit halb schalkhaftem, halb gerührtem Lächeln ergänzte Raupach:

„Und wie konnte ein so holdseliges Geschöpf einen so alten garstigen finsteren Götzen Vitzliputzli heirathen! — Ja, Sie haben Recht! Aber die Liebe ist blind — — und ich habe meine Cäcilie nicht unglücklich gemacht!“

Ich saß da, erglühend vor Scham und Reue. Dann sprang ich auf und schloß Raupach herzlich in die Arme und bat mit Thränen in den Augen:

„Das ist ja längst vorbei. Vergeben Sie das unbedachte Wort der kindischen Lina und der leidenschaftlichen Künstlerin, die sich von Ihnen zurückgesetzt glaubte — — und die Sie längst so lieb gewonnen hat!“

Da fühlte ich einen innigen Kuß auf meiner Stirn und die langen Arme mich herzlich umschlingend — und eine gerührte Stimme flüsterte mir in's Ohr:

„Und Sie sind wirklich nicht des blassen Todes, daß diese Spinnenarme Sie berühren — und ich dürfte vielleicht hoffen . . .“

Am liebsten hätte ich geantwortet, die Franziska in „Minna von Barnhelm“ variirend:

„Herr Professor — Herr Professor — brauchen Sie keine blonde Frau Professorin?“

Aber — mein Geschick war schon entschieden und ich nach einer andern Seite hin bereits gebunden.

Die kluge Mutter unterbrach diese Scene der Herzensbekenntnisse durch einen abkühlenden Scherz . . .

Am 9. April 1829 spielte ich mit Entzücken und mit Beifall neben Ludwig Devrient und Amalie Wolff in den Royalisten. Nur noch zwei Mal durfte ich die geliebte Miß Mathilde wiederholen — es war überhaupt meine vorletzte neue Rolle auf der Berliner Bühne — — dann, im Mai, folgte ich meinem Unglück nach England . . .

Raupach hat noch viele, viele Stücke für die Bühne geschrieben — im Ganzen 117, also 19 mehr als der fruchtbare Kotzebue — die meistens über die Berliner Bretter gegangen sind; darunter allein 14 Hohenstaufen-Dramen, die der Intendant Graf Redern auf königlichen Befehl im Jahre 1837 den geduldigen Berlinern en suite in chronologischer Ordnung vorführte. — Der Dichter erhielt für jeden Akt in Prosa 40 Thaler, in Versen 50 Thaler Honorar.

Als sich mit der Zeit gegen den ewigen Raupach und die ewigen Hohenstaufen in der Kritik und im Berliner Publikum immer mehr murrende Stimmen erhoben, schrieb der Dichter unter dem Namen „Leutner“ ein bürgerliches Schauspiel: „Die Geschwister“ — um seinen Feinden zu zeigen, daß er nicht nur ein Protektionskind des Hofes und der Intendanz sei und seinen Erfolg nicht allein seinem Namen verdanke ... Und er zeigte es, denn „die Geschwister, von Leutner“ hatten einen volleren Erfolg, als die letzten Stücke von Raupach.

Drei Jahre nach diesem glücklichen Experiment — 1840 — wurde Raupachs Possenspiel: „1740, oder die Eroberung von Grüneberg“ aber so furchtbar ausgepocht, daß der Dichter mißmuthig für immer die Feder fortwarf.

Bei Hofe blieb er in der alten Gunst. Dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen durfte Raupach Vorträge über Geschichte halten. An den literarischen Theeabenden König Friedrich Wilhelms IV. hatte er seinen Platz neben Alexander von Humboldt.

Ich habe in Petersburg, in Dresden und auf Gastspielen noch manche dankbare Rolle in Raupachs Stücken, besonders auch in den Hohenstaufen-Dramen, gespielt und mit dem Dichter noch manchen freundlichen Gruß aus der Ferne gewechselt.

Mit Staunen — dann aber auch mit Freuden hörte ich 1848 in der Schweiz, daß der alte Raupach meine ehemalige Kollegin, Pauline Werner, die zu meiner Zeit in Berlin Kinderrollen spielte, trotz seiner 62 Jahre als Gattin heimgeführt habe — und in dieser glücklichen Ehe, wie verjüngt, wieder auflebe.

Pauline Werner war ein sanftes blondes kluges Mädchen, aber als Schauspielerin unbedeutend. Dagegen trat sie wiederholt unter der Chiffre A. P. mit Glück als Bühnen-

dichterin auf. In Dresden spielte ich in ihrem Stück „Noch ist es Zeit“ mit Vergnügen.

Nach diesem sonnigen, wenn auch kurzen Glück eines friedlichen Lebensabends ist Raupach im März 1852 in Berlin gestorben. Von seiner Wittwe hörte ich noch während des jüngsten französischen Krieges rühmen, daß sie sich im Wohlthun und in der Krankenpflege auszeichne. Wie gern wäre ich an ihrer Stelle gewesen — frei von dämonischen Banden!

* * *

Nach Raupach war Karl Töpfer der beliebteste Lustspieldichter jener Tage. Sein „Hermann und Dorothea“, nach Goethe's Gedicht bearbeitet, war das erste Stück, das ich im Frühling 1824 im Berliner Schauspielhause aufführen sah. Karoline Lindner gastirte als Dorothea. Pius Alexander und Amalie Wolff gaben das Ehepaar Feldern, Rebenstein den Hermann, Ludwig Devrient und Lemm den Apotheker und Pfarrer. Ich war entzückt — begeistert! So hatte ich noch nie Komödie spielen sehn.

Mein Nachbar im ersten Rang des Schauspielhauses war ein gemüthlich-heiterer Herr von einigen dreißig Jahren, der mich lebhaft an meinen lieben Hofrath in Ifflands „Hagestolzen“ erinnerte. Mein Entzücken ergötzte ihn. In den Pausen kamen wir in's Plaudern ... Wie freute ich mich, in dem liebenswürdigen Nachbar den früheren Kollegen und Verfasser von „Hermann und Dorothea“ kennen zu lernen.

Töpfer war Hofschauspieler in Wien gewesen, hatte dann Kunstreisen durch Deutschland gemacht und besonders durch sein Guitarrenspiel entzückt. Seit seinen Erfolgen als Dichter von „Des Herzogs Befehl“ und „Der beste Ton“ hatte er die Bühne verlassen und sich ganz der Schriftstellerei gewidmet. Die Leopoldine von Strehlen in dem letzteren

Lustspiel war eine meiner besten Rollen in Berlin — und bedeutungsvoll für mich, weil ich sie auf besonderen Befehl König Friedrich Wilhelms III. an jenem verhängnißvollen Maiabend 1829 in Potsdam spielte, an dem ich direkt von der Bühne in den Reisewagen stieg, um in größter Heimlichkeit nach England zu eilen ... Mußte ich doch damals glauben, daß ich überhaupt nie wieder die Bühne betreten würde!

Bei meinem späteren Gastspiel in Hamburg bin ich dort Töpfer wieder begegnet. Er hatte ein Fräulein von Hafften geheirathet und schrieb in Behaglichkeit weiter. Im August 1871 ist Töpfer in Hamburg gestorben; seine Lustspiele „Der beste Ton“ und „Rosenmüller und Finke“ leben auf den Brettern noch heute freundlich-heiter fort.

* * *

Zu den begabtesten und strebsamsten jungen Dramatikern jener Berliner Tage gehörte Friedrich von Uechtritz — einer meiner wärmsten Verehrer — bis ich im lachlustigen Uebermuth den Dichter in ihm verletzt hatte.

Uechtritz war Referendar am Berliner Kammergericht und ein Zögling der Tieck'schen Romantischen Schule, die große Hoffnungen in den jungen Dichter setzte. Schon mit zweiundzwanzig Jahren hatte Uechtritz drei vielversprechende Drämen geschrieben: „Chrysostomos“, „Rom und Spartacus“ und „Rom und Otto III.“ — und damals dem genialisch brausenden und stürmenden Berliner Poetenkreise angehört, der sich im „Alten Kasino“ um den jungen Heine, den bizarren derben Grabbe, den talentvollen Köchy und den satirischen Ludwig Robert punschtrinkend schaarte — oder Abends in Lutter & Wegners Weinstube um den weinseligen Ludwig Devrient, der dann zuweilen, durch etliche Flaschen Burgunder und Sekt animirt, den sprühenden Geistern den diabolischen Richard III. und Goethe's Mephisto vorspielte

— die der gebrochene Künstler auf der Bühne nicht spielen durfte.

Mein lieber Gevatter, der Hofschauspieler Wilhelm Krüger, hatte den jungen Baron Uechtritz bei uns eingeführt. Dieser schrieb damals seine neue Tragödie „Alexander und Darius“, von der er und seine Anhänger sich himmelstürmenden Erfolg versprachen.

Eines Tags lud Krüger mich ein, in seiner Wohnung an einer freundschaftlichen Leseprobe der neuen Tragödie von Uechtritz theilzunehmen. Diese Lesung solle ein Prüfstein für den Erfolg der Dichtung sein, bevor Uechtritz sie offiziell der Intendanz einreiche. Theater-Sekretär Teichmann, des Grafen Brühl rechte Hand, habe „Alexander und Darius“ aber bereits mit Entzücken gelesen und werde auch jetzt der Leseprobe beiwohnen. Sicher würde der Dichter, der ja für mich schwärme, mir bei der Aufführung des Stückes eine schöne Rolle zuertheilen . . .

Seelenvergnügt und arglos stellte ich mich am Abend mit der Mutter bei Gevatter Krüger ein. Ich fand vor: den fieberhaft aufgeregten Dichter, — den Theatersekretär Johann Valentin Teichmann, — den Komödien- oder Spuck-Schulz, — einen kunstästhetischen Dr. Wilke — und den vielgefürchteten Kritiker Saphir, der damals günstig für die königliche Bühne schrieb, weil seine Feder von dieser — besoldet wurde.

Saphir war bald nach mir — im Herbst 1824 in Berlin eingetroffen, — wegen seiner Federthaten auf Befehl Metternichs von dem Wiener Polizei- und Censur-Chef Sedlnitzky aus Oesterreich ausgewiesen. Zu seinen Federsünden gehörte auch der Witz: „Gestern ist vom Dach der Hofburg ein Dachdecker heruntergefallen. So schnell ist noch nie von den Kanzleien der Hofburg etwas heruntergekommen!“

Er war, als er nach Berlin kam, noch fast namenlos. Denn kurzvorher schrieb das Stuttgarter „Morgenblatt“ bei

Besprechung der „Poetischen Erstlinge. Von M. G. Saphir“. — „Saphir? Nun, der Name mag wahr sein oder erdichtet, er paßt zum Manne. Wenn auch noch ungeschliffen und ungefaßt und wenn auch eben kein hellstrahlender Diamant und kein dunkelflammender Rubin — ein Edelstein ist's immer ...“

Der Name „Saphir“ soll folgenden sonderbaren Ursprung haben. Sein Großvater, ein ungarischer Jude, hieß Israel Israel. Als Kaiser Joseph befahl, daß die Juden seines Landes einen festen Zunamen annehmen sollten, wurde auch der alte Israel zu diesem Zweck vor den Stuhlrichter citirt. Er konnte sich aber für keinen fremden Namen entscheiden. Da sagte der Stuhlrichter ihm diktatorisch: „Du trägst einen Ring mit einem Saphir am Finger — Du sollst Saphir heißen!“

Der Enkel dieses ersten Saphir, Moritz Gottlieb, war zum Rabbiner bestimmt. Er trieb bis zu seinem neunzehnten Jahre in Prag talmudische Studien — bis ein katholischer Pater auf den geistsprühenden Jüngling aufmerksam wurde und ihm weltliche Bücher und literarischen Unterricht gab ...

„Von dieser Stunde an“ — schreibt Saphir später selbst — „verließ ich nach und nach das Studium des Talmud ... Die Synagoge sah mich seltener, die Disputationen fanden einen lauen Theilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntniß das erste Aepfelchen gepflückt, — das Paradies des Lebens schlug seine Thür hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradiese rief mir nach: „Du sollst Schriftsteller werden, mit Schmerzen sollst Du Kinder gebären! ...“

Dieser junge namenlose Schriftsteller von 29 Jahren kam also nach Berlin, mit der Feder sein Glück zu machen. Zuerst stellte er diese Feder der Königstädter Theater-Direktion zur Verfügung — und verlangte dafür als Gegenleistung

die Mittel zur Gründung eines kritischen Journals. Man lehnte dies Anerbieten stolz ab — um es später bitter zu bereuen. Flugs ging Saphir ins feindliche — ins königliche Lager über — und ich, die beliebteste Königstädterin wurde das erste Opfer seiner spitzen bösen Feder.

Bei Gelegenheit meines Wiener Gastspiels im Mai 1839 erzählte Saphir diese seine erste Berliner Federthat in seinem „Humoristen" mit der ihm eigenen — Offenheit und mit den Worten:

. . . „Um diese Zeit des allgemeinen Theaterkultus kam ich nach Berlin und hatte gleich die große Wahrheit inne: rede vom Theater, schreibe vom Theater, gleichviel, ob dumm oder klug, wenn Du gehört sein willst. Ich war dazumal noch fremd und fast ungekannt in Berlin, ein Neuling in dieser großen Theaterepidemie; kein Blatt stand mir zum Rezensiren offen, und doch war es nur eine Theaterkritik, die mir den Weg zur öffentlichen Beachtung bahnen konnte.

Ich besuchte also das königliche und Königstädter Theater und schrieb eine Kritik über Mad. Stich (jetzt Krelinger) und Dlle. Bauer. Diese Kritik trug ich in das Bureau der „Spenerschen Zeitung" und fragte, ob sie aufgenommen werden könnte. Der Mann, der da saß, nahm mir die Kritik ab und zählte die Zeilen. Ich stand ganz verwundert da, denn ich glaubte, er zählte an den Zeilen den Werth des Inhalts ab. Allein bald wurde ich eines Anderen, wenn auch keines Besseren belehrt. Der Mann wendete sich phlegmatisch zu mir: „Acht Thaler und fünfzehn Silbergroschen!"

Ich glaubte nun, ich bekäme diese Summe als Honorar; allein ich sollte sie als Insertionsgebühren bezahlen! Furchtbarer Moment! Nie werde ich dich vergessen! Acht Thaler überstiegen die Hälfte meines dazumaligen Vermögens mitsammt „meinen Gütern in der Provence!" Und dennoch hing an dieser Kritik das Wohl Deutschlands, wie ich wähnte.

Ich lächelte und bezahlte. — Was ich dabei empfunden, mehr beim Bezahlen, als beim Lächeln, — das, lieber Leser, bist Du nicht fähig, mitzuempfinden, wenn Du nicht in der Lage warst, ausschließlicher Besitzer von dreizehn Thalern zu sein und acht davon für einen Kritikdruck auszugeben.

Die Kritik erschien in der „Spenerschen Zeitung“, in der sogenannten Löschpapiernen, mit der blassesten Tinte auf dem schwärzesten Papier, und gleich hinter ihr stand, wie das bei allen Kunst- und Literaturkritiken jener Zeiten der Fall war, die Ankündigung: daß bei Wisotzky guter Entenbraten und dabei Erpelgreifen stattfinden werde. Ich las diese Kritik mit großem Vergnügen, nicht ohne dennoch im Geiste zu berechnen: wie viel ich von der untenstehenden Ankündigung hätte genießen können, wenn ich die obenstehende Kritik nicht verfaßt hätte!

Als die Kritik erschien, war es in Berlin, als ob ein Erdbeben gewesen wäre; Alles war in Bewegung. Der Leser wird und kann es nicht glauben, und nur wer die damalige, an Phrenesie grenzende Theatersucht der Berliner kannte, wird es nicht übertrieben finden. Ich ging zu Stehely (Konditorei am Gensdarmenmarkte), um zu hören, was darüber gesprochen würde, fand Alles in Gährung, und ein Referendär sagte zu seinem Nachbar: „Det muß ein janzer Racker sind!“ — worauf jener lächelte und sprach: „Nicht nur sind, sondern auch seind!“

Wer die Blume des Berliner Referendaren-Witzes kennt, der weiß, daß obige Phrasen so viel heißen, als: das muß ein verdammter, gesalzener, gewaschener, geriebener, dick-hinterdenohrenhabender, hutantreibender, nierenjuckender, haut- und seelbeizender Gottseibeiuns sein!

Ich hatte nämlich in dieser Kritik mein auf zwei Seiten aufzumachendes Talent entwickelt: die zerrinnende, himmel-bläuliche, duftschwüle und blumengestickte Kunst des Lobens,

und auch die wortspielvolle, witzüberladene, antithesengespickte, abspringende, bunte und scheckige Kunst des Tadelns. Ich stellte den kritischen Jean qui rit und Jean qui pleure auf einmal aus, die Jakobsstimme mit den Esauhänden! — Das Weitere gehört nicht hierher; es ist also Dlle. Bauer, die mich, so zu sagen, zuerst in die nordisch-kritische Schule einführte . . ."

Natürlich hatte Saphir damals die „zweite Seite" seines „aufzumachenden Talents" an mir entwickelt. — Später, als ich erst der königlichen Bühne angehörte, machte er auch „die erste Seite" für mich auf und wir wurden mit der Zeit ganz gute Freunde.

So schrieb er schon Anfang 1826 über meine Pauline von Thalheim im „Testament des Onkels" — die einzige Kritik, die ich von Saphir aufbewahrt habe und die ich als Stilprobe des kritischen Wortwitzlers folgen lasse, in seine kurz vorher erschienene „Schnellpost":

„ . . . Ich kann nicht umhin, der Dlle. Bauer recht viel Lob über ihre Darstellung der Pauline zu ertheilen; es war so viel natürliche Wahrheit mit wahrer Natur, so viel Innigkeit und so viel Anmuth in ihrem Spiel, daß sie allgemein rührte und zum Beifall hinriß. Dlle. Bauer möge sich auch daraus die Lehre ziehen, wie viel sie durch besonnene Mäßigung ihrer natürlichen Lebhaftigkeit gewinnt. Viel hat unstreitig der Hut dazu beigetragen, der so zu sagen ihr Händespiel etwas in Fesseln schlug. Gewiß wird sie durch Behutsamkeit immer mehr von jenem geregelten Leben erringen, welches das Wahre der Kunst ist. Gewiß steht sie heute als Pauline der ausgeposaunten, kopfverrückenden Pauline nicht weit nach . . ."

Später ließ Saphir in seinem vielgelesenen Theater-Almanach für das Jahr 1828 mein kolorirtes Bild als Karoline in dem von Karl Blum nach Scribe bearbeiteten

und komponirten Singspiel „Die Nachtwandlerin“ erscheinen — mit den wenig poetischen Versen:

„An Mlle. Karoline Bauer.

Geschmückt mit tausend Reizen
Und ihrer höchsten Gunst
Hat Dich Natur als Mitgift
Zur Weihe edler Kunst;
Daß Du im Spiel und Scherze
Gewinnest jedes Herze.

Und so ist es geworden,
Erfreuend Aug' und Sinn,
Bist Du dem Musentempel
Ein lieblicher Gewinn,
Erscheinest alle Abend
Ergötzlich uns und labend“.

Dabei versteht es sich bei einem Saphir von selbst, daß er mir zu Liebe dennoch keinen bösen Witz seiner Feder verschluckte. Er konnte nur streicheln — oder kratzen.

Ich sah den seltsamen Mann und Poeten zuerst — und später noch oft bei meinen Kollegen Wolffs, die viel zu klug waren, um mit dieser gefährlichen Feder nicht in geselligem Frieden zu leben.

Saphir hatte vielleicht das häßlichste Gesicht, das ich jemals gesehn habe. Mit seiner eindedrückten langen Nase, seinem vorstehenden Unterkiefer, seinem sinnlichen Mund, den fast immer ein diabolisches Lächeln umspielte, und den funkelnden Brillengläsern sah er aus, wie ein Faun.

Andere haben ihn den „Mensch-Affen“ genannt. So schreibt Ludwig Robert über ihn:

„Saphir, dieser „Postillon der Schnellpost“, stets reitend den oberflächlichsten Flitterwitz, gehört zu den Erdflöhen, Blattläusen, die sich unter einander auffressen ... Wie er aussieht, so ist der Kerl: ein nachahmender, hämischer, hoffärtiger, und hochmüthiger Affe ...“

Und bei jeder Gelegenheit spottete Saphir selber über seine Häßlichkeit. In einem kurzen Anlauf zu seinen Memoiren heißt es:

„Ich hab' in meiner Kinder- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gern gesehen zu sein und besonders die Protektion des schönen Geschlechts zu genießen. Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römische Nase, noch mein Rosenmund waren, welche dies Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Lustigkeit meines Wesens, die Lustigkeit und Sorglosigkeit mit einer sich gleich zu erkennengebenden guten Gemüthsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!"

Aber auch seine hohe schlanke, wirklich vornehm-elegante Figur trug viel zu den überraschenden Erfolgen Saphirs bei den Damen bei, — und bei den Theaterdamen kam noch dazu ihre Angst vor seiner Feder — und ihr Buhlen um die Gunst derselben. So war er in Wien der Geliebte der wildgenialen Therese Krones — und später der Marie Gordon-Kalafati. Er wurde der Vater von Marie Gordon, die unter dem Namen „Max Stein" bekannt geworden ist.

Mit dem ihm eigenen Witz, der sein eigen Fleisch nicht schont, sagte Saphir von sich selber: „Ich und die Maria Stuart sind viel geliebt und viel gehaßt worden; sie ist viel gehaßt worden, weil sie schön war; deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!"

Noch ein anderer Vergleich mit Maria Stuart paßte: auch Saphir war besser — als sein Ruf! Er war gutmüthig, freundlich und gefällig, — wenn er deswegen keinen bösen — guten Witz zu unterdrücken brauchte. Er war hülfreich und gastfreundlich — wenn er selber einige Thaler oder Gulden im Vermögen hatte.

Bei geselligen und Künstler-Festen war Saphir in Berlin Anfangs das belebende Element — bis am 1. Januar 1826

seine „Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit, sammt einem Beiwagen für Kritik und Antikritik“ erschien, mit dem Wahlspruch: „Dem Verdienst seine Lorbeer=, dem Schein=Verdienst seine Dornen=Krone; dem Fertigen Strenge, dem Werdenden Nachsicht, der Bescheidenheit Würdigung, dem Dünkel Verachtung!“ — Dieser Wahlspruch war es wohl hauptsächlich, welcher der „Schnellpost“ Anfangs die Theilnahme und Unterstützung von Männern wie Hegel, Gans und Wilibald Alexis zuführte. — Das Blatt hatte noch ein anderes Motto: „Nur frisch, holpert es gleich über Stock und Stein — rasch ins Leben hinein!“ — über das der junge Moscheles damals einen vierstimmigen Kanon schrieb, den ich selber mitgesungen habe.

Wie eine Bombe fuhr die „Schnellpost“ in's harmlose, von strengster Censur behütete Berliner Leben hinein — mit ihrer nie geahnten witzig=satirischen Rücksichtslosigkeit, die stets die Lacher auf ihrer Seite hatte. Saphirs witzige Stärke war das Wortspiel, das Jean Paul den „akustischen Witz“ nennt.

Selbst der sonst so ernste, strenge Friedrich Wilhelm III. gehörte zu den eifrigsten Lesern der „Schnellpost“. Bei seinem nie müden Interesse an allen kleinen Dingen in der Theaterwelt war seine erste Frage Morgens beim Aufstehen nach der „Schnellpost“ — so daß Fürst Wittgenstein Saphir veranlaßte, sein Journal noch eine Stunde früher erscheinen zu lassen. Ein königlicher Lakei stand dann in der Druckerei schon bereit: die erste, auf Velinpapier gedruckte Nummer für Se. Majestät in Empfang zu nehmen. Auf allerhöchsten Befehl mußte die Censur bei der „Schnellpost“, wenn irgend möglich, ein oder beide Augen zudrücken, daß der Witz und das Interesse nicht unter dem Rothstift leide — wie später unter den folgenden Monarchen auch dem „Kladderadatsch“ eine Ausnahmestellung eingeräumt wurde. — Nur wenn

Saphir gegen die allgeliebte Henriette Sontag gar zu persönlich wurde, erhob Friedrich Wilhelm III. warnend — oder auch drohend den Finger.

Saphirs kluge Taktik war es: die besten Pfeile seines tödtlichen Witzes nur auf das edelste Wild abzuschießen. Nur durch einen Federkampf gegen Berühmtheiten konnten er, seine Feder und seine „Schnellpost" selber berühmt werden. Und wo hätte er wohl ein edleres Wild zu jagen finden können, als die schöne Henriette und die ganze damalige Sontags-Phrenesie in Berlin?!

Hier nur zwei Proben: wie Saphir gegen die Sontag — witzelte! Einst ließ er ein überschwängliches Huldigungsgedicht auf die Gefeierte drucken. Henriette — beglückt, daß der bissigste Feind sich endlich auch in einen Freund umgewandelt — dankte dem Dichter durch einen freundlichen Brief. Jetzt erst machte Saphir — zugleich mit diesem Briefe — bekannt: das Gedicht sei ein Acrostichon! — Begierig suchte man die Anfangsbuchstaben zusammen. Es ergaben sich die Worte: Ungeheure Ironie!

Schlimmer — ja niederträchtig gemein ist ein anderer „Witz" Saphirs auf die Sontag. Als sie zum ersten Mal von der Königstadt und von Berlin Abschied nahm, um nach Paris zu gehen, — als sie auf der Bühne von Blumen und Gedichten überschüttet wurde, — als Karl von Holtei allein sechs verschiedene, auf farbiges Seidenpapier gedruckte Huldigungsgedichte vom Olymp herab auf sie und die entzückt rasenden Zuschauer niederflattern ließ — — da mischte Saphir in diesen Jubel und unter diese poetischen Huldigungen ein flatterndes Blatt, ganz im beliebten Sontagsstil: mit einem übertriebenen Huldigungsgedicht auf — eine berüchtigte Choristin der Königstadt.

Da gab es in Berlin denn doch noch ehrenhafte Männer, die dem frivolen Witzling sofort die Freundschaft kündigten.

Neben Henriette Sontag hatte der kleine, ewig borstige Louis Angely, der unermüdliche Possenfabrikant, Uebersetzer aus dem Französischen und possirliche Komiker der Königstadt, am meisten von Saphirs Feder zu leiden.

Als Saphir gewarnt wurde, daß Angely sich zum Kampf rüste, wie David gegen Goliath, da antwortete der Postillon der „Schnellpost“ mit Anspielung auf Angely's winziges Persönchen trocken: „O, ich hab' mir schon hohe Kappenstiefel machen lassen; durch die dringen des lieben Kleinen Stiche nicht — und höher reicht er nicht hinauf!“

Dieser böse — und doch so lustige, von drolligen Einfällen übersprudelnde und unwillkürlich zum Lachen reizende Witzling saß also Anfang 1826 neben mir am Theetisch Gevatter Krügers, harrend der hochtragischen Vorlesung von „Alexander und Darius“.

Auf der anderen Seite von mir saß das pure Widerspiel Saphirs: der höchst solide und sehr ehrenwerthe „Geheime Sekretär der Generalintendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin“, Johann Valentin Teichmann, damals fünfunddreißigjährig. Seine Persönlichkeit wird uns ein Brief Zelters schildern.

Der junge Teichmann, einer bescheidenen Berliner Bürgerfamilie entstammend, schwärmte von Jugend auf für das Theater — für die Bühne eines Fleck, eines Iffland und einer Unzelmann-Bethmann. Der Kampf um's Dasein bannte ihn von seinem fünfzehnten Jahre an in die Kanzlei des Berliner Stadtgerichts. Aber der Gedanke: auch in Dir steckt ein Iffland, ein Fleck, ein Pius Alexander Wolff! ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Als Wolff 1811 in Berlin gastirte und im März 1816 mit seiner Gattin von Weimar an die Berliner Bühne überging, wurde der junge Teichmann des genialen Menschendarstellers wärmster Verehrer. Er ging zu Wolff, schüttete ihm sein theater-

enthusiastisches Herz aus, deklamirte ihm etwas vor — und Wolff empfahl ihn an seinen Meister Goethe nach Weimar als Zögling der Bühne. Im November 1816 schrieb Teichmann deswegen an Goethe, erhielt aber am 3. Dezember folgende Antwort:

„Sehr leid thut es mir immer, wenn ich jungen Personen, die ein Vertrauen auf mich setzen, zu Ausbildung ihrer Talente nicht behilflich sein kann, und ich komme doch oft in den Fall, dergleichen Anträge ablehnen zu müssen. Unser Theater ist gegenwärtig stark besetzt und mir selbst bleibt nicht so viel Muße, um auf jüngere Glieder, wie sonst, eine anhaltende Aufmerksamkeit wenden zu können. Ich vermelde dieses ungern, aber doch bald, weil Sie es verlangen. Möchten Sie die Erfüllung Ihrer Wünsche auf irgend einem Wege erfahren. Goethe."

Dennoch zog Goethe bei seinem Freunde und Berliner Kommissionär für Alles, Zelter, über den Bühnen-Aspiranten nähere Erkundigungen ein. Zelter berichtet:

„Der junge Teichmann ist mittlerer Größe, 24 Jahr alt, blond, offene blaue, etwas matte Augen, und nicht schlimm gebaut. Sein Gang will mir nicht recht gefallen und an seiner Sprache wirst auch Du zu bessern finden. Mund und Stirn sind nicht schlecht, aber die letzte besser, als der erste. Breite Oberzähne, grade gewachsen, doch von schlechter Farbe . . ."

Inzwischen hatte Teichmann sich mit seinem Bühnen-Wunsch auch an den Berliner Theaterintendanten Grafen Brühl gewendet — und war von diesem als Geheimschreiber und Bibliothekar in's Haus genommen. Bald darauf stellte Brühl seinen Schützling als Sekretär in der Theaterkanzlei an — und hier war Teichmann mit seinem regen Interesse für die Bühnenkunst und mit seiner Pflichttreue ganz am Platz. Nur ging er in seinem Eifer „als rechte Hand des

Generalintendanten" wohl zuweilen etwas zu weit, und war so nicht ganz ohne Schuld an manchen Begehungs- und Unterlassungssünden der Intendanz und an dem viel bedauerten Rücktritt des kunstsinnigen Grafen Brühl von seiner Stellung.

Aber ach! — die Zähne „von schlechter Farbe!" — Wie viel Dutzende von Zahnbürsten und Zahnpulverschachteln hat der gute Teichmann alljährlich zu Weihnachten und zu seinem Geburtstage vom weltmännisch feinen Grafen Brühl — und auch von uns Schauspielerinnen, die wir seinen sprühenden Redefluß über uns ergehen lassen mußten, anonym zugesandt erhalten! Leider ohne Erfolg. Gegen Mängel der Jugenderziehung kämpfen selbst Götter meist vergebens. —

Dann folgte an der Tafelrunde der Komödien-Schulz — der wunderlichste Theaterschwärmer, der mir während meiner langen Theaterlaufbahn vorgekommen ist. Er gehörte als Sonderling zu den stadtbekanntesten Persönlichkeiten Berlins. Schon das Aeußere des alten Junggesellen – Mitte der Sechziger — war das auffallendste: durch eine kaum glaubliche Vernachlässigung seiner Person und seiner Kleidung. Er sah stets aus, als hätte man ihn auf dem Mühlendamm — über den Zaun geworfen. — Sein zweiter Spitzname war in ganz Berlin: „Spuck-Schulz" — weil er bei der Hast seines Sprechens stets einen gelinden Sprühregen um sich verbreitete.

Friedrich Schulz hatte in seiner fernen Jugend Rechtswissenschaft studiren — sollen, sich aber mehr mit dem gradezu leidenschaftlich geliebten Theater beschäftigt, als mit dem corpus juris. Maximiliane Döbbelin, Henriette Baranius und Friederike Unzelmann waren seine angebetenen Göttinnen, Fleck, Iffland und Unzelmann seine Götter. Er fühlte sich kreuzunglücklich, da er als Referendar nach Brandenburg gesandt wurde und nun nicht mehr Abend für Abend im

Berliner Theater schwärmen konnte. Er glaubte, er müsse sterben, wenn er nicht jede Woche wenigstens ein Mal von Brandenburg nach Berlin in's Theater fahren dürfe. Damals eine Reise, die drei Tage in Anspruch nahm. Stand ein besonders interessantes Stück in Aussicht, so legte Referendar Schulz auch wohl noch den vierten und fünften Tag aus eigener Machtvollkommenheit zu — — bis die Herren vom Brandenburger Gericht erklärten: sie könnten den Referendar Friedrich Schulz nicht gebrauchen, der mehr als die Hälfte seiner Zeit in Berlin zubringe und die andere kleinere Hälfte in Brandenburg auf dem Gericht — auch nichts thäte. Man bäte also um Versetzung des p. Schulz.

Zum Glück hatte der unbrauchbare Referendar in Berlin einen einflußreichen Universitätsfreund, den als Dichter und später als Staatsmann bekannten Friedrich August von Stägemann. Dieser vermochte des Jugendfreundes flehendlichste Bitte zu erfüllen: Friedrich Schulz wurde nach Berlin an's Kammergericht versetzt! Aber hier fand er bei seiner Leidenschaft: Theater! Theater! erst recht keine Zeit, sich mit seinen Gerichtsakten zu beschäftigen. Da machte Stägemann einen letzten Versuch, den Freund vom Untergange zu retten. Er nahm ihn als Hülfsarbeiter in's Ministerium und beschäftigte ihn unter seiner Leitung. Umsonst! Schulz las auf der Kanzlei statt Akten — Komödienbücher und schrieb statt juristischer Referate — Theaterkritiken. Als „höchst ausgezeichnet durch Unbrauchbarkeit" wurde Friedrich Schulz entlassen, auf Verwendung Stägemanns und durch Gnade des Königs aber mit einem kleinen Ruhegehalt.

Wer war glücklicher als Komödien-Schulz! Er konnte nun seine ganze Zeit und seine freie Feder dem Theater widmen, ohne ewige Rüffel von seinen Vorgesetzten und ohne eigene Gewissensbisse. Er wurde der Theaterkritiker der „Spenerschen Zeitung", der selbst vor Goethe's Augen Gnade

fand. In seinem kleinen Aufsatz „Die Berliner Dramaturgen" rühmte der Altmeister von Weimar an diesem Kritikus: „einen höchst produktiven und gebildeten Verstand und eine unbestechliche Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen!"

Der Komödien-Schulz war der glühendste Verehrer von Friederike Unzelmann-Bethmann. Sie nahm sich des unpraktischen Junggesellen mit mütterlicher Freundlichkeit an. Er fehlte nie unter ihrem Weihnachtsbaum und fand dort stets für sich das Kleidungsstück und die Wäsche aufgebaut, die er grade am bitternöthigsten brauchte. Er nahm es aber auch nicht übel, wenn das reizende „Feenkind" ihn zum Ziel ihrer zuweilen etwas derben Witze machte.

So war einmal in der Karnevalzeit von der nächsten Redoute im Opernhause die Rede. Auch Komödien-Schulz wollte hingehen und fragte die Bethmann um Rath wegen eines Maskenanzuges, in dem die Berliner ihn — die stadtbekannte Persönlichkeit — nicht erkennen würden . . .

Da antwortete die Freundin mit ihrem unwiderstehlichen Lachen frischweg: „Lieber Schulz, ziehn Sie zu der Redoute reine Wäsche an — dann erkennt Sie kein Mensch in ganz Berlin!"

Mir ist Komödien-Schulz stets ein gütiger Kritiker gewesen. — —

Der Plauder-Thee vor dem ästhetischen Kunstgenuß ging also — Dank den Saphirschen Witzen! — sehr vergnüglich und lachlustig vorüber. Daß der gute Teichmann, im Vorgefühl seiner tragischen Aufgabe, bei unserem Lachen immer elegischer und überschwänglicher wurde — stimmte unsere Heiterkeit durchaus nicht herab. Im Gegentheil! Nur der Vater des armen Musenkindes, das heute Abend die Feuerprobe bestehen sollte, sympathisirte mit seinem elegischen Gönner Teichmann und rückte, wie auf Nesseln, auf seinem

Stuhl hin und her, als begreife er nicht: wie man thee-trinkend — witzelnd — lachend der großen Stunde entgegen gehen könne, in der Alexander und Darius sich auf Leben und Tod bekämpfen — und der holden Statira das Herze bricht . . .

Endlich war das Theegeschirr abgeräumt und wir saßen lesefertig und möglichst feierlich um den großen runden Sophatisch. Das kritische Publikum: Frau Krüger und meine Mutter, thronte auf dem Sopha — Der schadenfrohe Saphir hatte sich mir grade gegenüber gesetzt und schnitt seine unmöglichsten Gesichter.

Krüger machte den Regisseur und vertheilte die Rollen:

Darius Codomanus, König von Persien	Der Dichter, Baron Uechtritz.
Statira, seine Gemalin	Sekretär Teichmann.
Thais, Tänzerin aus Athen . . . . . Amestris, Rysatis, edle Perserinnen	Frl. Bauer.
Bessus, Satrap von Bactrien; Nabarzanes, Alcander	Dr. Wilke.
Alexander, König von Macedonien . .	Hr. Krüger.
Hephästion, Parmenio, Kraterus, Perdikkas, macedonische Feldherrn . . .	Hr. Schulz.
Xantippus, Mime aus Athen	Hr. Saphir.

Und die Qual begann . . .

Im prächtigen Zelte des Darius bereiten Hofbeamte — alle von dem vielseitigen und vielgeschäftigen Dr. Wilke gelesen — sehr feierlich des Königs Purpurbett für den allerhöchsten Schlummer vor. Darius wird auf goldnem Sessel hereingetragen — aber tiefe Schwermuth beschattet seine Züge. Seine schöne Gemalin Statira und seine greise Mutter Sisygambis sind Gefangene des Siegers Alexander . . .

Da erscheint Statira, die von Alexander die Freiheit erhalten hat. Aber, nachdem „das Lamm von Persien“

gehaucht: „O mein Gebieter!“ — fällt sie vor Freude in Ohnmacht. Als sie erwacht, rühmt sie begeistert den Sieger Alexander — den „Herrn der Welt!“ — Darius wüthet in Eifersucht . . . Es folgt der Liebenden zärtlichste Versöhnung. Am Schluß des ersten Akt's ruft Darius begeistert aus:

Noch einmal durfte Dich mein Arm umschlingen,
Und mit der Welt nun fühl' ich Muth zu ringen.

Im zweiten Akt tritt Alexander als stolzer übermüthiger Sieger auf. So empfängt und entläßt er des Darius Friedensboten, nämlich den Dr. Wilke — die ihm Asien bis zum Euphrat anbieten, mit dem letzten Wort:

„Wenn mir des Xerxes Diadem Darius
Knieend zu überreichen kommt, gelob' ich
Mit einem Kuß vom Boden ihn zu heben . . .“

Der dritte Akt zeigt Darius auf dem goldenen Throne des Xerxes in königlicher Pracht — die Schlacht und den Opferdienst der Magier anordnend. Statira fleht ihn an, nicht persönlich sich den Gefahren des Kampfes auszusetzen. Umsonst! Darius geht in die Schlacht. Der Statira Frauen kommen, unter diesen Rysatis und Amestris — also ich! — mit Blumen, für die Sieger Kränze zu winden . . .

Da tritt Alexander, als Sieger in das Zelt — Statira stirbt bei seinem Anblick.

Im vierten Akt schmückt sich die Tänzerin Thais — ich — angebetet von Xantippus-Saphir — für den Sieger Alexander — in Persepolis feiern die Macedonier — nämlich Spuck-Schulz — ihr Siegesfest — Thais tritt als Hyppolita, Königin der Amazonen auf und tanzt vor dem verliebten, weinberauschten Alexander den Fackeltanz . . . Der König schleudert die Fackel in den Palast des Darius, daß er in Flammen aufgeht . . . Die Prophezeiung ist erfüllt — das Perserreich ist zertrümmert . . . Darius, von seinen Großen

— Dr. Wilke — verrathen, stirbt. Alexander bedeckt die Leiche mit seinem eigenen Mantel — und geht stolz ab, mit den Worten:

„Zeus, nimm' in meine Heimat mich hinauf!
Doch nein! um Deinen Thron dort müßt' ich ringen.
Wohl fühl' ich tief, daß Du mich nicht verkanntest,
Als Du in nicht'gen Menschenleib mich banntest!
Doch ob Du Deinen Sohn von Dir verbannt,
Die Götter alle bleiben ihm verwandt!
Bei ihnen, mag die Erd' in Trümmer fallen! —
Wird Alexander's Name nicht verhallen!
— — Nach Indien laßt meine Fahnen wallen!"

ab durch die Reihen der Krieger; glänzende Siegesmusik. Ende.

Auch ich stürzte fort — aber leider nicht so siegreich und würdevoll, wie Alexander.

Schon nach dem ersten Akt hätten die Mutter und ich uns klüglich entfernen sollen — Nasenbluten, Zahnweh, Schwindel oder dergleichen kleine unschuldige gesellschaftliche Aushülfemittel vorschützend . . . ja, sogar eine Ohnmacht wäre unter diesen Verhältnissen Tugend — Pflicht der Selbsterhaltung gewesen.

Der Dr. Wilke deklamirte seine vielen Feldherren, Satrapen, Hofbeamte und andere Perser mit ungeheurer Energie und hatte die Manie: nach jedem Satz sämmtliche Anwesende der Reihe nach herausfordernd anzusehen, als wollte er fragen: „Habt Ihr gehört und versteht Ihr auch zu würdigen, wie bewunderungswürdig ich lese?" Und dabei sein Gesicht mit den starren, runden, glanzlosen Augen — wie ein Wachskopf mit weit offenen Glasaugen im Schaufenster eines Friseurs!

Baron Uechtritz las seinen Darius mit großem Gefühl und Ausdruck. Seine angenehme Stimme würde ihn auch wirksam unterstützt haben, wenn er nicht die leidige Angewohnheit gehabt hätte, jeden Satz mit hoher Stimme anzu-

fangen und nach und nach immer tiefer hinabzusteigen ... bei langen Perioden zuletzt so tief hinab — wo's, nach Schiller, anfängt fürchterlich zu werden.

Der gute Teichmann schien sich bei dem Liebesflüstern der zärtlichen Statira förmlich auflösen zu wollen — zerfließend „in Wehmuth und in Lust“! Seine großen, wasserblauen Augen schauten perpetuirlich zur buntbemalten Zimmerdecke hinauf, als bekäme er von dort seine Inspiration und sein Liebesfeuer. In seiner Verzückung kniff er heute noch mehr als sonst die großen gelben Zähne auf die Unterlippe, dadurch die seltsamsten Töne hervorquetschend.

Spuck-Schulze arbeitete die kriegerischen Macedonier mit furchtbarem Pathos und mit zappelnden Händen und Füßen herunter — sich die etwas zu lange Zunge schier abbrechend und über den ganzen Tisch zischenden Begeisterungsschaum sprühend ...

Dies Alles wäre schon hinreichend gewesen, ein junges lachlustiges Mädchen aus der Fassung zu bringen ... Aber zu meinem Unglück mußte ich auch noch für die arme Mutter fürchten, die bereits zusammengekrümmt in ihrer Sophaecke kauerte und — das Taschentuch gegen die Lippen gepreßt — am unnatürlichsten Husten zu ersticken drohte ... die Gute, die es dabei jedoch für ihre mütterliche Pflicht hielt, mir zwischendurch die verzweiflungsvollsten Blicke zuzuwerfen, als wolle sie mir sagen: „Lina, Du wirst mir doch nicht das Herzeleid anthun und losplatzen?!“ — Die Frau Gevatterin Krüger kam aus dem erschütterndsten Niesen und aus ihrem Schnupftuche gar nicht mehr heraus und ich sah nicht ohne Genugthuung, wie sie bald roth, bald blaß wurde — im qualvollsten aller gesellschaftlichen Kämpfe gegen den Dämon: Lachkitzel!

Immer tiefer und tiefer sank das Haupt Krügers auf sein Manuskript nieder und seine sonst so klangvolle Stimme

tönte gepreßt, wie aus der Unterwelt. Er hatte wenigstens die Kraft der Selbstrettung: Niemanden mehr eines Blickes zu würdigen! Seine Hände umklammerten zitternd und zerknitternd das unselige Manuskript, als hinge Leben und Seligkeit davon ab.

Noch hatte ich mich mit übermenschlicher Kraft gehalten ... da begegneten meine armen Augen den teuflisch blitzenden Brillengläsern Saphirs ... Wie ein Satyr saß er da, vor Vergnügen förmlich glänzend, und sich schadenfroh an unsern Qualen weidend ... Und wenn Statira-Teichmann im schmelzenden Flöten sich fast verhauchte — dann rief der Schändliche mit seinen entzücktesten Tönen: „Bravo! meisterhaft gelesen! — so gemüthvoll! so poesieduftig ...“ — uns Armen noch den letzten Rest von Selbstbeherrschung raubend.

Ich habe in meinem Leben nie ähnliche Qualen ausgestanden, wie in diesem zweistündigen Kampfe gegen das Lachen. Eine Tortur in den Gefängnissen der spanischen Inquisition soll ja darin bestanden haben, daß die armen Opfer so lange gekitzelt wurden, bis sie gestanden — oder sich zu Tode gelacht hatten. Von diesem Abende an verstand ich erst das Furchtbare dieser Tortur! Und doch möchte ich fast behaupten: Wir haben bei „Alexander und Darius“ noch mehr gelitten ... denn wir wurden zwei Stunden lang gekitzelt und — durften doch nicht lachen! Ich glaube, ich hätte mit Vergnügen eine ganze Monatsgage dafür gegeben, wenn die Mutter und ich uns hätten nur drei Minuten lang so recht von Herzen frei auslachen dürfen! — Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, stemmte die Füße wie Atlas gegen den Fußboden, biß die Zähne auf die arme Zunge und stammelte — besinnungslos meine zum Glück kurzen Rollen weiter.

Da kam aber noch die schwerste Prüfung. Statira-Teichmann sieht am Schluß des dritten Akts im Geist, wie

eine Vision, das furchtbare Schlachtgewühl ... Sie schildert in Ekstase, wie ihr geliebter Darius flieht — verfolgt wird und ... sie bricht beim Anblick des Siegers Alexander todt zusammen. — Eine solche Prachtaufgabe ließ sich der sentimentale Teichmann natürlich nicht entgehen. Er zischelte so gefühlvoll durch die Zähne — daß Saphir sich in seiner Akklamations-Begeisterung fast überschlug ... Endlich! endlich! — o Rettungssekunde! — brannte Persepolis — König Darius hauchte seinen Todesseufzer aus ... und ich stürzte fort, wie wahnsinnig, gefolgt von der Mutter, daß Teichmann und der Dichter Uechtritz uns entsetzt nachstarrten ...

Aber — und hätte mein Leben davon abgehangen — ich hätte jetzt, wo die Aufmerksamkeit der Hauptbetheiligten von Alexander und Darius und Statira abgezogen und auf mich armes, schwaches Menschenkind gerichtet war, nicht noch zwei Minuten in nur einigermaßen schicklicher Ernsthaftigkeit bleiben können ... darum that ich, was ich schon längst hätte thun sollen: ich entfloh den starren Wachspuppenaugen des Dr. Wilke, dem Vaterstolz des Dichters, der weichmüthigen Begeisterung der guten Statira, dem sprühenden Pathos von Spuck-Schulz, den dämonischen Brillengläsern Saphirs und — vor allen Dingen mir selber! Ich ließ Hut und Mantel im Stich ... nur fort! nur fort! hinaus in die stille, verschwiegene Nacht! ... Und unten auf der Straße preßte ich die entsetzte Mutter krampfhaft in die Arme — — und lachte auf — endlich — so tief, so laut, so herzerleichternd und markdurchdringend, wie noch nie in meinem Leben ... und die Mutter lachte mit ... So taumelten wir förmlich vor Lachen nach Hause, daß die Leute auf der Straße uns ängstlich aus dem Wege gingen und uns bedenklich nachsahen ... Und zu Hause setzten wir uns Jede in eine Sophaecke und — weinten bitterlich vor Nervenabspannung und — Scham über mein rücksichtsloses

und für Uechtritz und Teichmann so verletzendes kindisches Benehmen ... bis der Lachdämon wieder über mich kam und auch die Mutter mit fortriß, wenn ich an die verschiedenen hochkomischen Einzelheiten des Abends erinnerte und Darius und Statira, Spuck-Schulz und den wachsäugigen Allerweltssprecher kopirte ...

Die Nacht verbrachten wir im Fieber, und am andern Morgen mußte der Arzt kommen und die zerrütteten Nerven beruhigen, sonst hätte ich unmöglich am Abend als Strubelköpfchen auftreten können.

Zu unserem Trost kam Gevatter Krüger und war liebenswürdig, wie immer, und anstatt mich wegen meines Benehmens zu schelten, bedauerte er uns wegen der ausgestandenen Qualen ... seine Frau liege auch noch vor Nervenabspannung, mit kalten Umschlägen um den Kopf, auf dem Sopha.

„Und Uechtritz — und Teichmann?“ fragte die Mutter beklommen.

„O, wir haben unser Möglichstes gethan, sie über die Ursache der nicht mehr zu verbergenden Heiterkeit und Ihrer Flucht im Unklaren zu lassen ... Sie werden schon wieder gut werden ...“

Aber sie wurden nicht wieder gut. Für den verletzten Dichter existirte ich nicht mehr und Teichmann seufzte stets so erbärmlich auf, wenn er mich sah — wie über eine verlorene Seele.

Bei der Aufführung von Alexander und Darius am 10. März 1826 erhielt ich statt der mir sonst sicher zu Theil gewordenen Glanzrolle der Tänzerin Thais — — die entsetzliche Strafrolle der „stillen lieblichen Amestris“, die den ganzen Abend nichts zu thun hat, als Kränze zu winden — schamhaft zu erröthen — zu schweigen — und weiter „die hellsten Blumen durch einander“ zu flechten — und nur die paar Worte zu sprechen:

„Wissen wolltet Ihr,
Für wen ich diesen Siegeskranz gewunden?
So wißt, er liebt mich, die Beglückteste!
Daphernes liebt mich! Ihm gehört der Kranz!

Alkander.

Unselige! was jubelst Du? — Daphernes —

Amestris.

Wie überzieht Dein Antlitz sich mit Wolken!

Alkander.

Dies Auge sah Daphernes fallen — sah —

Amestris.

(Der Kranz entsinkt ihr.)

O wehe! wehe!

Alkander.

Sah sein edles Haupt
Von scharfem Macedonierschwert gespalten.

Aeltere Perserin.

Willst Du sie tödten?

Amestris.

Wehe!

Aeltere Perserin.

Komm, mein Kind!
Im Frost des Lebens, stille Dulbende,
Sind Deines Herzens Blüten schnell verwelkt.“

Und Amestris ward nimmer wieder gesehen!

Und dennoch war die Tragödie „Alexander und Darius“ durchaus nicht zum Lachen! Sie war das ernste, würdige Werk eines echten warmherzigen und begeisterten jungen Dichters, reich an Gedanken, edel an Worten ... Aber was nützt das Alles gegen den einmal entfesselten und angestachelten Lachteufel?

Das Stück wurde nur drei Mal gegeben, mit getheiltem Beifall. Zwischen den Tieckianern und Hegelianern entbrannte um „Alexander und Darius“ eine grimme Fehde. Die Ersteren kämpften für den Dichter — die Andern gegen ihn. Meister Ludwig erkärte in einer seitenlangen Abhandluug: diese Tragödie des jungen Dichters sei eine er=

freuliche Erscheinung und mit wahrer Begeisterung geschrieben, — „erfreulich, weil sie mehr glänzt als blendet oder erschreckt und unsere edleren Gefühle in Anspruch nimmt und das Schicksal und die Leiden der handelnden Personen durch große Gedanken verbindet und verklärt!“

Grausam zerrissen wurde das Stück auch in der „Schnellpost“, von Saphir und dem Philosophen Hegel, der mit Saphir eng liirt war und ihm sogar einst als Cartellträger gegen den Breslauer Dichter Karl Schall diente, welcher den Postillon der „Schnellpost“ wegen einer neuen Infamie gegen die Sontag nach Verdienst öffentlich gezüchtigt hatte. Zum Duell aber kam es nicht, weil Beide, Schall und Saphir lieber lebten, als — ihr Leben für ihre Ehre ließen.

Eine andere Tragödie von Uechtritz, die im November 1827 auf der Berliner Bühne aufgeführt wurde: „Das Ehrenschwert“, ging ziemlich spurlos vorüber. Ich wurde von dem noch immer tief verletzten Dichter weder zur Leseprobe berufen, noch mit einer Rolle bedacht.

Gleich darauf brach der offene Krieg zwischen Saphir und allen Berliner Dramatikern aus. Auf dem Königstädter Theater wurde von Ludwig Robert eine Weihnachtsposse aufgeführt: „Wachsfiguren in Krähwinkel“ — eine Satire auf Berliner Kleinstädtereien. Eine dieser Wachsfiguren: „ein doppelter kritischer Post-Pegasus, der durch steten kleinen Hader großen Eindruck auf die große Masse der kleinen Leute macht“ — erschien unter der Maske Saphirs, der neben der „Schnellpost“ seit Kurzem auch den „Berliner Courier“ herausgab. Natürlich flossen Saphir, die „Schnellpost“ und der „Berliner Courier“ über von Gift und Galle — und nicht allein gegen Ludwig Robert, sondern gegen alle Dramatiker Berlins, die darauf eine geharnischte Broschüre „Saphir in Berlin“ los ließen und sich unterzeichneten: Louis Angely, Alexander Cosmar, K. Dielitz, Fr. Förster, Friedrich Baron v. L. M.,

Fouqué, F. W. Gubitz, W. Häring, Baron von Lichtenstein, Ludwig Rellstab, Ludwig Robert, Fr. Tietz, Adalbert vom Thale, (General v. Decker), Fr. v. Uechtritz.

Umsonst kämpfte Saphir in „Schnellpost“ und „Courier“ und zwei besonderen Flugschriften „Der getödtete und doch lebendige Saphir“ und „Kommt her“ gegen diese dreizehn Verbündete an, natürlich über die Zahl 13 bis zum Ekel witzelnd, — der bessere Theil des Publikums stimmte den Dreizehn zu. Nur ein Jahr konnten Saphir, „Schnellpost“ und „Berliner Courier“ sich noch in Berlin halten. Ein frivoler Klatsch über Nina Sontag, Henriettes Schwester, brach ihnen den Hals. Vor der drohenden Polizei verzog sich der charakterlose Poet nach München, wo er anfangs sehr in Gunst bei König Ludwig stand.

Als Saphir 1831 in München todtkrank am Nervenfieber darniederlag, sandte der König ihm seinen Leibarzt. Der Kranke wies ihn aber zurück.

Bei der ersten Begegnung fragte König Ludwig den Wiedergenesenen: „Warum haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?“

„Majestät, weil der nur gewohnt ist — Unsterbliche zu behandeln!“

Diese erschmeichelte und erwitzelte Hofgunst verlor Saphir durch sein bekanntes geflügeltes Witzwort auf den königlichen „Wasserdichter“. Er mußte Baiern verlassen — bis mächtige Gönner den König besänftigten. Saphir, der in Paris mit Heine und Börne intim verkehrt hatte, durfte zurückkehren und den „Bairischen Beobachter“ und den „Münchener Horizont“ herausgeben. Hier folgte er Heine's Beispiel und trat zum Protestantismus über, indem er sagte: „Für das Judenthum gibt es nur einen Fortschritt — den zum Christenthum!“ — König Ludwig ernannte ihn zum Hoftheater-Intendanzrath. Der hatte sich aber schon nach kurzer Zeit

bei der Münchener Bühne und in ganz Isar-Athen unmöglich gemacht. Nachdem er durch ein witziges pater peccavi von Metternich die Aufhebung jenes alten Ausweisungs-Decrets erlangt hatte, kehrte Saphir 1834 nach Wien zurück und gab dort seinen „Humoristen“ heraus. Bei meinem Wiener Gastspiel 1839 trat seine Feder für mich und meine „Gefährliche Tante“ tapfer in die Schranken ... Am 5. September 1858 ist der unselige Witzling, der die wohlhabende Wittwe eines Schiffs-Kapitains geheirathet hatte, zu Baden bei Wien — nach langen schweren Leiden gestorben.

Noch von seinem Sterbebett aus witzelte er in einem Briefe an den Besitzer des Wiener „Fremdenblatt“, Gustav Heine:

„Hier sitze ich und liege krank; stehe mit einem Fuße im Grabe, gehe mit dem andern dem Tode entgegen und habe so alle Hände voll zu thun, um mein Leben an den schwarzen Mann zu bringen ... Sie wundern sich, daß mein Bischen Geist mir bis zum letzten Augenblick treu aushält; das beweist eben, daß ein Geist kein Mensch ist. Ich habe am Krankenbett Ihres Bruders, Heinrich Heine die Kunst gelernt, den Geist als schmerzstillende Tropfen zu gebrauchen.

Sie sprechen von einer Grabschrift, die ich mir selbst geschrieben habe! Da die Zeitungen schon anfangen, mich zu loben, muß ich wohl schon todt sein. Sehn Sie nur gefälligst unter den „Verstorbenen“ nach.

Ich übersende also diese Grabschrift. Honorar verlange ich keines. Senden Sie im traurigen Falle ein Freiexemplar Ihres Blattes poste restante Himmel ...“

Die Sorge um die Zukunft seiner Tochter, Marie Gordon, quälte ihn noch mehr, als alles körperliche Leiden. Aus Rücksicht für sie hatte er seine „Memoiren“ nicht über die ersten Jugendjahre hinaus fortgesetzt, weil er wußte, daß

seine scharfe Feder ihr nur Feinde machen werde. Noch auf seinem Sterbebett schrieb er an den Kaiser Franz Joseph und empfahl ihm seine unversorgte Tochter. Er erhielt eine beruhigende Antwort. Als dann am 21. August der Kronprinz Rudolf geboren wurde, setzte der alte sterbende Humorist noch ein Mal die Feder an und begrüßte den Thronerben mit einem jubel- und dankvollen Gedicht. Es war sein Schwanengesang. Nach vierzehn Tagen war er, der in seinem Leben so viel Lärm gemacht hatte, ein stiller stummer Mann ...

Obgleich Saphir so viel gelacht und lachen gemacht hat, wie kaum ein anderer Jünger des Democrit — so war er doch ein tief unglücklicher Mensch ... und es gab Stunden, in denen er dies schmerzlich empfand. Er verachtete nicht nur die Menschen — — er verachtete auch sich selbst! Und das ist der giftigste Stachel im Menschenherzen. Auch ich kenne seine brennenden Wunden. —

Und die böse Saat, die der Kritiker Saphir gesäet, wucherte nach seinem Scheiden in Berlin — und auch über seinem Grabe üppig fort: die gesinnungslose käufliche Kritik — und die Lust des Lesers an ihren zerrissenen Opfern. Der von August Kuhn in Berlin herausgebene „Freimüthige, Unterhaltungsblatt für gebildete unbefangene Leser" hängte auf die Straße Kästen — eine Art venetianischer Löwenrachen am Dogenpalast — mit der Bestimmung: anonyme Theaterkritiken aufzunehmen!

Sogar Gubitz' sonst so ehrenhafter „Gesellschafter" öffnete seine Spalten anonymen Theater-Kritiken eines Berliner — Gymnasiasten, der zufällig — Karl Gutzkow war.

Und heute noch fliegen die Theaterblätter — meistens Schmeißfliegen der deutschen Bühnenkunst — den armen Bühnenkünstlern zu Dutzenden in's Haus, mit der Notiz: „Sie sollen auch ein schönes Lob über sich drin finden!"

— N. B. wenn Sie den beiliegenden Pränumerationsschein auf das nächste halbe Jahr honoriren! — Sind mir doch solche Blätter und solche Pränumerations-Revolver selbst noch in meine Schweizer Einsamkeit nachgeschickt worden, als ich durch mein „Bühnenleben" wieder in die Oeffentlichkeit getreten war — und ich habe sie „honorirt", um nicht von ihnen gestochen zu werden! — —

Der gute Teichmann versöhnte sich schließlich doch wieder mit mir und meiner Lachlust. Als ich im November 1834 — nach fünfjähriger Abwesenheit und als kaiserlich russische Hofschauspielerin a. D. wieder nach Berlin kam und in fünfzehn Gastrollen die königliche Bühne betrat, war Teichmann unter den Verehrern, die meine Garderobe zu meinem Empfange reizend mit Blumen geschmückt hatten.

Teichmann hat noch viele Jahre als Geh. Sekretär und Hofrath seine Kunstbegeisterung und seine treue Arbeit der Berliner Bühne gewidmet: unter den Intendanten Graf Brühl, Graf Redern, Theodor von Küstner und v. Hülsen. Am 16. Juli 1860 ist der alte Kunstenthusiast gestorben.

Auch der Komödien-Schulz empfing mich 1834 in der „Spenerschen Zeitung" mit dem alten Wohlwollen. Er schrieb über meine ersten beiden Rollen:

„Königliches Schauspielhaus. Montag den 10. November 1834. „Die junge Pathe", Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von L. W. Both (Louis Schneider.) Hierauf „Die Hagestolzen" von Iffland. Dlle. Karoline Bauer, im ersten Stücke: Frau von Lucy, im zweiten Margarethe als Gastrollen.

Es hatte sich ein sehr zahlreiches Publikum am heutigen Abend im Theater versammelt, um die freundlich liebe Erscheinung aus einer schönen Zeit wieder zu begrüßen, in welcher sie einst die duftende Blume eines grünen Kranzes gewesen war, der mit seinen zarten, goldnen Kunstblüten,

der Menge Geist und Herz so oft erquickt und erhoben hatte. Schöne, aber auch wehmüthige Erinnerungen knüpfen sich an ihr Erscheinen, denn während ihrer nur 5jährigen Abwesenheit sind viele Blüten aus jenem Künstlerkranze ins Grab gesunken, und auch die schönste Zierde desselben, Ludwig Devrient, hat zu blühen und zu duften aufgehört. —

Unsre Gastin wurde stürmisch empfangen und ihr Spiel im ersten Stücke als Frau von Lucy mit lebhafter Aufmerksamkeit vom Publikum begleitet. Sie gab die Rolle ganz vortrefflich, ohne Anwendung gewaltsamer Mittel, elegant und ohne Verletzung der Weiblichkeit. Es war überhaupt ein wohlthuendes Gefühl, in dieser Art einmal wieder ein reines Kunstgebilde mit Anlage und Durchführung sich vor unsern Blicken entwickeln zu sehen, da wir leider deren jetzt nicht mehr gewohnt sind, und wenn wir einmal ein dergleichen Bild sehen wollen, es uns immer erst mit Feuerheerdsroth bestrichen wird, damit es auch recht hübsch knallt und in die Augen fällt. Im zweiten Stück war es uns sehr erfreulich, daß Dlle. Bauer, als Margarethe, in diesem Charakter nicht das Naive mit dem Derben, wie dies freilich gewöhnlich zu geschehen pflegt, verwechselte, und das sentimentale Wesen auf eine künstlerische Weise zu mäßigen und mit dem ihm gegenüberstehenden Naiven so zu verschmelzen wußte, daß ihre Leistung wie aus einem Gusse erschien.

Aus diesen wenigen Andeutungen, und wenn es nicht zu kühn ist, aus diesen zwei Rollen schon ein Resumé zu ziehen, kann man jedoch jetzt schon sehen, daß Dlle. Bauer an Kunst unendlich gewonnen hat und zu einer Künstlerin ersten Ranges geworden ist; denn ihr Spiel erschien durchaus kunstgebildet, ohne Manier und ohne Anwendung gewaltsamer, unnatürlicher, kunstwidriger und die Weiblichkeit verletzender Mittel.

Sie wurde mit Hrn. Lemm gerufen und dankte bescheiden ..."

Mit Louis Schneider spielte ich die junge Pathe, — dieselbe Rolle, die ich später noch wirkungsvoller mit dem jungen liebenswürdigen Hermann Hendrichs in Hannover darstellte, der mich auch wiederholt in Dresden besuchte und mir für meine ganze Bühnenzeit eine warme Anhänglichkeit bewahrt hat.

Auch den Verfasser von „Alexander und Darius", Friedrich von Uechtritz, sah ich noch mehrere Mal in Dresden bei Ludwig Tieck wieder. Ich bat ihm reumüthig meine alte ungezogene Lachlust ab — und er war versöhnt. Er lebte damals in Düsseldorf, engbefreundet mit Immermann, welcher die dortige Bühne leitete. Beide machten sich durch ihre literarischen Abende sehr verdient um die Hebung des Kunstsinnes in der freundlichen Künstlerstadt am Rhein.

Friedrich von Uechtritz hat noch mehrere — längst verschollene Dramen und historische Romane geschrieben. Am 15. Februar 1875 ist er in seiner Vaterstadt Görlitz gestorben, wo er seinen Lebensabend still und zurückgezogen verlebte, mit kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt. Er soll interessante handschriftliche Memoiren hinterlassen haben, gewiß auch über jene alten Berliner Tage der zwanziger Jahre. —

* * *

Nach dem theatralischen — darf ich auch wohl das musikalische Berlin meiner Zeit in Kürze zu schildern versuchen, — jenes Berlin, das der damals weltberühmte Geigenvirtuos Boucher, Kammermusikus des Königs von Spanien, dankbar nannte: la capitale de la musique!

Boucher, der sich selber den Titel beilegte: „Sokrates der Violinisten", beschäftigte Berlin fast eben so sehr — wie einige Jahre später Paganini. Bouchers Anziehungskraft bestand nicht nur in seiner Geige; vielleicht sogar noch mehr

in seiner überraschenden Aehnlichkeit mit Napoleon, die der Virtuos auch reichlich auszunutzen verstand. Wenn in den Konzerten seine Geige ruhte, nahm Boucher geschwind eine von jenen Situationen an, die durch Bilder bekannt sind, mit der Unterschrift: Napoleon nach der Schlacht von Marengo — Austerlitz — Waterloo — Napoleon auf den Brandtrümmern von Moskau — Napoleon auf Helena u. s. w. Und die Berliner jubelten diesen Koulissenstückchen immer auf's Neue zu.

Als Prinz August dem Künstler einst seine Bewunderung über diese Aehnlichkeit aussprach, sagte Boucher ungenirt: „Nur bin ich hübscher, mein Prinz, als der Kaiser Napoleon!“

Auch andere Kunststückchen verschmähte der Geiger nicht, um immer wieder von sich reden zu machen und immer neue Konzerte zu seinem Besten zu füllen. So geigte er einzelne Stücke, während er die Violine auf dem Kopf — oder hinter seinem Rücken hielt.

Bei einem Wohlthätigkeits-Konzert, das er mit Karl Maria von Weber in Berlin gemeinschaftlich gab, hatte der Pianist Weber einige Sekunden zu pausiren, während eines kleinen Violinsolos. Das dehnte Boucher aber zu einer freien Phantasie über die beliebtesten Freischütz-Phantasien aus. Das Publikum lauscht athemlos. Der verlegene Weber bittet den Spieler flüsternd, doch endlich aufzuhören, er fährt mit einem donnernden Klavier-Accord dazwischen ... umsonst! Boucher phantasirt weiter über den Freischütz — zuletzt über den hinter der Scene leise und immer leiser verklingenden Walzer ... Endlich wirft er die Geige fort und fällt Weber stürmisch um den Hals ... Das Publikum raſ't vor Entzücken.

Eines Tages geht Boucher im Thiergarten spazieren. In der Nähe der „Zelte“ sieht er einen blinden Geiger am Baum lehnen — aber die geputzten Leute gehn vorüber,

ohne eine Gabe in den Hut zu den Füßen des Spielers zu werfen. Da schüttet Boucher seine Börse in den Hut des Geigers, nimmt ihm die armselige Geige aus der Hand, stellt sich à la Napoleon neben den Blinden — und spielt stundenlang zum Entzücken der immer dichter herbeiströmenden Spaziergänger — bis des Blinden Hut gefüllt ist ... Natürlich sind Bouchers nächste Konzerte noch voller, als sonst.

Und vierzig Jahre später! Da las ich in einer Pariser Zeitung:

„Ein Greis, von Allem entblößt, bittet edle Menschen, ihm seine Geige abzukaufen!

Boucher,
ci-devant Violinspieler des Königs von Spanien."

Bald darauf ist er, der einst im Golde wühlte, im tiefsten Elende gestorben.

Nur zu oft Künstlerloos — und meist selbstverdientes! —

Dem berühmtesten Geiger jener Tage: Nicolo Paganini! bin ich in Berlin persönlich näher getreten.

Ende Februar 1829 traf er, der Fünfundvierzigjährige, von Wien in Berlin ein — und die wunderbarsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt, noch ehe ihn Jemand gesehn oder gehört hatte. Man nannte ihn einen Dämon — einen Zauberer — einen Hexenmeister, der mit dem Satan im Bunde stehe, sich ihm durch einen Mord auf ewig zu eigen gegeben — und dafür die Wundergeige erhalten habe, aus welcher der Zauberbogen Töne hervorlocke, wie noch keine ehrliche Menschenhand sie gegeigt.

Andere wollten gar wissen: die Ermordete ist sein eigen Weib gewesen — und ihre Seufzer und Klagen tönen nun zu seiner Erdenstrafe immer und immerfort aus seiner Geige ihm in's Ohr! Das ist seine Buße.

Noch Andere wußten aus Wiener Zeitungen und Briefen ganz sicher: Gemordet hat er, das steht fest, — aber nicht

sein Weib, denn er ist — nie verheirathet gewesen, sondern einen von seiner Geliebten begünstigten Nebenbuhler — und dafür hat er sechs Jahre in einem finsteren unterirdischen Kerker zu Genua schmachten müssen, ohne in dieser ganzen Zeit einen Menschen zu sehen oder zu hören. Auf seine flehentlichen Bitten ließ man ihm seine geliebte Geige, und ihr vertraute er seine Leiden an. Aber es sprang eine Saite nach der andern, ohne daß er sie zu ergänzen vermochte — und zuletzt blieb ihm nur die G=Saite. Und so lernte er auf dieser einen Saite geigen und die wunderbarsten Töne hervorbringen ... Auf der G=Saite könne er miauen wie eine Katze — kreischen wie ein keifendes altes böses Weib — aber auch singen wie ein Vogel, klingen wie eine silberne Glocke — und weinen wie ein Menschenherz, daß selbst dem kältesten Hörer die Thräne innigen Mitgefühls quelle ...

Genug! Berlin war in fieberhafter Spannung auf Nicolo Paganini, dessen bizarre Bilder an den Schaufenstern hingen, mit der stolzen Unterschrift: Der Unerreichbare!

Aber selbst die Konzertproben vermochten nicht einmal die Neugier der mitwirkenden Musiker zu stillen — denn Paganini geigte nicht in den Proben, er markirte nur!

Endlich, am 4. März 1829, kam der Abend seines ersten Konzerts — und das ganze reiche Berlin, das die dreifach erhöhten Preise zahlen konnte, strömte in den Konzertsaal des Schauspielhauses ... und ich mußte in denselben Stunden und in demselben Hause die Irene in Beck's altem, polemisch=satirischen Lustspiel „Das Chamäleon“ spielen — natürlich vor halbleeren Bänken.

Nach dem ersten Akt standen wir Mitspielenden: Ludwig Devrient als Cavalier du vieux régime in Allongenperrücke und gesticktem Sammetkleide, mit Degen und Schnallenschuhen, Amalie Wolff als alte Koquette in himmelblauer

Seide mit knallrothen Rosen, Wauer als Landedelmann, Krüger als Militär und ich als heitere Liebhaberin mißmuthig bei einander und sprachen natürlich von dem Zauberer Paganini, der uns alle Zuschauer fortgenommen, und wie interessant es jetzt im Konzertsaal sein müsse ... Da kam Dekorationsmaler Gropius in höchster Aufregung und mit glühendem, strahlenden Gesicht angestürzt und rief: „Kinder! Ich hab' ihn gehört! Er geigt wie ein Gott — und wie ein Dämon! Unsere Berliner sind rein weg. Solch ein rasender Applaus ist noch nicht dagewesen ..."

Sie? — Paganini? — Wo? — Wie?" — riefen wir durcheinander.

„Dort hinten rechts am Ende des Ganges ist eine kleine Thür für die Orchestermitglieder, damit sie direkt aus dem Theater in den Konzertsaal gelangen können. Dort kann man den Wundermann durch's Schlüsselloch hören ..."

Wie der Wind fliege ich hin und lausche — und staune: waren das wirklich die Töne einer Geige? So etwas hatte ich nie gehört. Die Kollegen folgten mir — bis uns das Kling! Kling! für den zweiten Akt hinter die Koulissen zurückrief. Aber jede Minute, die wir nicht auf der Scene zu thun hatten, waren wir an das wundertönige Schlüsselloch gebannt. Ich höre noch Ludwig Devrient sagen: „Das ist keine hölzerne Geige! Das ist ein Klagen und Weinen aus zerrissener Menschenbrust — ich wollt', daß mir als König Lear solche Töne zu Gebote ständen!"

So hatte ich denn Paganini gehört — ohne ihn gesehen zu haben. Nach wenigen Tagen sollte ich ihn auch sehen und sogar sprechen — ohne seine Geige zu hören.

Ich suchte den Regisseur der Oper, den Komponisten und Lustspieldichter Karl Blum, im Opernhause auf, um wegen meiner Rolle in einer Operette mit ihm zu sprechen. Ich fand ihn im Konversationszimmer im Gespräch mit

einem Fremden, der mich auf den ersten Blick schon frappirte. War es die abschreckende Häßlichkeit dieses langen hageren Mannes, der nur aus olivenfarbiger Haut und klapperdürren Knochen zu bestehen schien? Die schwarzen Kleider schlotterten förmlich um dies Gerippe. Die Haltung war matt und müde, als müßte der Knochenmann im nächsten Augenblick wie ein Taschenmesser zusammenklappen — und beim nächsten Schritt einige bitternöthige Arme und Beine verlieren. Das Gesicht sah aus wie ein mumiesirter Todtenkopf, mit brauner Haut überzogen; die Wangen hohl; aus den tiefen Augenhöhlen glühten unheimliche schwarze Lichter hervor; lange dünne schwarze Haare umringelten diesen Todtenkopf gleich Schlangen. Ich mußte an die Erynnien in den „Kranichen des Ibicus“ denken ... Andere haben diesen geisterhaften Kopf später mit dem „abgehauenen Haupt des Johannes auf der Schüssel der Herodias“ verglichen.

Diese unheimliche — ja gradezu gespenstische Erscheinung konnte nur Paganini sein.

Und neben ihm — welch Kontrast! — auf dem Arm einer Wärterin ein engelhaft schönes, süß schlummerndes Kind, dem Paganini im Gespräch die zärtlichsten Blicke zuwarf.

Karl Blum stellte mir den Maëstro vor. In meiner Verlegenheit wandte ich mich zu dem lieblichen Kinde, streichelte ihm die dunklen Löckchen und küßte die schlafheißen rothen Bäckchen. Da ergriff Paganini feurig meine Hand, führte sie hastig, aber sehr ungraziös an seine Lippen und sagte im gebrochenen Französisch:

„Nicht wahr? Ein süßer unschuldiger Engel! Dieser reine Mund — dies friedliche Lächeln — diese beneidenswerthe Ruhe! Dies holde Kind ist auch mein ganzes Glück — die Freude und der Reiz meines armen Lebens ... mein lieber einziger Sohn Achill!“

Man erzählte sich damals in Berlin: des Kindes Mutter sei die Sängerin Antonia Bianchi, mit der Paganini seine Kunstreise nach Deutschland machte und die noch vor einem Jahre in seinen Wiener Konzerten auftrat. Sie habe Geliebten und Kind verlassen — weil sie die Nähe des unheimlichen Geigers nicht länger habe ertragen können ...

Und dann hörte und sah ich Paganini in dem überfüllten Opernhause geigen, weil der Konzertsaal das herbeiströmende Publikum trotz mehrerer Konzerte nicht zu fassen vermochte.

Er trat auf und machte seine eckigen, linkischen Verbeugungen — und man lachte! Er setzte die Geige an — — und wie bezaubert, athemlos lauschte die tausendköpfige Menge! Er ließ den Bogen sinken — und ein Orkan von Jubel und Händeklatschen raste durch das Haus, wie ich etwas Aehnliches selbst bei den Triumphrollen der Sontag nicht gehört hatte.

Wie Paganini spielte? Bald wie ein Engel — bald wie ein Dämon — nicht wie ein sterblicher Mensch. Solche Töne sind noch nie einer Violine entlockt worden. Es waren eigentlich gar keine Geigentöne; sie klangen wie Sturmgrollen — wie Meeresrauschen — wie Posaunenschall — wie Schlachtendonner ... wie Glockenklang und Vogelsang! — wie Menschenangst und Verzweiflung — wie Aechzen und Seufzen und Wimmern und Weinen ... Und wenn seine G-Saite klagte — dann kamen den lauschenden Menschenherzen Thränen — in Wehmuth und in Lust ... Sein Spiel wirkte, wie Wetterleuchten in dunkler Nacht ...

Während er spielte, lief ein nervöses Zittern durch die ganze haltlose dürre gespenstische Gestalt — und aus seinen düsteren Augen flammte ein tiefinneres wühlendes Feuer ... Mit dem letzten Bogenstrich sank der Geiger in gänzlicher Erschöpfung auf den Stuhl.

Seine Technik in den reinsten chromatischen Läufen — seine wunderbar klare Tonbildung selbst bei humoristischen Bizarrerien — seine gebrochenen Accorde über alle vier Saiten, von der tiefsten Tiefe bis in schwindelnde Höhe hinauf — seine Flageolett-Passagen — sein entzückendes Pizzicato-Spiel, während der Bogen dazu gleichzeitig wunderbare Melodien geigte — seine rapiden Octavengänge auf der G-Saite — sein silberhelles Glöckchenspiel — sein fortissimo, welches das ganze Orchester übertönte, und gleich darauf das duftigste süßeste pianissimo . . . Das Alles war unbegreiflich und also auch unbeschreiblich.

Selbst die besten Violinspieler Berlins schüttelten die Köpfe und sagten: Wir fassen das nicht. Das ist übermenschlich. Wenn wir dies Spiel nicht gehört und gesehen hätten, wir glaubten es nicht!

Darauf sprach das musikalische Orakel Berlins, Ludwig Rellstab, in seiner Kritik in der Vossischen Zeitung das enthusiastische Wort aus: „Ich habe es gehört, aber ich glaube es doch nicht! Alles nämlich, was man bisher von Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten auf irgend einem Instrument gehört hat, verschwindet in Nichts gegen das, was Paganini leistet... Man hat über Bernhard Romberg, Moscheles, Kalkbrenner, Drouet 2c. erstaunen können, aber doch zugleich die Möglichkeit begriffen, wie ihre Schwierigkeiten auszuführen sind, ja den Muth nicht verlieren dürfen, ihnen nachzukommen; aber bei Paganini hört sogar das Begreifen der Sache auf, und manche Leistungen sind dem Referenten (so wie auch, zu seinem Troste, den Violinspielern selbst) völlig unerklärbar geblieben. Die Schwierigkeiten, auf welche ausgezeichnete Virtuosen Gewicht zu legen pflegen, die sie als Glanzpunkt ihres Spiels hervorheben, bemerkt man bei Paganini kaum, weil er sich bei ihnen förmlich auszuruhen scheint . . .“ Und Rellstab prophezeite: selbst

alles Nachkommende auf der Geige werde ein Pygmäengeschlecht gegen diesen Giganten bleiben!

Sogar der alte borstige Zelter, der anfangs an die Kunst dieses „vermaledeiten Hexensohnes“ nicht glauben wollte, wurde durch Paganinis Spiel zur Bewunderung hingerissen — und zu den brieflichen Worten an Goethe:

„Paganini ist in jedem Fall ein vollkommener Meister seines Instruments in höchster Potenz ... Der Mensch ist eine echte Rarität — die Violine selber. Man erschrickt, man lacht, man ist in Verzweiflung über die gefährlichsten Schnurrpfeifereien und die allgemein verständlichen Schwierigkeiten, denn die Wirkung ist ganz allgemein. Anmuth und Geist fehlen auch nicht, und auch, was nicht vollkommen gelingt, ist noch neu und interessant ...“

Einige Monate später hört auch Goethe den Wundergeiger in Weimar. Er nennt sein Spiel „meteorisch“ — eine „Flammen- und Wolkensäule“.

Und die enthusiastische Rahel schreibt schon nach Paganinis erstem Berliner Konzert an Varnhagen nach Bonn:

„Paganini spielt durchaus auf einer einzigen Saite besser, als auf allen. Richtiger, sicherer, reiner, heimatlicher, kühner: und daher mit der meisten Laune, mit dem dramatischesten Ausdruck. Seine Geschichte mag sein, welche sie wolle, so ist mir gewiß: er befand sich längere Zeit nur im Besitz einer einseitigen Geige. Er spielt auf diesem Instrument eigentlich nicht Geige. Er hat nicht Rode's, nicht Durand's, nicht Haake's, nicht Gionorvich's Ton, noch Töne. Aber er spricht gradezu; er wimmert; er ahmt Meereswetter nach; Nachtstille; Vögel, die vom Himmel kommen, nicht die zum Himmel fliegen; kurz Poesie. Er spielt die Preghiera aus Moses von Rossini; alle Stimmen, wie sie nach und nach einfallen, und dann zusammen. In Himmelssphären. Und ich schwöre Dir, daß ich gezwungen war, immer des

6*

Harfner's Lied: „Wer nie sein Brod" dabei zu wiederholen, zu schaudern, zu weinen. Er war es ganz. Und nun genug. Das Parterre im Saal war nicht geneigt zu applaudiren. Aber mußte! Ich habe die, die ich, als er empfangen wurde, vor mir zischen sah und hörte, im Applaus ausbrechen sehn: der Hof, Alles hieb in die Hände ... Er liefert jedem Bewunderung: und sollte es auch nur Verwunderung sein. Er sieht alt aus, betrübt, verhungert, und lustig. Eine Mischung vom seligen B., Oken und Wiesel und meinem Leinewandsjuden, dem alten Mann; das Ganze neigt mehr zu dem letzten. Dieners wie aus der Urwelt. Alles lachte, er auch. Pantomime dabei: im Ganzen bescheiden".

Ueber seine „Geschichte" und wie er zu dem Spiel auf einer Saite gekommen, beobachtete Paganini in Berlin ein sehr kluges mystisches Schweigen. Es gab ja für seine Konzerte keine wirksamere Reklame, als solche unheimlichen Geschichten.

Erst später, als er seine Virtuosen-Tour beendet und sich mit seinen geliebten Schätzen — den ergeigten und ergeizten Millionen und seinem Sohne Achill — auf seine Villa Gajona bei Parma zurückgezogen hatte, erzählte Paganini einiges aus seinem Leben — in dem aber durchaus nichts von Mord und Kerker vorkommt.

Der Vater, ein ärmlicher Kaufmann in Genua, erkannte in dem kleinen Nicolo schon früh ein musikalisches Wunderkind — und eine milchende Goldkuh. Er zwang das arme Kind mit grausamster Strenge zum ununterbrochenen Ueben auf der Geige — und betrog es so um Gesundheit und Lebensfreude. Der junge Virtuose wurde vom Vater zu immer neuen Konzerten — zu immer hastigerem Gelderwerb getrieben — und wurde dafür von seinem Sohn bitter gehaßt.

Der stürzte sich nach des Vaters Tode mit wilder Lust in's Leben, von Genuß zu Genuß — und rieb seine schwächliche Gesundheit schon als Jüngling auf.

Die Prinzessin Elisa Bacciochi, die von ihren Bruder Napoleon das Fürstenthum Lucca-Piombino zum Geschenk erhalten hatte, ernannte den einundzwanzigjährigen Paganini 1805 zu ihrem Hofvirtuosen und Ehrenkapitän. Ueber diese Zeit erzählte Paganini:

„Ich dirigirte die Oper in Lucca, wenn die fürstliche Familie anwesend war; häufig ward ich auch zum Hofzirkel berufen und gab alle vierzehn Tage daselbst ein Konzert. Die Prinzessin Elisa zog sich immer vor dem Ende desselben zurück, weil die Töne meiner Violine ihre Nerven allzusehr angriffen. — Im Gegensatz hierzu schien eine liebenswürdige junge Person, die ich schon lange im Geheimen verehrte, diesen Konzerten sehr gern beizuwohnen und ich glaubte zu bemerken, daß sie meine Neigung erwiderte; so wuchs unsere gegenseitige Leidenschaft immer mehr, doch hatten wir gewichtige Gründe, sie geheim zu halten, wodurch sie nur noch vergrößert ward.

„Einst versprach ich dieser Dame, ihr für das nächste Konzert eine musikalische Huldigung, welche sich auf unser geheimes Einverständniß beziehen sollte, darzubringen, und ich kündigte bei Hofe eine neue Komposition an, betitelt „Liebesscene“. Die Neugier meines Auditoriums ward lebhaft erregt, als man mich mit einer Violine in den Saal treten sah, die nur zwei Saiten hatte, nämlich die G-Saite und die Quinte; letztere sollte die Gefühle eines jungen Mädchens, erstere die leidenschaftliche Sprache des Geliebten wiedergeben. Auf diese Weise stellte ich ein Zwiegespräch dar, in welchem die Laute reinster Zärtlichkeit mit den Ausbrüchen der Eifersucht abwechelten, und harmonische Klagen und zärtliche Akkorde mit Ausdrücken des Zornes und der Freude, des Schmerzes und der Glückseligkeit wetteiferten. Dann kam die völlige Versöhnung und ein pas de deux, das die Liebenden zuletzt aufführten, bildete den glänzenden Schluß. — Diese neue

Idee machte viel Glück bei meinen Zuhörern, der zärtlichen Blicke zu geschweigen, welche die Dame meines Herzens mir zuwarf. Nachdem die Prinzessin Elisa mich mit Lobsprüchen überhäuft hatte, sagte sie huldvoll zu mir: „Sie machen das Unmögliche möglich; würde Ihnen nicht, um zu glänzen, eine einzige Saite genügen?“

„Ich versprach sogleich, diesen Versuch anzustellen. In der That hatte sich dieser Gedanke ganz meiner Einbildungskraft bemächtigt. Einige Wochen darauf komponirte ich meine Militair-Sonate, „Napoléon“ genannt, blos für die vierte Saite und führte sie am 15. August vor einem zahlreich versammelten und glänzenden Hofe aus. Der Erfolg übertraf meine kühnsten Erwartungen, und von dieser Epoche datirt meine Vorliebe für die G-Saite. Man konnte nie müde werden in Anhörung meiner für diese Saite komponirten Stücke und ich erlangte täglich mehr Fertigkeit in dieser Art von Produktionen . . .“ Das klingt ganz natürlich.

Außer in den Konzerten ließ Paganini sich in Berlin wenig öffentlich sehn. Man erzählte sich, daß er die Tage in äußerster Erschöpfung auf dem Sopha zubringe — und die Nächte am Pharao-Tisch. Er litt an Nervenschwindsucht. An der table d’hôte wollte Niemand mehr mit ihm essen, weil er in unappetitlichster Weise das Fleisch nur auskaute. Von seinem fabelhaften Geiz wußte man die tollsten Geschichten.

Noch einmal sah ich Paganini und seinen holden Knaben bei schönstem Frühlingswetter im Thiergarten in der Sonne sitzen und beide mit Blumen spielen, welche die Wärterin im Grase pflückte . . . Dann führten uns unsere Lebenswege fast gleichzeitig in die weite Welt hinaus — und auseinander. Den Künstler zu neuen goldnen Triumphen — die Künstlerin in einen goldnen Käfig . . . An dem unschuldigen Kinde ging das Leben noch blumenstreuend vorüber — wie ein goldner Traum . . .

Als ich nach Jahren in den Zeitungen las: Paganini ist am 27. Mai 1840 nach langem furchtbaren Leiden in Nizza gestorben — aber der Ruhelose kann keine Ruhe in der Erde finden, die Geistlichkeit weigert ihm ein christlich Begräbniß, da er die Sterbesakramente nicht empfangen ... Der unglückliche Sohn mußte des Vaters Leiche zu Schiff nach Villafranca überführen — dann nach seinem Landhause „Polcevera“ bei Genua — aber auch der Bischof von Genua verbot die Bestattung und der Sarg stand Jahre lang über der Erde in der Villa. Dort ließen sich allnächtlich herzzerreißende Geigentöne vernehmen — bis der Sohn seinem Vater in Parma ein glänzendes Todtenamt veranstaltete und reiche Schenkungen an die Kirche machte. Da verstummten an Paganini's Sarge die gespenstischen Geigenklagen und der Bischof von Parma gestattete endlich, daß die Leiche — nach fünfjährigem Umherirren — nach Parma überführt und in der Nähe der Villa Gajona begraben werden dürfe — im Mai 1845 ...

Als ich das Alles las: da mußte ich schmerzlich des größten und unglücklichsten Geigers denken — — und seines armen, reichen Sohnes, den ich zum letzten Mal als unschuldsvolles Kind gesehen hatte — im sonnigen Blumenspiel mit seinem Vater ...

Ja, das Leben und das Menschenherz ist furchtbar reich an schneidigsten Kontrasten! —

* * *

Es waren damals in Berlin besonders drei Häuser, die in der Musik den Ton angaben: Zelter — Mendelssohn — und Beer-Meyerbeer. Mit allen dreien bin ich in freundliche Berührung gekommen.

Zelter, den hohen Sechziger, lernte ich bei der Doktorin Rintel, seiner Tochter, kennen — in deren Hause, gegenüber

dem Königstädter Theater, wir zuerst wohnten. Dr. Rintel war ein vielbeschäftigter Arzt. Dessen Sohn hat später Zelters Biographie herausgegeben.

Der alte Zelter war eine hohe kräftige derbe Gestalt, der man den früheren Maurermeister gern glaubte, mit klugen markigen Zügen und offenen blauen Augen. Ein echtes Berliner Original: derbgrob bis zur Unaussprechlichkeit — borstig, wie eine Schuhbürste — beißig und kratzig, wie ein Bär — voller Schrullen und Grillen — aber treu wie Gold. Wenn er im musikalischen Gespräche warm und sein inhaltreicher Geist flüssig wurde, dann begriff man wohl: warum Goethe so gern mit ihm verkehrte, ihn Freund und Bruder nannte und ihm so viele zärtliche Briefe über Teltower Rüben, Musik, Poesie, Theater und Freundschaft schrieb. Des alten Zelters Auge aber leuchtete im heiligen Feuer innigster Liebe und Begeisterung, wenn nur der Name seines „süßen göttlichen Freundes" in Weimar genannt wurde, der für sein Leben „so nothwendig, wie das Morgenlicht".

Sonntags durfte ich zuweilen bei Rintels mit Zelter zu Mittag essen und stets mußte ich neben ihm sitzen. Er hatte mein heiteres Plaudern und Lachen gern — und er selber, der sonst so ernste Mann — der größere lärmende Gesellschaften haßte und es seiner Tochter lange nicht vergessen konnte, daß sie ihn durch List zu einem Hausball gepreßt hatte, um mit ihrem berühmten Vater Staat zu machen — der alte Zelter thaute in diesem kleinen traulichen Kreise oft zu den lustigsten Geschichten auf, die er mit derbem Humor köstlich erzählte.

So, wie er einst für ein Schüler Pestalozzi's gehalten und als solcher fetirt worden! Es war auf seiner Reise, die er 1809 nach Königsberg machte, wo damals die königliche Familie — aus Berlin vertrieben — weilte. Die Königin Luise lebte und webte in jener Zeit der Trübsal ganz in

Pestalozzi's Erziehungsmethode, von deren Einführung in Preußen sie zuletzt nur noch allein Heil und Segen für ihr Volk und Land erhoffte.

Kaum ist Zelter in Königsberg angekommen, so besucht ihn der Kirchenrath Busolt, einer der eifrigsten Pestalozzianer, heißt ihn enthusiastisch willkommen und ladet ihn für den andern Tag zum Mittagessen ein. Dort findet Zelter eine festliche Gesellschaft, die ihm die höchsten Ehren erweist, ihn „Herr Doktor" titulirt, aber kein Wörtchen von Musik, sondern fortwährend von Pestalozzi, seinen Jüngern und seiner Methode spricht ... bis es dem Berliner Musikmeister zu viel wird und er in seiner derben Offenheit sagt: „Aber, meine Herren, ich sollte meinen, der Pestalozzi wäre nun in die Länge und Breite genug traktiret, — wenigstens würde ich dankbar sein, wenn Sie mit dem Pestalozzi nicht immerfort grade auf mich losredeten. Der Pestalozzi interessirt mich kaum weniger, als Sie eine Bach'sche Fuge zu interessiren scheint. Wenn ich nun fortwährend von Bach und Händel auf Sie einreden wollte?"

Allgemeines blasses Entsetzen und Verstummen. Dann sagt der Kirchenrath Busolt schüchtern: „Aber, mein verehrter Herr Doktor, Sie — der Lieblingsschüler des großen Pestalozzi ..."

„Ach, was Doktor und Lieblingsschüler Pestalozzi's! Der Teufel ist sein Lieblingsschüler. Ich kenne den Kerl gar nicht. Ich war Maurerlehrling — und der Schüler des vortrefflichen Musikdirektors Fasch in Berlin und bin jetzt sein Nachfolger als Direktor der Singakademie ..."

Noch längere Gesichter — dann die kleinlaute Frage: „So sind Sie also auch nicht der Doktor Zeller, berufen, die preußischen Volksschulen zu reformiren, den wir in diesen Tagen sehnsüchtig erwarten?"

So löste sich dies Mißverständniß in Heiterkeit auf.

Eine andere Hauptgeschichte von Zelter mußte man von ihm selber erzählen hören. Er geht eines Abends — bald nach der epochemachenden ersten Aufführung von Webers „Freischütz“ im Jahre 1822 in musikalischen Gedanken nach Hause, als vor ihm ein Schusterjunge mit schreiender Stimme unermüdlich falsch singt: „Wir winden Dir den Jungfernkranz!“ — aber weiter keine Zeile, sondern immer wieder von vorn an — — bis plötzlich hinter ihm Zelters derbe Baßstimme ärgerlich einfällt: „Mit veilchenblauer Seide!“ Da dreht sich der Junge keck um und sagte:

„Hören Se, Männeken — wenn Se sich den scheenen jrünen Jungfernkranz singen wollen, denn können Se ihn sich ooch alleene anfangen. Des Andere is Straßenraub!“

Von Zelters derber Originalität erzählt noch eine andere lustige Geschichte. Nebenan bei ihm wohnte eine Mlle. Riqué, die jeden Morgen und Abend mit einer Zinkenstimme sang: „Meinen Romeo zu sehen!“ — und den Alten schier zur Verzweiflung brachte. So springt er einst bei diesem Singsang wüthend von der Arbeit auf und läuft in die Stube seiner Töchter Dorothea, Rosamunde und Luise, bei denen ihr Klavierlehrer grade sitzt und spielt. Zelter packt den Arglosen an der Schulter, schüttelt ihn und brüllt ihm in's Ohr:

„Herr, schaffen Sie mir einen Mann für Mlle. Riqué — oder ich bin verloren!“

Erschrocken stürzt der Lehrer fort — und ganz Berlin durchläuft die Schreckenskunde: „Zelter ist verrückt geworden!“

Zwei Zelter-Festen durfte ich beiwohnen: der Grundsteinlegung für den Neubau seiner geliebten Singakademie im Sommer 1825 — und Zelters siebenzigstem Geburtstage am 11. Dezember 1828, zu dem Goethe ein größeres Festgedicht der „Bauenden, Dichtenden, Singenden“ und ein Tischlied gesandt hatte:

Lasset ew'ge Harmonien
Bald sich suchen, bald sich fliehen
Und zuletzt vermälen.
Unser Mann, er that ja so;
Leb' er drum! er lebe!
Werde seiner Säle froh,
Daß er nehm' und gebe:
Wie bisher, im Allerbesten,
Sich zu Tag- und Jahresfesten,
Uns zu Lieb' er strebe!

Ein musikalischer Abend ist mir besonders lieb in der Erinnerung, den ich mit Ludwig Berger und Felix Mendelssohn und zwei jungen lieblichen Sängerinnen, Schülerinnen Zelters und der Singakademie, bei dem alten Meister verleben durfte. Berger spielte mit seinem und Zelters berufensten Schüler Felix Mendelssohn eine Beethovensche Sonate vierhändig — und wie! So hatte ich noch nie Klavier spielen hören! Dann phantasirte der junge, noch fast knabenhafte Felix über ein von Zelter ihm vorgespieltes Thema — frühlingsfrisch, wie Quellenrauschen und Lerchenjubel. Zelter begleitete mit seinen steifen Fingern einer jungen schönen, merkwürdig bleichen Altistin seine herrlichen Goethelieder: „Rastlose Liebe“ und „Der König in Thule“ — die mir noch heute die liebsten Kompositionen dieser Gedichte sind. Vor dem letzteren Liede sagte Zelter zu der Sängerin: „Denken Sie sich, daß Sie allein am Meeresufer sitzen und träumend vom König in Thule über die Wellen in die Weite singen — sanft und frei — die letzten Töne müssen, wie in's Meer sinkend, traurig verhallen...“

Zelter holte dann noch aus seiner Manuscriptsammlung einige Raritäten alter Kirchenmusik herbei und schlug mächtige Akkorde an.

Felix Mendelssohn war zwei Jahre jünger als ich und — damals sechzehnjährig — der anmuthigste, liebenswürdigste

Jüngling, den man sich denken kann. Mit seinem schönen reinen Gesicht, dem langen dunkelgelockten Haar, den guten klugen braunen Augen und dem frischen lieblichen Munde — hätte er als Benjamin einem Maler zum Modell dienen können, während Zelter einen vortrefflichen Patriarchen Jakob abgegeben hätte. Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler war auch ein echt patriarchalisches. Zelter sagte zu Felix Du — und dieser hing mit stummer Ehrfurcht an den Lippen des Meisters. Erst bei Tisch — und als mein Nachbar — thaute seine natürliche Lebhaftigkeit auf und wir waren bald im muntersten Scherzen und Lachen — so daß Zelter uns freundlich zunickte: „Der frohen Jugend Augen nnd Wangen glühen gleich dem Karfunkel! Schade, daß beim alten Zelter nicht getanzt wird!“

Ich habe in den nächsten Jahren noch oft mit Felix getanzt. Als Berliner Student war er ein flotter und guter, bildhübscher Tänzer: „ein gebildeter Sturmwind“ — wie Rahel eine seiner Kompositionen damals nannte.

Schon mit fünfzehn Jahren hatte Felix drei Opern komponirt, die im Mendelssohn'schen Hause aufgeführt wurden. Bei der dreiaktigen komischen Oper „Der Onkel aus Boston“ sagte Zelter ihm: „Felix, bis heute warst Du mein Lehrbursche; jetzt hast Du Dein Gesellenstück würdig bestanden — nun arbeite auf den Meister los!“ — Ein Meister ist er geworden, wenn auch nicht in der Opern-Komposition. Die wurde ihm auf immer verleidet, als seine neue Oper „Die Hochzeit des Kamacho“, zu der ein Sohn des Braunschweigischen Theaterdirektors Klingemann ihm den Text geschrieben hatte, bei ihrer ersten — und letzten öffentlichen Aufführung im Berliner Schauspielhause am 29. April 1827 so kühl aufgenommen war und als der junge Komponist dabei allerlei Chikane der Bretterwelt erfahren hatte. Generalmusikdirektor Spontini behandelte ihn und seine

Oper mit vornehmer — mitleidiger Gönnermiene, zeigte auf den Kuppelthurm der französischen Kirche des Gensdarmenmarktes und sagte: „Mon ami, il vous faut des idées grandes — grandes comme cette coupole!“

Und doch! Wenn die „grandes idées“ des tückischen Maëstro und der Ambos-, Posaunen- und Tamtamlärm seiner ungeheuerlichen Opern längst vergessen sein werden — dann wird man noch mit Entzücken den warmen Herzenstönen Felix Mendelssohns lauschen!

Auch Saphir ist nicht schuldlos daran, daß Mendelssohn — der schon damals, mit achtzehn Jahren, seine unsterbliche Ouvertüre zum Sommernachtstraum schrieb — nie wieder mit Ernst an eine Oper gegangen ist. Saphirs „Schnellpost“ brachte die bissigste Kritik über „Die Hochzeit des Kamacho“ und den Komponisten.

Zelter rief borstig aus: „Vivat Genius! Der Teufel hol' alle Kritik!“

Entzückend waren die kleinen Konzerte, die jeden Sonntag Morgen im Mendelssohn'schen Hause stattfanden und bei denen meistens die Kompositionen von Felix aufgeführt wurden. Der junge Komponist dirigirte ein kleines auserwähltes Orchester, seine hochbegabte Schwester Fanny — später Gattin des poesievollen Malers Hensel — saß am Flügel, Eduard Devrient sang . . . und die Elite des musikalischen Berlin, Zelter an der Spitze, war das kritische Publikum. Auch die berühmtesten Virtuosen und Sänger, die nach Berlin kamen, rechneten es sich zur Ehre, in diesen Konzerten zu debutiren.

Zu den Geburtstagen der Eltern wurden von Felix und seinen Geschwistern Fanny, Paul und Rebecka und den Hausfreunden gewöhnlich kleine musikalische oder theatralische Ueberraschungen vorbereitet. Bei einem solchen Maskenscherze trat der siebenzehnjährige Felix als Tyroler auf und ließ

aus einer Roulette Zuckersachen ziehen, zu denen er selber die Verse gemacht hatte. Seinen Groll gegen die unberufene, gesinnungs- oder gedankenlose Kritik, den er sein Leben lang nicht vergessen hat, sprühte er aus in den charakteristischen Versen:

Schreibt der Komponiste ernst,
 Schläfert er uns ein;
Schreibt der Komponiste froh,
 Ist er zu gemein;
Schreibt der Komponiste lang,
 Ist er zum Erbarmen;
Schreibt der Komponiste kurz,
 Kann man nicht erwarmen;
Schreibt der Komponiste klar,
 Ist's ein armer Tropf;
Schreibt der Komponiste tief,
 Rappelt's ihm im Kopf;
Schreib' er also, wie er will,
 Keinem steht es an,
Darum schreib' ein Komponist,
 Wie er will und kann.

Zum letzten Mal sah ich den zwanzigjährigen Felix Mendelssohn, als er in der Singakademie am 11. März 1829 Bach's große Matthäus-Passion, die nach des Komponisten Tode noch Niemand aufzuführen gewagt hatte, selbst Zelter nicht, dirigirte — wie ein junger Halbgott.

Gleich darauf ging er als ruhmgekrönter Künstler nach England. Folgte ich ihm auch wenige Wochen später dahin, so durfte ich doch in England „aus höheren Rücksichten" nicht für ihn existiren. — Als ich im Mai 1836 in Leipzig gastirte, weilte Felix Mendelssohn, Direktor der berühmten Gewandhauskonzerte, am Rhein und Main: um in Düsseldorf seinen „Paulus" aufzuführen und sich in Frankfurt in die holde Cécile Jeanrenaud zu verlieben. —

Zelters Empfehlung verdankte ich es, daß Ludwig Berger, der gesuchteste Klavierlehrer Berlins, der für seine schwache Gesundheit schon mit Stunden überhäuft war, dennoch auch mich als Schülerin annahm.

Berger, ein Berliner Kind, war damals fast ein Fünfziger, als ich ihn kennen lernte, ein liebenswürdiger edler Mensch, aber ein unglücklicher Hypochonder. Um seine süße Jugendliebe, die holde Sängerin Wilhelmine Karges aus Frankfurt a. d. O., heirathen zu können, war er mit seinem verehrten Meister Clementi 1805 nach Petersburg gegangen, um sich an der goldreichen Newa als Klavierlehrer eine gesicherte Lebensstellung zu erringen. Dort wurde er mit John Field befreundet, den er als Klavierspieler sogar über Hummel und Moscheles stellte und von dem er lernte. Dank den Empfehlungen von Clementi und Field und Dank seinem eigenen seltenen Lehrtalent hatte Berger schon nach zwei Jahren in Petersburg einen so großen Schülerkreis errungen, daß er seine Braut nachkommen lassen konnte. Er reiste ihr bis Kurland entgegen — und dort in einem armseligen Dorfe feierte er den glücklichsten Tag seines Lebens: seine Vermälung mit Wilhelmine ... Aber nach zehn Monaten stand er — gebrochen für immer — an dem Grabe seines Glücks, seines Weibes und Kindes ... Von diesem furchtbaren Schlage hat sein weiches Herz sich nie wieder ganz erholt. Auch seine Gesundheit blieb für immer erschüttert. Nach zwölf Jahren der Abwesenheit kehrte er nach Berlin zurück.

Hier komponirte er seine herrlichsten Lieder, von denen noch heute viele gesungen werden, ohne daß die Sänger etwas Näheres vom Komponisten wissen; so seine „Müller-Lieder“, die erst von den Schubert'schen Kompositionen derselben Gedichte Wilhelm Müllers verdunkelt wurden, — sein „In einem kühlen Grunde“ — „Als der Sandwirth

von Passeier" — „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" u. A. Sein Lieblingslied war das gefühlvolle:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal beim Tanz
Sie schüchtern an mich drückte!"

— das er für seine geliebte Braut komponirt hatte.

In Berlin wurde Berger mit dem genialen Bernhard Klein, dem Komponisten der Oper „Dido", der so jung starb, und mit Ludwig Rellstab der Stifter der „Berliner Liedertafel" — und für dieselbe komponirte er seine schönsten Männerquartette.

Aber des Lebens erwärmende und stärkende Sonne war ihm zu früh untergegangen, sonst wäre Ludwig Berger sicher einer der größten Lieder-Komponisten unserer Zeit geworden. Tiefe Melancholie verdüsterte seine Tage und brach ihm Muth und Freudigkeit zum Schaffen. Im Februar 1839 ist er am Nervenschlage gestorben, während er neben einer Schülerin taktzählend am Klavier stand. Sein Tod war freundlicher, als sein Leben. Freunde und dankbare Schüler setzten ihm die treffende Grabschrift: „Als Künstler groß, als Mensch edel, wahrhaft, freisinnig!" —

Neben dem Mendelssohn'schen Hause war es die Beer'sche Villa im Thiergarten, welche alle musikalischen Berühmtheiten Berlins und die gefeiertsten Konzert- und Operngäste in sich vereinte. Dort spielten Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Spohr, Paganini — dort sangen Henriette Sontag, Angelika Catalani, Wilhelmine Schröder-Devrient, Nannette Schechner, Sabine Heinefetter: die Kompositionen des Sohnes vom Hause, Giacomo Meyerbeers, der ursprünglich Jacob Beer hieß, aber schon als Knabe und Erbe eines reichen Herrn Meyer dessen Namen zu dem seinigen hinzufügte und während seines langen Aufenthalts in Italien seinen Vornamen italienisirte.

Wie eine Königin thronte und herrschte in diesem reichen Hause Madame Beer, die man in Berlin scherzend „Die Königin Mutter“ nannte, die aber auch eine königliche Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit ausübte.

Am interessantesten war mir in diesem Hause der junge Michael Beer, der edle und liebenswürdige Dichter des „Paria“, eines einaktigen Trauerspiels, das unter dem Bilde eines indischen Paria gegen das damals schon beliebte Hep! Hep! und für eine würdige Stellung des Judenthums kämpfte, — und des „Struensee“, zu dem des Dichters Bruder Meyerbeer später die Musik schrieb. In Dresden habe ich in dem Trauerspiel mit Erfolg gespielt — als der junge Dichter schon längst gestorben war. Michael Beer hat es mit der Poesie treu gemeint, wie kaum ein anderer Dichter. — Der Familie Meyerbeer bin ich im Herbst 1829 in Paris wieder begegnet — und später bei den Krönungs-festlichkeiten des Kaisers Ferdinand in Prag.

Von den durchreisenden Virtuosen war mir Ignaz Moscheles der liebste, der im November 1824 nach Berlin kam und sich mit dreißig Jahren schon in Wien, Paris, London den Weltnamen: le prince des pianistes erworben hatte. Er gab in Berlin drei brillante Konzerte und spielte in mehreren Wohlthätigkeits-Konzerten. Ueber sein wunderbares Spiel schreibt der alte Zelter in jenen Tagen an Freund Goethe: „Moscheles spielt in der That so, daß man einen Letheischen Trank zu genießen hat und über ihn alle Früheren vergißt. Der Kerl hat Dir Hände, die er wie ein Hemde umwendet, indem er mit den Nägeln noch nicht schlecht spielt.“

In einem Wohlthätigkeits-Konzert für die Ueberschwemmten am Rhein kam ich zuerst persönlich mit Moscheles in Berührung. Graf Röder aus Karlsruhe, einer der Arrangeure, forderte mich zur Mitwirkung zum Besten meiner Landsleute

auf. Ich wollte deklamiren, aber ich sollte mich durchaus den Berlinern am Klavier zeigen — als neues Lockmittel. Ich war damals nach meinem plötzlichen und Aufsehen erregenden Abgang vom Königstädter Theater in der Mode. Und die kluge Mutter wollte, ich solle bis zu meinem ersten Auftreten auf der königlichen Bühne nicht wieder aus der Mode kommen. So mußte ich mit meinem eifrigsten musikalischen Verehrer, dem trefflichen Klavierspieler Greulich, der fast täglich zu uns kam, um als Amateur mit mir vierhändig zu spielen, das Rondo Turc à quatre mains von Czerny öffentlich vortragen — in demselben Konzert, in dem auch Moscheles spielte. Le prince des pianistes war gutmüthig genug, mir Freundliches über mein Spiel zu sagen. Die Kritik aber war so boshaft, zu berichten: Mlle. Bauer habe in ihrer reizenden Toilette — weißer Tüll mit natürlichen Geraniumblüten — brillant ... ausgesehen.

Bald darauf machte Moscheles uns einen Besuch. Wir sollten Beide in einem Konzert mitwirken, das Karl Blum in Potsdam gab. Ich blieb dies Mal in meinem Element und deklamirte. In unserer Wohnung aber opferte der gute Moscheles sich wahrscheinlich dem stolzen Mutterherzen zu Liebe und spielte mit mir vierhändig die Ouvertüre zum Don Juan, in seiner feinen Weise mir dabei die werthvollsten Winke gebend.

Als Moscheles am Morgen des 15. Dezember uns im Wagen zur Fahrt nach Potsdam abholte, kam Felix Mendelssohn noch mit glühenden Wangen gelaufen, von seinem verehrten Meister, der in diesen wenigen Wochen sein geliebter Lehrer und sein Freund für's Leben geworden war, noch einmal den zärtlichsten Abschied zu nehmen. Beider Augen waren feucht.

Es hat mich wunderbar gerührt, ein halbes Jahrhundert später, als beide Freunde längst gestorben waren, in Moscheles'

Tagebuch zu lesen, was er in jenen Tagen der ersten Begegnung mit dem Knaben Felix über ihn und das Mendelssohn'sche Haus schrieb:

„Das ist eine Familie, wie ich noch keine gekannt habe; der fünfzehnjährige Felix eine Erscheinung, wie es keine mehr giebt! Was sind alle Wunderkinder neben ihm? Sie sind eben Wunderkinder und sonst nichts; dieser Felix Mendelssohn ist schon ein reifer Künstler und dabei erst fünfzehn Jahre alt! Wir blieben gleich mehrere Stunden bei einander. Ich mußte viel spielen, wo ich eigentlich hören und Kompositionen sehen wollte, denn Felix hatte mir ein Konzert in C-moll, ein Doppelkonzert und mehrere Motetten zu zeigen, und Alles war genialisch und dabei wie korrekt und gediegen! Seine ältere Schwester Fanny, auch unendlich begabt, spielte Fugen und Passacaillen von Bach auswendig mit bewundernswerther Genauigkeit; ich glaube, sie ist mit Recht „ein guter Musiker“ zu nennen. Beide Eltern machen den Eindruck von Menschen, die den höchsten Grad von Bildung haben; denn sie sind weit entfernt, auf ihre Kinder stolz zu sein. Sie machen sich Sorge wegen Felix' Zukunft, ob er wohl ausreichende Begabung habe, um Tüchtiges, wahrhaft Großes zu leisten? Ob er nicht, wie so viele talentvolle Kinder, plötzlich wieder untergehen werde? Ich konnte ihnen nicht genug betheuern, wie ich, von seiner dereinstigen Meisterschaft überzeugt, nicht den mindesten Zweifel in sein Genie setze; doch mußte ich das oft wiederholen, ehe sie es mir glaubten. Das sind also keine gewöhnlichen Wunderkinds-Eltern, wie sie mir so häufig vorkommen . . .“

Auch auf der Fahrt nach Potsdam wurde Moscheles nicht müde, seine Begeisterung für Felix Mendelssohn auszusprechen — bis ihn plötzlich die heftigste Migräne überfiel und er todtenblaß und mit geschlossenen Augen in den Kissen

lehnte. Aber dennoch bestand er darauf, zu spielen ... Und er spielte, nachdem meine Mutter ihn geschminkt, damit sein geisterhaftes Aussehen nicht auffalle, und nachdem er wankend das Klavier erreicht hatte, in Gegenwart des Königs und des Hofes — wie ein Gott.

Mad. Grünbaum aus Wien, die Tochter Wenzel Müllers, welche die Berliner besonders als Rosine im „Barbier von Sevilla“ durch ihre perlenden Vogeltriller entzückte, von ihren Verehrern mit Recht „die deutsche Catalani“ genannt, sang unter großem Beifall — und ich deklamirte mit Blum's Guitarren-Begleitung die „Erlebnisse eines Troubadours“.

In Potsdam nahmen wir von Moscheles Abschied. Er fuhr zu neuen Triumphen in die Welt hinein. Erst nach Jahren, als Moscheles seinem Freunde Mendelssohn zu Liebe von London nach Leipzig übersiedelt war, durften wir in Dresden ein freundlich Wiedersehen feiern. —

Bald nach dieser Potsdamer Konzertfahrt forderte der liebenswürdige alte Präsident Scheve mich auf, in einem Konzert zum Besten des Luisenstifts zu deklamiren. Ich sprach „Nichts“, von Theodor Hell.

Zum Dank wurde ich mit der Mutter vom Präsidenten zu einem Diner der „Tausendjährigen Gesellschaft“ geladen — einem geschlossenen Kreise von 14 Mitgliedern, deren hohe Jahre multiplizirt die Zahl 1000 überschritten. Es waren meistens hohe würdige Militärs, die Brust mit den Orden der Freiheitskriege geschmückt. Die alten Herren machten uns in reizendster Galanterie — des vorigen Jahrhunderts die Honneurs. Beim Dessert las ich Hebel's „Sommerabend“ und „Hans und Verene“ in alemannischem Dialekt — und mein Nachbar, General Lestocq, bat immer wieder: „O, nur noch ein Mal den herzigen Schluß!“ — und ich wurde nicht müde zu wiederholen: „Jo frili willi jo!“ bis die ganze Tafelrunde mir das korrekt nachsprechen konnte.

Wenn ich später einem der „Tausendjährigen“ begegnete, hieß es gleich: „Jo frili willi jo!“

Noch zwei Mal bin ich klavierspielend vor die Berliner getreten. In einem Konzert des berühmten Violoncellisten Bernhard Romberg spielte ich mit dem Harfenisten Desargus ein Konzert von Field und ein Duo, Variationen über das Lied „Blühe, liebes Veilchen“. An demselben Abend sang Henriette Sontag, uns Alle verdunkelnd. Nach Verabredung hatten wir die gleiche Toilette gewählt: einfacher duftiger Linon, mit goldnen Kornähren gestickt, gleiche Kränze im Haar. Es war Henriettens letztes Auftreten in einem Konzert vor ihrer Abreise nach Paris, gegen Ende 1827, von Rellstab „das Jubeljahr des Gesanges“ genannt.

Kurz vor meinem Scheiden aus Berlin spielte ich mit Haucke eine vierhändige Sonate von Hummel — und in einem Konzert dieses Virtuosen — dessen freie Phantasien über „Lott' ist todt“ die Berliner zum heitersten Entzücken hinrissen — blamirten Nina Sontag und ich uns ein wenig durch etwas kindische Deklamationen. Es ist wirklich nicht leicht, ein passendes Gedicht zum öffentlichen Vortrag zu finden.

Die Mutter wünschte, daß ich keine Aufforderung, in Konzerten mitzuwirken, ablehne: als Ersatz für die oft gar zu unbedeutenden Rollen, in denen ich mich im Theater den Berlinern zeigen mußte. —

Nur noch eines Konzertes möchte ich gedenken, in welchem das „Wunderkind“ Karl Eckert im Juni 1825 — mit fünf Jahren — zum ersten Mal öffentlich vor die Berliner trat und virtuos Klavier spielte. Man rühmte besonders sein erstaunlich feines Gehör, das den leisesten Mißton im größten Orchester sofort bemerke, — und Enthusiasten prophezeiten sogar: dies musikalische Genie werde Felix Mendelssohn bald verdunkelt haben! — Karl Eckert war der Sohn eines

Potsdamer Wachtmeisters und der Pflegesohn Friedrich Försters, der den Knaben mit nach Weimar nahm und vor Goethe spielen ließ — wie Zelter das schon vorher mit Felix Mendelssohn gethan hatte. Der siebenjährige Eckert durfte Goethe seine Komposition des Erlkönigs vorspielen und mit Hummel gleichzeitig auf einem Flügel phantasiren, worauf Goethe bemerkte: „Ursprüngliches Talent! Das ist Wasser auf meine Mühle!“ — Karl Eckert hat später Henriette Sontag-Rossi auf ihrer großen Konzert-Tour durch Amerika als Accompagnateur begleitet und sich als Operndirektor in Wien, Stuttgart und Berlin einen Namen gemacht. —

Wer erinnert sich noch des längst heimgegangenen liebenswürdigen Dichters und Komponisten Tiehsen? — und seines herzigen Liedes:

„Ach, wem ein rechtes Gedenken blüht,
Dem blüht die ganze Welt,
Und wessen Herz in Liebe glüht,
Um den ist's wohl bestellt.
Das Vögelein, das ja nur flattern kann,
Und singen und sonst nichts mehr,
Hätt' es nicht Lieb', wo nähm' es dann
Die süßen Weisen her!“

Alles gestorben — verklungen! Nur mein Gedenken an jene alte heitere musikreiche Zeit in Berlin blüht noch einsam fort. Wie lange noch? —

* * *

Nachdem ich so ausführlich über die Poeten und Musiker des alten Berlin vor einem halben Jahrhundert geschrieben, darf ich in Kürze wohl noch einiger anderen Künstler gedenken.

Wie ein König aller Künstler erschien die ideal schöne, hoheitsvolle Gestalt Christian Rauchs, wenn er unter den Linden wandelte oder mit seiner wunderschönen Tochter Agnes in eine Gesellschaft trat. Zu seinem herrlichen Marmor-

bilde der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg wallfahrtete allsommerlich halb Berlin, wie zu einem gnadenreichen Heiligenbilde. Seine Heldenstatuen der Freiheitskriege waren schon — und Blücher wurde zu meiner Zeit enthüllt.

Eine liebenswürdige Anekdote von dem großen Künstler erzählte mir der Geheimkämmerier Timm. Als Rauch eines Tages mit dem Fürsten Wittgenstein zum Könige nach Charlottenburg fuhr, saß er in gedankenvollem Schweigen an der Seite des Fürsten, bis dieser ihn fragte: „Woran denken Sie, lieber Rauch?"

„Durchlaucht, ich denke an den Tag vor dreißig Jahren, da ich zum ersten Mal mit Ihnen nach Charlottenburg fuhr — als unsere Königin Luise noch lebte. Damals saßen Durchlaucht im Wagen — und ich stand hinten drauf!"

Ja, dieser größte Bildhauer seiner Zeit war einst — Lakai der Königin Luise gewesen und schämte sich dessen nicht.

Als ich in Berlin war, vermälte sich die schöne Agnes Rauch, die ihr Vater legitimirt hatte, mit dem genialen — aber wunderlichen Maler Mila. Welch' einen Lärm gab das, als es hieß: Mila sei seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise davon gelaufen, weil er gesehen, daß diese mit ihrem Vater zärtlicher gewesen, als auf unserer unolympischen Erde zwischen Vater und Tochter gestattet! — Ich aber glaube noch heute: der unheimliche Mila, der schon längst wie ein Geisterseher in Berlin umherlief, hat Gespenster erblickt, wo nur ein Mondstrahl zitterte.

Agnes Rauch heirathete später den Professor d'Alton. Paul Mila ist erst vor einigen Jahren, als traurigster Hypochonder gestorben. Sein großes Talent zerschellte — an einer unglückseligen fixen Idee. —

Von den berühmten Malern jener Berliner Tage haben mich — außer dem Römer Gentili — noch gemalt: der Hofmaler Franz Krüger und Karl Begas.

Krüger hat sich besonders durch seine Pferde-, Jagd- und riesigen Paradebilder mit Hunderten von charakteristischen Porträts, für den Berliner und den Petersburger Hof bestimmt, einen Namen erworben. König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Nicolaus haben dazu nicht nur die berühmtesten, sondern auch die stadtbekanntesten Persönlichkeiten selber zur Aufnahme bezeichnet. — Der noch jugendliche Hofmaler gehörte auch in geselligen Kreisen zu den beliebtesten Künstlern Berlins.

Eines Abends Ende 1825 waren wir bei der ersten Solotänzerin Mad. Desargus-Lemière in Gesellschaft und sehr heiter. Die Hausfrau brachte ihr prächtiges Album herbei und bat Krüger, ihr zum Andenken an diesen Abend etwas hinein zu zeichnen. Da rief er plötzlich: „Bitte, Fräulein Bauer, sitzen Sie nur drei Minuten in dieser Haltung still!“ — und nach wenigen Minuten stand mein sprechend ähnliches Profilbild mit flüchtigen Bleistiftstrichen in dem Album. — Ich trug ein tief ausgeschnittenes, einfaches weißes Linonkleid und die damals modische und sehr kleidsame Frisur, deren dicke Lockenrollen über der Stirn lagen und am Hinterhaupt über einem besonders dazu gefertigten Nestkamm hahnenschwanzartig aufragten.

Diese Bleistiftskizze wurde allgemein sehr bewundert — ich hatte sie aber bald ganz vergessen. Erst nach fünfundvierzig Jahren, als mein „Bühnenleben“ in der Königl. Geh. Oberhofbuchdruckerei zu Berlin erscheinen und zugleich mein Jugendporträt zeigen sollte, brachte mein werther Verleger und Jugendfreund R. v. Decker diese kleine Zeichnung zum Vorschein, die Krüger für Freund Gustav Decker hatte wiederholen müssen. Aus dessen Nachlaß war das Bild in das Arbeitzimmer Rudolf Deckers übergegangen und hatte dort alle diese Jahre neben anderen Jugenderinnerungen gehangen. Jetzt ist es dem ersten Bande meines „Bühnen-

lebens“ als Photographie beigegeben. Leider hat der Herr Photograph im Bestreben, die verblichenen Bleistiftstriche wieder aufzufrischen, bei der 2. Auflage des Buches aus der Blondine eine — Brünette gemacht.

Zwei Jahre später malte Franz Krüger von mir ein größeres Pastellbild. Er hatte kurz vorher meine reizende Kollegin Johanna Eunicke geheirathet — und die gefeierte Undine in E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Oper — die anmuthige Zerline, Susanne und Fanchon — der unwiderstehliche Page Cherubim war ein sehr solides, sorgliches Hausfrauchen geworden, das sogar nicht frei von Eifersucht war. — Während Krüger mich malte, saß seine Johanna von der ersten bis zur letzten Minute dabei, an einem immensen grauwollenen Strumpfe strickend. — Eine Photographie von diesem Bilde ist meinen „Komödiantenfahrten“ vorangestellt.

Da die Mutter den Wunsch hatte, auch ein größeres Oelbild von mir zu besitzen, so bat ich den berühmten Karl Begas, mich zu malen. Er war sogleich bereit dazu. Aber die Liebe spielte dem sonst so trefflichen Maler einen ganz eigenen Streich. Er war nämlich — nicht etwa in mich — sondern in seine junge schöne Frau, die während der Damen-Sitzungen auch keine Minute aus dem Atelier wich, so schwärmerisch verliebt, daß mein Porträt, als es fertig war, mehr — seiner Gattin, als mir glich. Ich weigerte mich, Frau Begas meiner Mutter als Tochter zu schenken. Nach vielen Unannehmlichkeiten behielt Begas das Bild — als Studie für seine Schüler. Ob es noch heute zu diesem Zweck dient — oder in welcher Rumpelkammer es ein Ende genommen hat? —

Einem jungen liebenswürdigen Kunstenthusiasten bin ich damals in künstlerischen und geselligen Kreisen wiederholt begegnet und wir haben heiter mit einander gesungen und getanzt. Franz Kugler war ein Studienfreund Felix Mendels-

sohns. Er malte und dichtete und hatte schon damals auf der Rudelsburg das vielgesungene Lied: „An der Saale hellem Strande“ niedergeschrieben, das wohl das populärste seiner Gedichte geblieben ist. — Franz Kugler wurde später der Schwiegersohn Hitzigs und der Schwiegervater Paul Heyse's und ist als Professor der Kunstgeschichte in Berlin jung gestorben.

* * *

Von berühmten Menschendarstellern, die zu meiner Zeit in Berlin gastirten, habe ich schon Wilhelm Kunst genannt. Auch mit Eßlair und Emil Devrient habe ich damals gespielt. Ich begnüge mich hier damit, ihre Namen zu nennen. Aber zweier, weniger berühmter Künstler möchte ich hier etwas eingehender gedenken — weil sie auch mir ein freundlich Gedenken bewahrt haben.

Im Frühling 1826 gastirte ich am Hamburger Theater unter der Direktion von Jakob Herzfeld. Sein Sohn Adolf, damals sechsundzwänzigjährig, ein feuriger begabter Künstler und liebenswürdiger Mensch, spielte mit mir die Liebhaber — und bald sehr natürlich. Er liebte mich wirklich, über seine Rollen hinaus. Das wurde mir besonders klar, als wir mit einander im „Bräutigam aus Mexiko“ spielten: er den Alonso — ich das Suschen.

Im vierten Akt kam die Scene:

Alonso: „Liebst Du mich, Suschen, so sage: ja!“

Suschen flüstert verschämt: „Ja!“

Alonso: „Lauter, Suschen, lauter!“

Suschen: „Ja! ja!“

Alonso: „Noch lauter, Suschen — Herz am Herzen, Brust an Brust ...“

Da ruft Suschen in überströmender Liebe ein lautes, jubelndes: Ja! — und fällt dem geliebten Manne stürmisch um den Hals ...

Während des Beifallsklatschens fühlte ich, wie Alonso mich immer inniger an sich drückte und ich hörte ihn flüstern: „Muß dies Glück mit dem Komödienspiel aufhören? Dürfte es doch für's Leben dauern! Dürfte ich hoffen!“

Verwirrt wand ich mich aus seinen Armen. — Auch Vater Herzfeld versuchte, mich als Schwiegertochter an sein Haus und an — seine Bühne zu fesseln. — Adolf Herzfeld kam im Winter nach Berlin, seine Bewerbung fortzusetzen. Hätte ich mich doch zu einem freudigen Ja entschließen können! Wie viel Bitteres und wie viel Böses wäre mir erspart worden! Aber auch die Mutter war gegen diese Verbindung. Sie erstrebte für mich eine glänzendere Lebensstellung. Wie hart sollten wir Beide schon nach wenigen Monaten dafür büßen!

Adolf Herzfeld hat noch als geachteter Wiener Burgschauspieler 1870 sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum gefeiert. Bald darauf ist er gestorben. Er war sehr glücklich verheirathet. — Und ich?! —

Im August 1826 kam der jugendliche Liebhaber Karl Posch vom Hoftheater in Neu-Strelitz als Gast nach Berlin, ein trefflicher Künstler und liebenswürdiger Kollege. Wir spielten in drei Stücken mit einander in Berlin und Charlottenburg und mit freundlichstem Erfolg. In „Welches ist der Bräutigam“ gab der Gast gewandt den Langers — ich die Rosalie; in „Der Oberst“ spielte er elegant den Ulanen-Offizier v. Bontemps — ich die Elise von Belmont; in „Preziosa“ er feurig und poetisch den Alonso — ich die Titelrolle ... und dann gingen wir auseinander, um uns nie wieder zu begegnen ...

Und jetzt, im Sommer 1876 — nach einem halben Jahrhundert — schreibt mir ein alter blinder Mann von 79 Jahren mit Hilfe einer fremden Feder aus Neu-Strelitz:

„Kunstgenossin einer schönen klassischen — vergangenen Bühnenwelt! Nehmen Sie meinen innigsten Dank entgegen für Ihre „Bühnenerinnerungen", die meine ewige dunkle Nacht wie Sonnenstrahlen erhellten. Ihr liebes Bild steht wieder in voller Jugendschöne und Heiterkeit vor dem Auge meiner Erinnerung, wie damals, als Sie meine angebetete Preziosa waren. Erinnern Sie sich noch des armen Alonso, der neben Ihnen stand, als Sie hoch zu Roß mit der Zigeunerhorde auf die Bühne ritten, und der Ihnen zuflüsterte: „Aber, Fräulein Bauer, Sie sitzen so hoch, daß ich Ihre Hand nicht erreichen kann!?" — Ich höre noch heute Ihr helles Lachen, mit dem Sie schalkhaft antworteten: „Meine Hand ist auch — unerreichbar!" — Möchten die beiliegenden alten Theaterzettel aus jenen schönen Berliner Tagen Ihnen eine freundliche Erinnerung an Ihren armen alten Kollegen aus Neu-Strelitz zurückrufen, der nur noch in der Erinnerung an eine helle Vergangenheit fortlebt. Gestatten Sie mir, Sie ein wenig mit dieser Vergangenheit bekannt machen zu dürfen.

Bis zum Jahre 1822 war ich als jugendlicher Liebhaber an der Hofbühne in Dessau engagirt. Wie stolz war ich, als ich dort 1819 mit dem berühmten Eßlair spielen durfte!

Als 1822 das Hoftheater in Neu-Strelitz eröffnet wurde, folgte auch ich einem ehrenvollen Rufe dahin. Der eigentliche Leiter, die Seele dieser Bühne war der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder des regierenden Großherzogs Georg und der hochseligen Königin Luise von Preußen. Wie sehr Herzog Karl für die dramatische Kunst glühte und welch' genialer Menschen- und Teufelsdarsteller er selber war, wissen Sie aus Berlin sicher besser als ich, — aber wohl kaum: daß der Herzog es nicht verschmähte, hier in Neu-Strelitz im Jahre 1825 mit uns Komödianten auf öffentlicher Bühne als „Armer Poet" und „Lumpensammler von

Paris“ aufzutreten, durch sein fein charakteristisches Spiel den Hof und das große Publikum gleich sehr entzückend.

Mochte der Herzog Karl auch in Berlin leben, so war er doch faktisch der Direktor unserer Neu-Strelitzer Bühne, — was bei jener eisenbahnlosen Zeit viel sagen will. Er entwarf für jede Woche das Repertoire und besetzte die Rollen. Fast jeden Monat kam er auf einige Tage nach Neu-Strelitz, besprach alles Nöthige mit dem umsichtsvollen Regisseur und wackeren Schauspieler Blumauer, dem Vater der berühmten Frieb-Blumauer, und hielt die Generalproben der inzwischen einstudirten neuen Stücke ab. Für die Oper hatte der Herzog weniger Interesse — zu unserm Heil.

Herzog Karl und der regierende Herzog sorgten für das Wohl ihrer Bühnenkünstler in humanster Weise. Vier Monate war die Bühne im Sommer geschlossen. Dennoch lief die Gage fort, eine Gunst, deren sich damals die Mitglieder keiner anderen Bühne zu erfreuen hatten. Ich benutzte den sommerlichen Reiseurlaub gern zu Gastspielen, um die berühmtesten Künstler jener Tage persönlich kennen zu lernen. So gehört es zu meinen stolzesten Erinnerungen, daß ich 1824 in Breslau mit der unerreichten Meisterin Sophie Schröder vier Mal in klassischen Stücken Hauptrollen spielen, — 1829 in Darmstadt neben Seidelmann und 1825 in Berlin mit Ihnen, hochgefeierte Künstlerin, und mit Ludwig Devrient und Beschort auftreten durfte. Unvergeßliche Stunden!

Aber auch unsere kleine Hofbühne zählte viele vorzügliche Kräfte, von denen Ihnen manche sicher persönlich bekannt geworden sind. Der treffliche Komiker Meaubert kam vom Braunschweiger Hoftheater, — ist als Mitglied der Dresdner Hofbühne gestorben. Der Komiker Görner aus Ballenstedt, der später in's Intriguantenfach überging, durfte als Oberregisseur am Thalia-Theater in Hamburg sein goldnes

Künstlerjubiläum feiern. Auch dem vorzüglichen Intriguanten Porth, der aus Stettin zu uns kam und der später Ihr Kollege in Dresden war, wurde dies seltene Glück zu Theil. Der brave Heldenvater Solbrich, aus der Schröder'schen Schule in Hamburg hervorgegangen, und der Heldenspieler Thieme aus Kassel sind hier gestorben. Dessen Nachfolger Winger lebt noch als Regisseur in Dresden.

Im Jahre 1826 folgte ich einem Ruf als jugendlicher Liebhaber an das neue Hoftheater nach Gotha, das am Einzugstage des Herzogs Ernst wieder eröffnet wurde — nach zweiundzwanzigjähriger Pause. Es war noch dieselbe Bühne im Schloß, auf der einst der alte Eckhof und der junge Iffland geglänzt hatten. Aber schon nach achtzehn Monaten ließ ich mich gern als Held und erster Liebhaber nach Neu-Strelitz zurückrufen — für meine Lebenszeit.

Der Tod des Herzog Karl war der größte Verlust für unsere Bühne. Ihre Glanzzeit wurde mit dem genialen Fürsten begraben. Nach dem Tode des trefflichen Intendanten v. Normann kam der neue Intendant von Dachröden an's Ruder — und mit ihm eine prunkende kostspielige Oper. Das Schauspiel wurde Stiefkind. Die besten Künstler verließen unsere Bühne. Im Revolutionsjahr 1848 verlangten viele Bürger die Schließung des Hoftheaters. Der Großherzog gab nach und die Bühne kam in Privathände. Die Kunst mußte der Spekulation immer mehr weichen.

So endeten die schönen Tage von Aranjuez — auch für mich. Mir sollten noch die traurigsten folgen. Vor fünf Jahren erblindete ich vollständig — und im vorigen Herbst entriß mir der unerbittliche Tod meine liebe gute Frau nach sechsundvierzigjähriger glücklichster Ehe. Sie war meine einzige Trösterin, Pflegerin und Vorleserin in meinem Unglück. Ohne Familie und Verwandte stehe ich nun ganz allein und verlassen im Leben da, nur von einem Dienst-

boten gepflegt. Meine kleine Gnadenpension vom Großherzoge gestattet mir nicht, zur Erfrischung meines Geistes einen Vorleser zu bezahlen, und es vergehen oft Wochen, in denen kein geistiges Wort mein Ohr erfreut. So besitze ich seit zwei Monaten den ersten Theil Ihres „Bühnenlebens“ — und nur bruchstückweise konnte ich kaum den halben Band kennen lernen. Wie gern wollte ich Nächte dafür opfern, wenn es mir dadurch vergönnt wäre, mich ganz in Ihre Erinnerungen zu versenken, die ja auch mir die schönste Zeit meines Künstler- und Jugendlebens vor das geistige Auge zurückrufen. Und schon lechzt meine ganze Seele nach dem versprochenen zweiten Bande Ihrer Bühnen-Erinnerungen . . .“

Ob den armen alten Kunstgenossen jene — und diese Erinnerungen wohl noch erreichen werden? — Und hätten meine Bücher sonst nichts genutzt, als dem vereinsamten Blinden einige Stunden seiner ewigen dunklen Lebensnacht zu erhellen — sie wären nicht ganz umsonst geschrieben! Und würden diese Zeilen hin und wieder ein sonniges Augenpaar erinnern: widme diese freie Stunde einem armen Blinden! — auch sie wären nicht verloren.

* * *

Von meinem treusten und liebevollsten Verehrer, dem „blauen Eduard“, habe ich schon in meinen „Komödiantenfahrten“ ausführlicher erzählt. Aber ganz darf er hier doch nicht fehlen; denn ich glaube nicht, daß mich ein anderer Mann so heiß und so rein geliebt hat, wie er. Auch möchte ich hier Einzelnes ergänzen und berichtigen.

Bald nach meinem Erscheinen auf der Königstädter Bühne fand ich unter den vielen Huldigungsgedichten einzelne, die sich durch Zartheit und poetischen Duft auszeichneten, — einfach „Eduard“ unterschrieben. Ganz gegen Poeten- und Verehrer-Gebrauch kam dieser Eduard aber nicht, den Dank

für seine Verse bei mir einzukassiren. Ich war wirklich sehr neugierig auf diesen unsichtbaren und anspruchslosen Anbeter. Nur eine hohe dunkle Gestalt sah ich zuweilen Abends mir aus dem Theater nach unserer Wohnung folgen und zu unseren Fenstern hinaufschauen.

„Das ist gewiß Eduard, unser poetischer Ritter Toggenburg!" — sagte ich zur Mutter. — „Aber warum kommt er nicht, wie andere Verehrer, am hellen Tage und präsentirt sich als gebildeter Visitenmann?"

Eines Abends, als ich zu Wagen allein aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen war und auf das Oeffnen der Thür wartete, überfiel mich ein Mann und wollte mich küssen. Aber schon war ein Anderer aus dem Schatten der gegenüberliegenden Häuser herbeigesprungen und hatte den Zudringlichen fortgeschleudert. Eine zitternde Stimme bat mich, ruhig zu sein, ich habe nichts mehr zu fürchten! — Als die Hausthür von innen aufgeschlossen wurde, war mein Retter verschwunden. Es war der geheimnißvolle Eduard.

Endlich, als ich schon auf der königlichen Bühne aufgetreten war, stellte sich mir in einer Gesellschaft eine würdige Dame als die Mutter meines innigsten Verehrers Eduard vor. Ihr Gatte führte den Titel Kanzler und war im Bureau des Fürsten Wittgenstein angestellt, des einflußreichen Oberkammerherrn, Oberintendanten der königlichen Bühnen, Staatsministers und vertrauten Freundes Friedrich Wilhelms III. Der Kanzler, ein alter zierlicher Herr in schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschulen, mit einem blitzenden Solitär in dem breiten gefältelten Busenstreif, erschien stets sorgfältig gepudert — ein echter Hofbeamter aus dem vorigen Jahrhundert.

„Aber, warum sah ich Eduard noch nie in Ihrer Gesellschaft?" — fragte ich die Mutter verwundert. — „Ich

würde ihm so gern für seine zarten poetischen Huldigungen danken — und für seine discreten Ritterdienste in dunkler Nacht! Bitte, verehrte Frau, sagen Sie ihm das wieder — und meine Mutter und ich würden uns herzlich freuen, morgen nach der Probe ihn bei uns zu sehen!"

Da sagte die Dame unter Thränen:

„Das ist ja eben das furchtbare Unglück meines armen Sohnes, daß er Niemandem — daß er Ihnen nicht nahen darf — aus Furcht, statt Sympathie — Grausen einzuflößen ... Mein Eduard war der schönste, heiterste Knabe, bis gedankenlose Mitschüler sich mit ihm den traurigen Spaß erlaubten und ihm am 1. April zuriefen: Lauf geschwind heim, Euer Haus ist eingestürzt und Deine Mutter ist mit verschüttet ... Vor Schreck bekam der zarte gefühlvolle Knabe epileptische Krämpfe — und das Leiden verfolgt ihn bis heute. Zum noch größeren Unglück behandelte ein unvorsichtiger Arzt ihn mit Unmassen von Höllenstein; dadurch sind ihm Haut, Gesicht, Hände, Lippen, ja sogar das Weiße im Auge bläulich angelaufen, so daß mein unglücklicher Sohn bei Tage wie eine wandelnde Leiche aussieht. Das hält ihn fern von fröhlichen Menschen. Er verbirgt sein Unglück in der Einsamkeit seines Zimmers. Nur Abends wagt er sich auf die Straße — in eine dunkle Logenecke des Theaters. Dort hat er Sie gesehen — und er ist Ihr glühender Verehrer geworden. Sein höchster Wunsch ist, sich Ihnen Abends zuweilen nahen und Sie aus dem Theater nach Hause begleiten zu dürfen. Und bei Mondschein dürfen Sie ihn auch ansehen — bei diesem Licht erscheint er unentstellt ... Wollen Sie dem Unglücklichen dies Glück gewähren?"

Tief erschüttert sagte ich: ja! — Und nach meinem nächsten Auftreten erwartete Eduard uns am Ausgange des Theaters. Er reichte der Mutter mit vielem Anstande den

Arm und mir einen Maiblumenstrauß und dankte uns mit wohlklingender Stimme für unsere Güte gegen einen Unglücklichen.

Als wir in den Mondschein hinaustraten, sah ich zagend zu unserem Begleiter auf. Sein Gesicht war wunderbar schön, edel und fein geschnitten, die alabasterne Blässe durch lange dunkle Locken und große braune Augen nur noch mehr hervorgehoben. Ein Hauch von tiefem Seelenleiden und weicher Schwermuth lag über der ganzen idealen Erscheinung. Er sprach einfach, milde, poetisch, geistvoll — ohne jede gewöhnliche Theateranbeterei.

So sind wir manchen Abend mit einander durch die Straßen Berlins gegangen. Von Liebe war nie die Rede — aber ich fühlte, daß Eduard mich innig liebte. Ich war ihm gut wie einem Bruder.

Nur ein Mal hat er uns am Tage besucht, nachdem ich ihn lange vergebens darum gebeten hatte. Ich wollte ihm zeigen, daß er mir auch so werth sei. Ich hoffte ihn dadurch den Freuden der Geselligkeit wiederzugeben. Aber ich hatte meine Kraft überschätzt. Ich sehe noch das wehmüthige Zucken um seinen Mund und sein Auge so traurig blicken, als er mir im hellen Sonnenlicht entgegentrat — und ich vor seinem Leichengesicht zitternd zurückschrak und erblaßte.

Er lächelte wehmüthig — resignirt: „Das wußte ich ja! Aber Sie dürfen sich darüber keine Vorwürfe machen. Sie wollten mir eine Wohlthat erweisen; Ihre Nerven parirten nur nicht Ihrem guten Herzen. Dem bin ich herzlich dankbar — auch für diese Minute. Und nun lassen Sie mich schnell in meine — Nacht zurücktreten. Leben Sie wohl!“

An den nächsten Theaterabenden fehlte er sogar am Ausgange des Schauspielhauses. Erst als ich ihn brieflich bat: durch sein Wiederkommen mir die Gewißheit seiner

Verzeihung zu geben! — wurde er wieder unser abendlicher Begleiter . . . Jahre hindurch!

Und dann kam die Abschiedsstunde. Es war im Frühling 1829. Eduard wollte nach Paris reisen, um bei einem dortigen Arzte eine Kur durchzumachen. Jener berühmte Spezialist hatte ihm brieflich Hoffnung gegeben, daß er von seinem Leiden ganz genesen werde. Wie war er so zukunftsfroh! Und noch ein anderes Hoffen schimmerte durch seine Worte: „Wenn ich dann völlig geheilt — unentstellt — wie andere Glückliche im lachenden Sonnenlicht wieder vor Ihnen stehe, dann darf ich vielleicht — vielleicht . . .“

Ich hatte nicht das Herz, ihm diesen Traum zu zerstören. Aber ich habe ihn zum Abschied herzlich geküßt — ohne Grausen.

Als Eduard nach Wochen geheilt aus Paris zurückkehrte, hatte ich Berlin in räthselvoller Stille verlassen.

Mit welchen Gefühlen er wohl der Gräfin Montgomery in England gedacht hat? — Ich hatte nicht den Muth, ihm zu schreiben und ihn um Verzeihung zu bitten.

Wir haben uns nicht wieder gesehen. Als ich nach fünf Jahren in Berlin gastirte, war Eduard längst todt. Man sagte, er sei an der zu harten Pariser Kur gestorben. Möchte dies allein die Ursache sein und er mir verziehen haben! —

* * *

Und ich könnte das Kapitel meiner Berliner Verehrer schließen, ohne der beiden treusten und originellsten Helden der alten berühmten — längst ausgestorbenen Theater-Garde jener Tage zu gedenken? — Das wäre undankbar.

Da saß Abend für Abend im Schauspielhause in einer bestimmten linken Eckloge des zweiten Ranges ein alter, überaus beweglicher Herr, weißköpfig, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, reich mit Orden geschmückt — der Oberst-

lieutenant a. D. von Treskow; eine der stadtbekanntesten Persönlichkeiten. Er war stolz darauf, in Berlin Jedermann zu kennen — und von Jedermann gekannt zu sein. Er war aber auch von früh bis spät in ruheloser Bewegung: unter den Linden — an den Eingängen des Schauspiel- und Opernhauses und auf dem Alexanderplatz vor dem Königstädter Theater — in den Konditoreien von Fuchs und Stehely — in den Weinstuben von Jagor und Lutter & Wegner . . . überall erzählend — hörend — und wie ein Irrwisch wieder verschwindend. Oberstlieutenant von Treskow war die wandelnde Chronique scandaleuse des alten Berlin, sein Lieblingssteckenpferd aber der holde Theaterklatsch und — wenn's Geschäft blühte — der süße Theaterskandal. Selbst König Friedrich Wilhelm III. verschmähte es nicht, sich hin und wieder von dem Vielwisser ein amüsantes Stadtgeheimniß, eine pikante Koulissengeschichte erzählen zu lassen.

Auf einem Brühl'schen Ball im Konzertsaal des Schauspielhauses — wo der König auch stets im blauen Frack mit goldnen Knöpfen erschien — fragte der König den allwissenden Oberstlieutenant: „Lieber Treskow, wer ist jener Herr dort — weißes Haar — Brille?"

„Majestät, das muß ein Potsdamer sein — ein Berliner ist es nicht, sonst müßte ich ihn kennen!"

„Nein, Treskow" — sagte der König lachend — „ein Potsdamer ist es nicht, sonst müßte ich ihn kennen. In Potsdam bin ich — Treskow! Da wir Beide also sicher sind, daß es weder ein Berliner, noch ein Potsdamer ist — so wird's wohl ein Charlottenburger — oder ein Fremder sein!"

„Majestät, in zwei Minuten werde ich rapportiren, wer er ist!"

Auch eine charakteristische Anekdote aus dem lieben alten kleinstädtischen Berlin!

Ebenso bekannt wie der Oberstlieutenant von Treskow, waren in ganz Berlin auch seine — — Hosen, von einer unbeschreiblichen gelb-grün-graulichen Farbenmischung.

Als der König einst vom Hofmarschall gefragt wurde, in welcher Farbe sein Palais während einer längeren Abwesenheit Sr. Majestät neu gestrichen werden solle, gab er die kurze Antwort: „Wie Treskow's Hosen!"

Während der Zwischenakte tauchte der quecksilberne Neuigkeitskrämer bald im ersten Rang, bald im Parterre oder Parkett auf — erzählend, hörend. Sein größter Kummer war, daß ihm der Zutritt hinter die Koulissen und in die Garderoben versagt blieb. Aber die Logenschließer waren seine zärtlich geliebten Freunde.

Auch mir ist diese wandelnde Chronique scandaleuse einige Mal in zudringlichster Weise genaht, als sie hoffte, von mir manches pikante Geschichtchen über den Prinzen August, über den Grafen Samoilow und den Prinzen Leopold — zum Wiedererzählen zu hören. Selbst das bestimmteste Abweisen und sogar einige Grobheiten nutzten nichts — la garde meurt et ne se rend pas!

Oberstlieutenant von Treskow hatte eine bildschöne Tochter von einer Schauspielerin. —

Wie anders erschien der andere Vertreter der alten seligen Berliner Theater-Garde, die Saphir so unermüdlich bewitzelte und verhöhnte!

Schon bei meinen Debüts im königlichen Schauspielhause war mir ein alter Herr mit langen weißen Haaren aufgefallen, der regelmäßig auf einem Eckplatze der ersten Parterreloge rechts thronte, kein Auge von der Bühne ließ, glückselig lächelte, bei einer rührenden Stelle wie ein leichter Gewitterregen weinte, bei der geringsten Gelegenheit rasend applaudirte und den ganzen Abend über vollauf beschäftigt war, mit einem großen weißen flatternden Taschentuche

Stirn und Mund zu betupfen. Spielten wir in größeren Stücken im Opernhause, so flatterte auch dort das große weiße Tuch sicher auf dem Eckplatz der ersten Parterreloge. Nur an den Balletabenden des Opernhauses war das weiße Taschentuch dem Schauspiel untreu geworden — hinübergeflattert zu den geliebten Fußkünstlerinnen.

Obgleich der alte Herr und sein Schweiß- und Thränentüchlein — von der stattlichen Größe einer Berliner Damenkaffee-Serviette — mich wegen ihrer Standhaftigkeit schon lange interessirt hatten, war ich doch noch nie dazu gekommen, mich näher nach beiden zu erkundigen. Erst an einem gewitterschwülen Maiabende, als ich während eines Zwischenaktes mit dem genialen Heldenliebhaber Krüger hinter dem Vorhange stand und wir abwechselnd heiter durch ein Oeil-de-boeuf auf das dampfende Publikum niedersahen und es an kritischen lustigen Bemerkungen nicht fehlen ließen, fragte ich:

„Herr Gevatter, wem in aller Welt gehört nur das weiße Taschentuch an, das heute Abend wie ein wahnsinniger Riesen-Kohlweißling durch die erste Parterreloge rechts flattert?“

Krüger's anmuthige junge Frau hatte die Mutter und mich bei unserem ersten Besuch in ihrer glücklichen Häuslichkeit so herzlich willkommen geheißen, daß ein traulicher Verkehr daraus geworden war. Ich mußte bald ein Töchterchen des liebenswürdigen Paares über die Taufe halten, und seit der Zeit titulirten wir uns heiter-würdevoll: Herr und Frau Gevatterin!

„Frau Gevatterin, Sie machen nun schon fast fünf Monate lang unsere Bretter und die Herzen unserer Lustspiel-Habitués unsicher und kennen noch nicht den enthusiastischsten unserer Berliner Theaterenthusiasten — und Berliner Theaterenthusiasten sind von vornherein schon der Superlativ aller

sonstigen europäischen Theaterenthusiasten — nicht den standhaftesten von unserer getreuen Theatergarde, die ungern stirbt und sich so gern ergiebt — nicht das originellste aller Originale Berlins?“ — sagte Krüger mit einer parodirenden Geste des Staunens.

„Nein! nein! würde ich denn sonst Sie darum gefragt haben?“

„Eheu! Eheu! Die Welt geht aus den Fugen, denn ihre Bretter müssen aus dem Leim gehn! Oberst v. König — wenn auch nicht der Liebling, so doch der glühendste Verehrer und champagnerschäumendste Gastgeber der neun Musen — hat der holdesten dieser Schwestern, Thalia, noch nicht in aller Form seine Huldigungen zu Füßen gelegt, noch nicht den reichen Thau seines weißen Schnurrbartes auf die Rosen und Lilien ihrer schönen Hand träufeln und dann seine Flattermaschine gleich einem wohlthätig trocknenden Lüftchen darüber wehen lassen? Eheu! Eheu! Ich verstehe diese bretterne Welt nicht mehr . . .“

„Und ich habe noch keine Silbe meines Herrn Gevatters verstanden!“ fiel ich lachend ein.

„Kind — Gevatterin, so hören Sie endlich mit gebührendem Ernst die große Mähr Ihres würdigen Gevatters! Oberst v. König ist schon lange a. D. Mars wollte sich nicht mit den geliebten Musen vertragen. Der Oberst ist aber nebenbei ein reicher Junggesell, Besitzer zweier stattlicher Häuser in der Oranienburgerstraße, die von unten bis oben mit dem kostbarsten Trödelkram verschollener Jahrhunderte vollgestopft sind, und unser und sein Freund Heun (Clauren) hat mir erst gestern anvertraut, daß Oberst v. König schon längst ein heiß verlangendes Auge auf Ihre schöne Hand geworfen hat . . .“

„Meine Hand — meine siebenzehn und ein halbjährige Hand diesem doch sicher schon sieben und siebenzigjährigen

Intimus von Freund Heun? — Gevatter, vertrauen Sie mir an, wo die Spree am tiefsten ist — und ich will Sie segnen ...“

Bei Stralau, Frau Gevatterin,“ sagte Krüger trocken. „Aber vorher müssen Sie noch einem reizenden kleinen Neun-Musen-Diner bei unserem Obersten beiwohnen. Und Sie sollten auch nicht vergessen, daß Sie jetzt als wohlehrwürdige Gevatterin Pflichten gegen Ihr Pathchen haben. Ich würde herzlich gern dem alten Herrn meine schöne Hand reichen, wenn ich dadurch in die süße Lage käme, mein Pathchen durch große Stücke des köstlichsten Baumkuchens von Oberst v. König's Diners zu Tode füttern zu können. Aber er hat meine Hand noch nie verlangt ...“

„Sie haben gut zureden, Herr Gevatter. Aber ich wünschte, Sie wären ein junges lebenslustiges Mädchen — dann nähme ich Sie beim Wort und Sie müßten den alten Oberst heirathen — ohn' Erbarmen ...“

„Heirathen? Frau Gevatterin, wer spricht denn von Heirathen?“

„Nun, wer anders, als Sie? Reden Sie sich nicht seit fünf Minuten die Zunge ab, mich jener alten Schnupftuch-Flattermaschine zu verschachern — für Baumkuchen- und sonstige Gevatterpflichten gegen mein Pathchen?“

„Ja, so seid Ihr Frauenzimmer — eine wie die andre,“ sagte Krüger mit der kunstvollsten Unschuldsmiene. „Reicht dem Teufel einen Finger, und er nimmt die ganze Hand — stellt einem Frauenzimmer einen Hand—kuß in allen Ehren in Aussicht, und es sieht in dem Küsser schon einen Ehestandskandidaten. Nein, nein, meine schöne Gevatterin, der Oberst v. König denkt im Traum nicht daran, Sie zu seiner Frau Königin zu machen — aber er schmachtet schon lange mit verzehrender Glut danach, Ihre schöne Hand zu küssen ... und nachher säuberlich wieder abzuwischen. Er geht schon

lange mit dem großen Gedanken um, Ihnen und der Frau Mutter in vollem Glanz altväterischer Form seine Visite zu machen und Sie zu bitten, zwei Musenrollen bei seinen kleinen Diners zu übernehmen — aber er ist so schüchtern, der alte Knabe . . .“

Ich lachte herzlich über die närrischen Einfälle meines lustigen Gevatters und über den schüchternen alten Knaben von sieben und siebenzig Jahren auf jener Seite des Vorhanges. — Das flatterhafte Taschentuch schien jetzt förmlich epileptische Zufälle bekommen zu haben.

„Also die Mutter soll bei dem Diner auch als Muse figuriren? Dann beanspruche ich für sie die Rolle der Urania, denn sie ist mein „himmlisches“ Mütterchen.“

„Alle, Alle, die Theil nehmen — Ich — Du — Er — Wir — Ihr — Sie — werden zu Musen erhoben. Es werden aber nie mehr als acht Musen geladen, denn unser Wirth ißt ja auch mit in der Tafelrunde der Camönen . . .“

„Nun, das muß eine kostbare Musenwirthschaft sein. Aber wie und wo wird Camöne König einregistrirt? Denn eine Muse des Taschentuches kannten die alten Heiden doch nicht!“

„Als Euterpe — die Erfreuende, Diner-, Baumkuchen- und Champagner-Spendende! Nur beim Baumkuchen und Champagner fällt Euterpe ein wenig in die Rolle ihrer Schwester Klio: der Geschichtsverkünderin. Sie erzählt regelmäßig unter fleußenden Thränen: wie vor länger als sechszig Jahren das geliebte Hündchen Zähnchen eines so schaudervollen Todes starb!“

„Hund — Zähnchen — Thränen?“ fiel ich lebhaft ein. „Bitte, Herr Gevatter, erzählen Sie mir mehr von dem armen Hündchen Zähnchen und seinem traurigen Herrn . . .“

„Aha! Hundefrölen, haben wir Sie endlich gepackt am Herzen, wo es am schwächsten ist: bei der Hundeleidenschaft!

Aber ich werde mich wohl hüten, Ihnen diese Hundetragödie hier zu erzählen — die müssen Sie selber bei Baumkuchen und Champagner und Thränenfluthen und Ahnenbilderspuk und sonstigen Theatereffekten mit erleben. Ueberdies klingelt der Regisseur, daß wir unser Oeil-de-boeuf verlassen sollen. Noch schnell einen Blick auf das weiße Taschentuch — der gelinde Wahnsinn ist in Tobsucht ausgebrochen ... Nächstens werden Sie diese Fittiche, zum Zephir besänftigt, über Ihre schöne Hand fächeln fühlen. Ich werde Freund Heun benachrichtigen, daß ich in Ihr hundefreundliches Herz bereits eine praktikable Bresche geschossen habe, und er wird Freund König dann schon zur Sturmvisite, Handkuß, Tuchwedeln, Dinereinladung, Champagner, Baumkuchen, Zähnchen und Thränen encouragiren ..."

Richtig, schon nach drei Tagen traf der damals in seiner üppigsten Mimiliblüte prangende Heun-Clauren bei uns ein, stellte sich der Mutter und mir als Avantgarde des Obersten König vor, meldete dessen Staatsvisite für den folgenden Mittag an und bat für seinen alten guten Freund um freundliche Ohren, Herzen und — Hände.

Und am andern Mittag, präzise zwölf Uhr, rasselte eine mächtige, altmodische Karosse durch die Charlottenstraße vor unser Haus. Mühsam kletterte ein uralter Diener vom Bock, öffnete den Kutschenschlag, und dem weiten, mit citronengelber Seide ausgeschlagenen Kasten entwand sich erst ein großes, weißes, flatterndes Tuch und dann unser alter Theaterfreund. Leise — schüchtern zog der Diener die Glocke. Dann führte das Mädchen ihn in's Zimmer. Er war sicher ebenso alt, wie sein Herr, hatte dünnes, weißes Haar mit einem dünnen, wohl gewickelten Zöpfchen, das ihm bei seinen vielen Bücklingen wie ein Rattenschwänzlein den hohen, steifen, rothen Kragen des altmodischen, chocoladefarbigen Livréerocks peitschte, und trug

schwarzsammtne Kniehosen, weißseidene Strümpfe und spiegelblanke Schuhe mit großen Stahlschnallen. Unter fortwährenden Bücklingen schritt er auf die Mutter zu, blieb dann plötzlich mit einem Ruck, als schnellte eine Feder einen eisernen Ladestock durch sein Rückgrat, kerzengrade stehen und sagte mit leiser, zitternder Stimme:

„Mein gnädiger Herr, der Herr Oberst v. König, lassen um die Ehre bitten, seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Wird uns sehr willkommen sein!“ sagte die Mutter. Sogleich spielte im Rückgrat des Alten eine andere Feder, er machte mit einem Rucke seinen tiefsten Bückling, klappte wieder zum Ladestock auf, drehte sich auf dem linken Absatz mit soldatischer Kürze um und marschirte wie ein Gardist des alten Fritz breitspurig der Thür zu.

So oft ich später Albini's „Gefährliche Tante“ spielte und den alten Diener Bolzmann den köstlichen Landjunker Freiherrn von Emmerling der Schauspielerin Adele Müller ganz ebenso anmelden sah, mußte ich immer an unseren Berliner Theaterenthusiasten und seinen getreuen Diener denken.

Der hatte inzwischen mit einem Federruck und tiefer Verbeugung die Thür weit aufgerissen, seinen Herrn eintreten lassen und war mit einer neuen Verbeugung vom Schauplatz abgetreten.

Der Oberst v. König trug auch noch sein Zöpflein, Schnallenschuhe und hohe, schwarzseidene Strümpfe, einen rehfarbigen, breitschößigen Frack aus dem Anfang unseres Jahrhunderts und einen mächtigen, sauber gefältelten Busenstreif, aus dem ein kostbarer Solitär hervorfunkelte. Er war ein großer, behäbiger Mann, der mit dem militärischen Anstande aus der Schule des alten Fritz grüßte, dann tief Athem schöpfend an der Thür stehen blieb und mit seinem bekannten Riesentuche Stirn, Wangen, Nase und Mund

betupfte. Zwischendurch blickten die runden braunen Augen mit kindlicher Neugier zu uns herüber und doch auch wieder mit kindlicher Blödigkeit. Der alte Herr wußte augenscheinlich vor Befangenheit das erste Wort nicht zu finden. Freundlich kam ihm die Mutter zu Hilfe und lud ihn zum Sitzen. Neues Ringen nach Athem und Worten und krampfhaftes Tuchgetupfe. Dann tönte es sanft, wenn auch nicht ohne Hindernisse, unter dem starren, weißen Schnurrbarte hervor:

„Allerwertheste Frau Rittmeisterin! Allerliebstes Fräulein Tochter! Wie bejlücken Sie mich durch die Ehre Ihrer Bekanntschaft ..." (Pause, Athemringen, Taschentucharbeit!) „Darf ein armer, alter, langweilijer Jungjeselle es wajen, zwei so liebenswürdije Damen zu bitten, übermorjen um ein Uhr sein altväterisches Haus zu betreten und sich ein einfaches Mittagessen — echte Berliner Hausmannskost — bei ihm jefallen zu lassen? ..." (Pause, Athemkrampf, Tuchgeflatter!) ...

Die Mutter sagte etwas Freundliches, indem sie die Einladung für uns dankend annahm.

„Allerwertheste Frau Mutter! Allerholdseligstes liebes Kind! Sie bejlücken mich unendlich. Sie finden sehr liebenswürdije Jäste: Herrn Krüjer nebst Jattin, Hofrath Heun, Theaterdirektor Piehl aus Breslau .."

„O, mit dem habe ich schon am Königstädter Theater gespielt!" fiel ich ein. „Er gab trefflich den stolzen Freier im „Turnier zu Kronstadt" und den Bösewicht in der „Waise aus Genf".

„Ja, ja, derselbije!" rief der alte Herr schon ganz leichtathmig. „Außerdem treffen Sie meinen Miethsmann, einen janz charmanten Doktor, und meinen Neffen ..."

„Also im Ganzen Neun," lachte ich übermüthig. „Da sind die Musen ja alle beisammen!"

„Ja, mit mich! mit mich!“ strahlte der Oberst zurück. „O, Sie jlückliche Mutter!“ — und er hatte der Mutter Hand glücklich erwischt und drei Mal seinen Schnurrbart darauf gedrückt. Die Hand ließ er aber nicht eher fahren, bis er sie mit seinem Tuche säuberlich abgewischt und betupft hatte. „Allerliebstes Kind!“ — und meine Hand hatte dasselbe Kuß- und Wischmanöver über sich ergehen zu lassen — „welch ein Jenuß ist es für mich, diese kleine allerliebste Hand küssen zu dürfen. O wie bejlückt es mich, mein altes, ödes Haus für zwei neue, so herrliche Musen wieder zu öffnen ...“

„Nun, Sie müssen schon eine recht stattliche Anzahl Musen beisammen haben, Herr Oberst!“ fiel ich übermüthig ein.

„Mit Sie, meine Damen, sind's jrade — — 45 — und in 45 jeht 9 so hübsch jlatt auf. Das erleichtert mir und meinem alten Johann das Arrangement der Einladungen sehr. Denn neun Personen haben jrade an unserm runden Eßtisch Platz — und es ist auch sonst jut, die holdseligsten Musen auf fünf Tage an meinem Tisch zu vertheilen. Denn wie sollte ich armer, alter Mann es wohl fertig bringen, meine Höflichkeiten jleichmäßig an so viele schöne Damen zu adressiren? ... Eine würde auf die andere eifersüchtig werden!“ — schloß der alte Herr mit einer Mischung von Treuherzigkeit und Pfiffigkeit.

Da war's denn natürlich mit meiner jungen Ernsthaftigkeit vorbei. Um den drohenden Lachsturm zu bemänteln, deklamirte ich mit Pathos:

„Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein!

singt Schiller“.

„Allerliebstes Kindchen, welch' ein beneidenswerthes, herrliches Jedächtniß haben Sie!“ — rief der Oberst, nach

einer neuen Kußsalve auf meine Hand, entzückt. „Das fehlt mir janz. Denn welche Mühe habe ich mir jejeben, auch solche hübschen, kleinen Citate auswendig zu lernen, um sie bei passenden Jelejenheiten anzubrinjen — aber umsonst. Wußte ich's heute auch noch so jut auswendij — wollte ich's morjen hersajen, fort war's. Und dieser Manjel an Jedächtniß war schon das jrößte Leiden meiner Knabenjahre. Welche Strenje haben meine Eltern anjewendet, mein Jedächtniß zu schärfen — ja, welche Jrausamkeit — — armes Zähnchen ... Alles umsonst!" Das große, weiße Tuch hatte jetzt volle Arbeit, die tropfenden Thränen seines Herrn zu trocknen.

„War Zähnchen nicht Ihr Hündchen, Herr Oberst?" fragte ich theilnahmvoll.

„Ja, ja, mein holdseligstes Herzchen ... Aber das ist eine zu traurije Jeschichte, die werde ich Ihnen ein ander Mal erzählen — in meinem Hause, wenn Sie die Bilder meiner Eltern jesehn haben. Sonst jlauben Sie solche Jrausamkeit nicht ..."

Händeküssen — Handabwischen in infinitum ... Dann war die wunderliche Rokokko-Visite vorbei. Herr, Diener und gelbe Atlaskutsche trabten mit größter Umständlichkeit von dannen.

Die ganze verschollene Rokokko-Zeit tauchte aber noch lebendiger vor meinen jungen Augen auf, als die schwere messingblitzende braune Eichenthür des alterthümlichen Hauses am Ende der Oranienburger Straße, das Oberst König mit seinem alten Diener, Kutscher und dem nicht weniger alten Küchenpersonal ganz allein bewohnte, während das ihm gleichfalls gehörige Nachbarhaus vermiethet war, sich am andern Mittag vor der Mutter und mir geöffnet hatte. Der starke Duft des berühmten Berliner Räucherpulvers wallte uns schon auf dem Marmormosaik des geräumigen Hausflurs

entgegen. Meine Mutter sagte: „Ein gutes Omen, Lina!" und sog den würzigen Duft behaglich ein. Sie liebte das Räucherpulver sehr und ließ es nie ausgehn, mochten wir später auf meinen Kunstreisen auch noch so entfernt von Berlin sein. Selbst nach Petersburg schleppten wir in unserem Koffer ganze Pfundbüchsen mit und hatten an der Grenze die Belustigung, zu sehen, wie die neugierigen — Zungen der russischen Zollbeamten aus diesem neumodischen Gewürz sämmtlich nicht klug werden konnten.

Der Flur und die mit kostbaren verblichenen Teppichen belegte breite braune Eichentreppe waren schon ein wahres Raritäten-Kabinet von alten Kupferstichen, Büsten, Pagoden, Vasen und geschnitzten hundertjährigen Sesseln und Schränken. Am Fuß der Treppe empfing uns der alte Diener, auf der letzten Stufe der glückselig strahlende Oberst König mit flatterndem weißen Tuch und den dazu gehörigen Handküssen. Er bot der Mutter mit Grandezza den Arm, ließ aber dabei meine Hand nicht los, als er uns durch die Enfilade von sechs kleinen Salons führte. Wir waren die ersten Gäste, und ich hatte so Muße, mir alle Herrlichkeiten anzuschauen, die zwei Jahrhunderte hier zusammen getragen hatten. Dem alten Herrn machten meine Neugierde und Verwunderung sichtlich großes Vergnügen, und wohlgefällig erklärte er alle Raritäten aus Deutschlands Vergangenheit, aus Italien, England und Frankreich, aus Aegypten, Indien, China. Ganz besonders gefielen mir die beiden Salons à la Pompadour mit den mythologischen Deckengemälden, den goldgefaßten Krystallspiegeln und den zierlichen goldfüßigen Sophas und Stühlen mit gelben und rothen Seidenpolstern. Dazwischen Etagèren und Glasschränke voll alter kostbarer Nippessachen, Porzellanfigürchen, chinesischer und Meißner Tassen, farbiger alterthümlicher Gläser, wunderlicher Flöten- und riesiger Sackuhren mit kurzen breiten Ketten und schweren Berloques ...

Einen solchen Rokokko-Reichthum hatte ich noch nie beisammen gesehn. In einer Ecke stand ein Spinett, reich mit Goldschnörkeln verziert. Ich versuchte eine kleine Arie aus der „Schweizerfamilie" zu spielen, aber die Saiten ächzten, die Töne weinten. Wie Geisterklage ging's durch die alten Räume ...

„Ach! wenn ich doch auch so hätte spielen können, wie das liebe Kind! Aber ich hatte kein Talent, kein Jedächtniß ... An diesem Spinett habe ich unter den strenjen kalten Augen meiner Mutter manche kummervolle Stunde jesessen und üben müssen, und wenn ich den Jästen etwas vorspielen sollte, konnte ich vor Angst nicht das kleinste Stückchen fertig brinjen, jrade wie bei den Citaten ... Sie werden das bejreifen, wenn Sie erst in die Augen meiner Mutter jeschaut haben ..."

Und ich begriff das, als wir nachher in dem Speisezimmer unter den Ahnenbildern saßen, und unter der hochaufgethürmten gepuderten Frisur einer großen knochigen Frau mit harten männlichen Zügen und lederfarbigem Teint zwei eisgraue stechende Augen so schneidend kalt auf mich nieder blickten ... Mich fröstelte und mir wurde erst wieder warm um's Herz, als ich in das milde, schöne, liebevolle Auge meines Mütterchens schaute ... Arme Lina, was wäre aus Dir geworden, wenn jene stolze, kalte Frau mit den lieblosen Augen und dem höhnischen Ahnenstolz um die schmalen Lippen dort an der Wand Deine Mutter gewesen wäre! Und ich hatte das innigste Mitleid mit meinem alten wunderlichen Nachbar.

Der aber schwamm nach dem ersten Glase Champagner schon in Entzücken — über die gute Laune seiner Musen. Gevatter Krüger und Hofrath Heun waren in heiterster Stimmung und rissen durch ihre sprudelnden Witze und närrischen Einfälle auch uns Uebrige mit fort. Nur der

Neffe unseres glücklichen Wirths saß blaß und ernst und theilnahmlos da, als wäre er aus einem der goldenen Barockrahmen der Ahnenreihe zu uns niedergestiegen. Und wenn er wirklich mal lächelte, so mußte ich an das rire à froid der Franzosen denken.

Auch der Direktor Piehl erschien hin und wieder, wenn der alte Diener ihm mit tiefer Verbeugung eine Speise präsentirte, und ich zufällig hinüber sah, wie verlegen. Krüger klärte mich auf.

„Sie wissen doch, daß der alte Hans der Vater von Piehl ist?“ flüsterte er mir zu.

„Unmöglich!“ gab ich erschrocken zurück. „Ein Sohn kann sich nicht so von seinem eigenen alten Vater bedienen lassen“.

„Und doch geschieht es. Ja, was fast noch wunderbarer ist: Sehen Sie nur das verklärte Gesicht, mit dem der alte Hans seinen berühmten Sohn betrachtet und ihm — servirt. Der Oberst hat den Jungen erziehen und ausbilden lassen, und Piehl hat ihm Ehre gemacht!“

„Aber sich selber macht er keine Ehre!“ rief ich in meiner Entrüstung lauter, als klug war.

Schon wurde der köstliche Baumkuchen angeschnitten . . .

„Gevatter, wo bleibt das versprochene Zähnchen?“ — wisperte ich meinem Nachbar zu.

„Geduld, Kind, Geduld! Das Hundefrölen soll vor dem letzten Tropfen Champagner noch des armen Zähnchens Geschichte und — ihre eigenen Thränen haben. Ich muß den alten Herrn nur etwas auf die Fährte bringen!“ flüsterte Krüger zurück. Dann wendete er sich laut an unsern fröhlichen Wirth: „Herr Oberst, kennen Sie denn auch schon die größte Passion meiner kleinen Gevatterin? Nein, Sie rathen's nicht: Hunde! — und nochmals Hunde!“

Sogleich standen die Augen des Obersten voll Wasser, und das weiße Tuch zitterte, und er seufzte: „Glückliches

Kind, das eine solche Mutter hat und sein Hündchen lieben darf ... Sehn Sie jene finstere Frau dort an der Wand an ... Das war meine Mutter. In ihren Augen liegt die Geschichte meiner Jugend — das Unglück meines Lebens. Ich durfte meine Mutter nicht mal — lieben! In Etiquette, Adelstolz, Vorurtheilen war ihr Herz erstorben — sollte auch das meine erstickt werden. Ich durfte meinen reichen, prachtliebenden Eltern nicht ohne ihren Befehl nahen, sie nicht ansprechen, ja, sie nicht anschauen. Wie habe ich als Kind den Sohn unseres Gutsverwalters — dort den alten Hans, mit dem ich auch nur heimlich spielen durfte — beneidet, wenn seine Mutter ihm das Haar von der Stirn strich, ihn auf den Schoß zog und küßte ... Mich hat meine Mutter nie geliebkost, nie geküßt, nie mit einem zärtlichen Wort gerufen. Nach der Tafel wurde ich von meinem Hofmeister in den Speisesaal geführt, und dort mußte ich meine Tanzmeister-Verbeugungen machen und einstudirten Hofmeister-Phrasen herplappern und dem Herrn Vater und der Frau Mutter unterthänigst die Hand küssen ... Wenn ich das Alles brav machte, konnte ich mich mit einem Stück Konfekt wieder eben so zierlich und vornehm empfehlen. Ich schlich mich dann zu meinem lieben Gespielen Hans und meinem kleinen Hündchen Zähnchen. Mit denen theilte ich mein Konfekt. Die durfte ich lieb haben — die durften mich wieder lieben ... nur die Mutter durfte es nicht wissen. So wuchs ich auf — wie ein verschüchtertes Vöglein, wie eine Blume ohne Sonne. Ich hatte kein Selbstvertrauen — und somit auch keine Lebenskraft. Mein Hofmeister klagte bei den Eltern über meine schlechten Fortschritte im Lernen, über meine Theilnahmlosigkeit und den vollständigen Mangel an Gedächtniß ... Meine Mutter nannte das: Faulheit und bösen Willen! Sie wollte mich gründlich kuriren — in ihrer Weise: durch ein jähes, furchtbar auf-

rüttelndes Herzeleid! Sie hatte von meiner heimlichen Liebe zu dem alten Hans da — und zu dem armen Zähnchen gehört. Da ließ sie mich einst in den Garten rufen — und dort auf einem Rasenfleck zwischen den Bäumen vor meinen entsetzten Augen meinen unschuldigen Hans von den Bedienten bis aufs Blut durchpeitschen ... Ich kniete flehend vor der Mutter, ich weinte, ich schrie ... Sie lachte! Und als ich auf Hans zustürzen wollte, um ihn aus den Händen der Bedienten zu befreien — da ließ die Mutter mich an einen Baum binden ... und dann, vier Schritt von mir, mein armes liebes Zähnchen am Baumzweige aufknüpfen ... Ich höre noch heut sein Winseln — sehe noch heut sein Todeszucken ... Dann brach ich bewußtlos zusammen ... Als ich wieder zu mir kam, hatte die Kur gewirkt: ich haßte meine Mutter — ich haßte sie bis ins Grab hinein — ich hasse noch ihr Andenken in jenem Bilde ... Aber meine Lebenskraft, mein Lebensmuth waren nur noch mehr gebrochen ... So bin ich ein wunderlicher, alter, lächerlicher Mann geworden ..."

Wir Alle waren tief erschüttert. Krüger sagte mir nachher, so leidenschaftlich habe der Oberst die Geschichte von seinem Hündchen Zähnchen — und von jenem finsteren Bilde an der Wand noch nie erzählt, sonst würde er nicht muthwillig an jener Erinnerung gerüttelt haben.

Der Oberst und der alte Hans weinten wie Kinder, und auch mir liefen die bangen Thränen über's Gesicht. Das weiße flatternde Tuch ließ es sich nicht nehmen, auch meine Thränen zu trocknen. Ich mußte an Yorick denken, der bald seine, bald die Thränen der armen Maria von Moulins mit seinem Tuche trocknet.

* * *

Noch manches Mal habe ich unter den finsteren Ahnenbildern gesessen und der Geschichte des Hündchens Zähnchen

gelauscht — und auch noch manches Mal das weiße Riesentuch durch das Theater flattern sehen.

Nach zwei Jahren ging der Trauerruf durch die Berliner Theaterkreise: Der älteste von der alten Garde ist über Nacht gestorben — Oberst von König ist todt . . .

Bald folgte die wunderbarere Nachricht: Das alte Original hat das originellste Testament hinterlassen und in demselben seinem Neffen nur die Hälfte seines Vermögens — die andere Hälfte und sein Rokokko-Haus aber der schönen Ballerina Hoguet vermacht: weil sie — wie es ausdrücklich im Testament heißt — am reizendsten — — küßte!

* * *

Zu meinen verliebtesten Verehrern jener Berliner Tage gehörte ein junger polnischer Graf, ein Jahr jünger, als ich.

Er kam häufig in unser Haus; wir sangen mit einander französische Duette; er sang polnische Lieder und lehrte mich die echte Mazurka. Ich tändelte ganz gern mit ihm. Die Mutter und ich betrachteten ihn wie einen guten verliebten Jungen, der von seiner fernen chère mère überaus knapp mit dem Taschengelde gehalten würde und selber ungewöhnliche Anlagen zur Sparsamkeit zeige. Er hat seiner Verehrung für mich nie durch einen Blumenstrauß, nie durch eine andere zarte Aufmerksamkeit Ausdruck zu geben versucht.

Monsieur le comte war stolz darauf, kein einziges Wörtchen Deutsch zu verstehen. Er haßte Deutschland, noch mehr aber Rußland, weil sein Polen ihrer Macht erlegen. Er sprach nur französisch und hatte die Manie, bei jedem dritten Wort ein unnachahmlich betontes: „Moi, Mademoiselle, moi!“ einzuschieben. Wie oft haben die Mutter und ich über dies famose Moi! gelacht. Wir nannten diesen jugendlichen selbstgefälligen Anbeter unter uns nur: Unser Moi! oder Moichen!

Wenn mir damals Jemand gesagt hätte: Nach zwanzig Jahren wirst Du dies liebe Moi — dies immerwährende Ich und nur Ich erst ganz verstehen lernen und über dies kindliche Moi nicht mehr lachen! Dies Moi wird Dir noch viele heiße Thränen auspressen! Dies heftige, eiskalte, selbstsüchtige Moi wird Dein Gebieter und Haustyrann — und Du wirst seine willenlose Sklavin werden . . .

Ich hätte es nimmer geglaubt!

2. Graf Samoilow.

> Ein Kammerdiener! Ei, ei! das hätt' ich wissen sollen!
>
> P. A. Wolffs Posse: Der Kammerdiener.

Im Frühjahr 1827 wurde mir in einer Tanz-Gesellschaft bei dem General Grafen v. d. Goltz von dem noch sehr jugendlichen Sohne des Hauses, der für mich schwärmte, ein junger eleganter hübscher Graf Samoilow aus Petersburg vorgestellt ... Wir tanzten mit einander, wir plauderten, wir lachten ... Der interessante Fremde holte mich mehrere Mal zum Tanz und machte mir in ziemlich auffallender Weise die Kour. Bald wurde ich mit diesem neuen feurigen Verehrer geneckt — und ich ließ mir das ganz gern gefallen.

Der junge Graf Goltz, der für den glänzenden Russen sehr eingenommen war, erzählte mir: Sein Freund, Graf Alexander Samoilow, sei bei der Petersburger Thron-Revolte nach dem Tode des Kaisers Alexander politisch ein wenig kompromittirt und deshalb aus Petersburg geflüchtet. Seine Familie aber sei beim Kaiser Nicolaus sehr angesehen und sehr reich und er würde bald begnadigt werden und nach Rußland zurückkehren dürfen, wenn nur erst etwas Gras über seine jugendlichen Unbedachtsamkeiten gewachsen. Er sei der beste Kerl von der Welt, der liebenswürdigste Kamerad und Gesellschafter ...

Am andern Tage führte der junge Graf Goltz seinen Intimus, den Grafen Samoilow bei uns ein. Der kam immer häufiger in unser Haus und gab mir in unzwei-

deutigster Weise zu verstehen, daß er sterblich in mich verliebt sei. Wir begegneten uns auch in den besten geselligen Kreisen. Alle Welt war entzückt von dem schönen reichen vornehmen Russen. Meine Freunde wünschten mir Glück zu dieser glänzenden Eroberung. Meine Anbeter, vor Allen unser polnisches Moi waren eifersüchtig auf den Grafen Samoilow. Meine Feinde beneideten mich um den goldnen Verehrer mit dem vornehmen Namen.

Und ich? — Ich hatte das freundlichste Interesse für diesen schmucken Anbeter, der in Berlin so elegant auftrat, schöne Equipage und Dienerschaft hielt und so hübsch von seinen großen Gütern in Rußland zu erzählen wußte. Ich liebte den Grafen Samoilow grade nicht besonders heiß — aber ich wies seine Bewerbung auch nicht zurück. Ich dachte es mir sehr angenehm, als Madame la comtesse de Samoilow allen Erdensorgen, wenn die Gage nicht reichen wollte, auf immer enthoben zu sein. Auch die sonst so kluge Mutter hielt diese Partie für die beste Versorgung für mich.

Und dann warb Graf Samoilow gradezu um meine Hand. Er zeigte uns einen Brief des Justizrath Bauer (merkwürdig genug!) aus Petersburg vor, der über sein großes Vermögen Auskunft gab. Er sicherte mir als seiner Gemalin ein jährliches Nadelgeld von 6000 Thalern zu und wenn ich wolle, könne ich nach Gefallen bei der Bühne bleiben . . .

Als meine Mutter antwortete: Von einer öffentlichen Verlobung könne erst die Rede sein, wenn auch seine Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben! — brachte der Graf uns nach einiger Zeit einen Brief seines Vaters: der nicht nur in wärmster Liebe seinen Segen über diese Verbindung aussprach, — sondern auch die nahe Ankunft der Eltern in Berlin anzeigte und die baldige vollständige Begnadigung Alexanders durch Kaiser Nicolaus in Aussicht stellte . . .

Inzwischen hatte die Mutter auch vorsichtig Erkundigungen über ihren zukünftigen Schwiegersohn eingezogen und nur das Günstigste vernommen. So hatte sie in einer Gesellschaft den Geheimenrath Dr. von Gräfe gefragt: ob er den Grafen Samoilow kenne? — und der ihr eilig geantwortet: „Ja gewiß, sehr gute reiche Petersburger Familie ...“ Dann war das Gespräch leider durch andere Gäste unterbrochen.

Auch hörten wir, daß Graf Samoilow in der russischen Gesandtschaft verkehre — und wir sahen selbst bei einer Promenade unter den Linden: wie mein Verlobter den russischen Gesandten Alopeus ganz höflich-kordial grüßte — und dieser freundlich dankte ...

So wurde ich auch öffentlich die verlobte — viel beneidete Braut des Grafen Alexander Samoilow. Der machte mir einige hübsche, durchaus nicht kostbare Schmucksachen zum Geschenk ...

Aber das goldne Glück sollte nicht lange dauern und ein Ende mit Schrecken nehmen.

Eines Tags stürzte der junge Graf v. d. Goltz in höchster Aufregung zu uns in's Zimmer und brachte uns, ohne jede Vorbereitung, die furchtbare Nachricht:

„Graf Samoilow ist ein Schwindler! Soeben wird er in die Hausvoigtei abgeführt. Er ist kein Graf und heißt nicht Alexander Samoilow. Er hat die russische Gesandtschaft um große Summen beschwindelt — einen reichen Petersburger Tabackshändler hier um tausend Thaler betrogen — alle Papiere gefälscht — welch' ein Unglück für Sie!“

Ja, welch' ein Unglück für die arme Mutter und für mich! Wie vom Donner gerührt, standen wir da, betäubt, keines Wortes und keines Gedankens mächtig ... War es denn wirklich möglich? — Dann sanken wir uns in die Arme und weinten unsere Verzweiflung in bitteren Thränen aus ...

Bald kamen unsere bewährtesten Freunde: Justizrath Ludolff, Hofrath Heun, Geheimkämmerier Timm u. A., uns ihre Theilnahme zu beweisen und mit Rath und That zur Seite zu stehen. Timm kam zugleich im Auftrage des Königs, mich zu trösten und mir Urlaub anzubieten, wenn es mir schmerzlich sei, in der nächsten Zeit öffentlich zu erscheinen...

Aber die Freunde riethen mir: dem Sturm nicht auszuweichen, sondern ihm muthig die Spitze zu bieten, um den Feinden und Neidern nicht den Triumph zu gönnen, mich von dem Unglück zerschmettert zu sehen ... Und ich hatte die Kraft, schon am nächsten Abend als Fridolin in Holbein's „Gang nach dem Eisenhammer" aufzutreten. Die Freunde bereiteten mir einen freundlichen Empfang — und ich spielte so unbefangen, als ob ich nie den Grafen Samoilow gesehen. Das konnte ich natürlich nur: weil mein Herz in dieser ganzen Affaire unberührt geblieben war.

Im Zwischenakt erschien der König auf der Bühne und sagte mir väterlich: „Armes Kind! — Nicht betrüben! — Fatal — sehr fatal! — Mauvais sujet! Laufen lassen — schon der Rechte kommen!"

Berlin zeigte mir seine Theilnahme — durch eine Ueberfülle von Einladungen! Jeder wollte mich erheitern und zerstreuen und mir zeigen, daß ich durch diese Erfahrung nicht in seinen Augen verloren habe. — Zu meinem Trost wurde mir erzählt: die Hofräthin Henriette Herz, die berühmte Schönheit und eine der gefeiertsten Frauen Berlins, habe in ihrer Jugend eine ähnliche Erfahrung gemacht. Ein portugiesischer Jude warb um sie, lockte sie mit seinen unermeßlichen Schätzen, nachkommenden Mohren und Papageien — und verschwand dann mit der silbernen Dose ihres Vaters.

Aber meine Feinde triumphirten: Mad. Stich und ihre intimsten Anhänger und vor Allen Prinz August. Ich

erhielt infame anonyme Briefe, in denen immer wiederholt wurde: also deshalb habe die tugendsame Theaterprinzessin einen preußischen Prinzen schnöde zurückgewiesen, um sich einem russischen Kammerdiener in die Arme zu werfen!

Bei den Verhören in der Hausvoigtei benahm sich der unglückliche Samoilow gegen uns sehr gut. Kein für mich kompromittirendes Wort kam über seine Lippen. Er ließ mich um Verzeihung bitten: seine leidenschaftliche Liebe zu mir habe ihn dahin gebracht, auch mich zu täuschen!

Ich glaube auch heute noch nicht, daß der Unglückliche uns um Geld beschwindeln wollte. Er wußte ja, daß wir arm waren. Auch wäre es ihm leicht gewesen, die reichsten Mädchen Berlins zu bethören.

Die Mutter und ich hatten in dieser Affaire viel Unangenehmes zu erdulden. Wir wurden gerichtlich vernommen, mußten schwören, die kleinen Geschenke herausgeben ... Aber es blieb mir erspart, dem Unseligen als Zeugin gegenüber zu stehen. Er wurde bald nach Spandau abgeführt und ich habe ihn auch nie wiedergesehn.

Sobald ich ihn als Betrüger erkannt hatte, verblaßte auch meine Theilnahme für ihn. Ich warf ihn zu den Todten und spielte mit Lust und Eifer auf der Bühne weiter. Bald hatte ich meine alte Heiterkeit wiedergewonnen. Ich gewann es sogar über mich, schon im nächsten Winter in Wolffs neuer Posse: „Der Kammerdiener“ mitzuspielen, um zu zeigen, daß ich über diese traurige Posse meines Lebens schon selber lachen könne.

Das Stück wurde zuerst im Palais vor dem Könige und dem Hofe gespielt, wie fast alle heiteren Novitäten. Der schöne Herzog von Lucca war anwesend. „Der Kammerdiener“ machte das größte Glück. Amalie Wolff spielte die reiche jüdische Wittwe, Mad. Hirsch, mit köstlichem Humor

und echtestem Dialekt. Ich höre sie in ihrer Liebesverzückung noch singen:

„Dich in meinen Arm zu schließen
Himmel, welch' ein Augenblick!"

Diese „Madame Hersch" ist heute noch eine Glanzrolle der Frieb-Blumauer. Weiß gab den „Kommerzienrath Hersch", ihren Schwager, vorzüglich. Der schöne Heinrich Blum den schwindelhaften Kammerdiener „Baron Schniffelinsky", der allen Weibern die Köpfe verdreht und das Geld aus der Tasche lockt, als unübertrefflicher Bonvivant — gradezu zum Küssen. Ich spielte das Kammermädchen Albertine lustig und schnippisch, als ginge die ganze Kammerdienergeschichte mich nichts an. Am Schluß der Posse hatte ich — in die Mitte der Bühne vortretend — zu sagen: „Ein Kammerdiener! Ei! ei! das hätt' ich wissen sollen!" — Da lachte Prinz August hell und höhnisch auf. Der König aber rief laut Bravo! und klatschte mit Ostentation in die Hände.

Im Schauspielhause wurde „Der Kammerdiener" am 5. März 1828 zum ersten Mal gegeben. Neugier, Theilnahme und Schadenfreude hatten das Haus gefüllt. Meine Freunde waren gerüstet auf einen kleinen Theaterskandal. Aber das Stück ging lustig vorüber. Nur einige reiche Juden waren wüthend auf diese „Madame Hersch" und luden Wolff und seine Frau nicht mehr zu ihren Gesellschaften. Viele meiner Freunde verdachten es dem „Tartüffe Wolff", daß er den „Kammerdiener" geschrieben, und mir, daß ich drin mitspielte. Damals ging ich mit dem Leichtsinn der Jugend darüber hinweg; heute begreife ich selber kaum meinen Mangel an Takt. Das Alles war nur möglich, weil „Graf Samoilow" mir vollständig gleichgiltig geworden war.

Ich spielte in Berlin vier Mal öffentlich im „Kammerdiener". Dann, im Frühjahr 1828, trat ich meine Gastspielreise nach Petersburg an.

Während meines so erfolgreichen Gastspiels in Riga wurde ich wieder an Graf Samoilow erinnert. Der hatte vor zwei Jahren auch dort als politischer Flüchtling debutirt, mit einem schönen vornehmen Mädchen eine Liebesintrigue angesponnen, sich mit ihr verlobt — und dann, nach der Entdeckung seiner Schwindeleien, flüchten müssen. Das unglückliche Mädchen war aus Gram gestorben.

In Petersburg erschien bald darauf eine feine, blasse Dame in tiefer Trauer bei uns. Als sie mich sah, brach sie in Thränen aus und bat mich um Verzeihung, daß ihr unglücklicher einziger Sohn Alexander sich so schwer auch an mir versündigt habe. Sein Vater, Kapellmeister Grimm, sei aus Kummer über den verlorenen Sohn gestorben . . .

Ich versuchte, die arme Mutter zu trösten.

Als ich dann Jahr und Tag den Namen „Samoilow" nicht wieder hörte, glaubte ich die ganze tolle Geschichte vergessen — wie ich sie fast vergessen hatte. Aber der Name „Samoilow" zog sich wie ein schwarzer Faden durch mein Leben . . .

Als ich dem Prinzen Leopold von Koburg liebevoll entgegen eilend, kaum den englischen Boden betreten hatte, war das erste böse Wort, das mir zum Gruß entgegentönte: „Samoilow!" — Der Prinz hatte aus Berlin anonyme Briefe erhalten, in denen ihm — sicher von den Helfershelfern des Prinzen August — die ganze Affaire in für mich gehässigster Weise dargestellt war. Ich sollte nicht nur die Verlobte — ich sollte auch die Geliebte des russischen Kammerdieners gewesen sein . . .

Erst nach Jahren, als ich im Spätherbst 1834 in Berlin gastirte, erhielt ich wieder das erste Lebenszeichen von Samoilow-Grimm. Er schrieb mir aus dem Zuchthause in Spandau und bat mich in rührendster Weise um Verzeihung für seinen Betrug . . . Ich habe ihm nicht geantwortet.

Das Letzte, was ich von Samoilow hörte, war: daß er im Gefängniß zu München gestorben.

Aber wie oft noch ist sein Name mir im Leben drohend — anklagend entgegengetönt!

Und doch glaube ich, daß ich bei diesem Erlebniß unglücklich — und nicht schuldig war.

* * *

Zum Beweise, daß ich hier ungeschminkte Wahrheit erzählt habe, lasse ich eine aktenmäßige Darstellung der Affaire Samoilow von dem Kriminal-Aktuarius Karl Rogan folgen. Derselbe erzählt in seiner Geschichte der Berliner „Hausvoigtei" über den „Grafen Samailoff", wie er abweichend von mir schreibt, wörtlich:

„Unter allen Abenteurern, die jemals in der Hauptstadt aufgetreten sind, nimmt Alexander Samailoff unbestritten den ersten Rang ein. So viele Aventuriers auch hier aufgetaucht sein mögen, keiner hat weder vor, noch nach ihm es so wie er verstanden, sich unter der Maske des vornehmen Mannes in die höchsten Kreise einzuführen, durch Geist und blendenden Witz Alt und Jung, Herren wie Damen, schnell für sich zu gewinnen, selbst die vorsichtigsten Spekulanten zu täuschen und auf Kosten Anderer ein höchst glänzendes Leben zu führen.

Aber er besaß auch in der That körperlich und geistig die Mittel, welche zu einem solchen Auftreten in der Welt gehören. Im schönsten Mannesalter, kräftig, von athletischer Gestalt, mit dem Kopfe eines Apollo, war er eine imposante Erscheinung.

Mit dieser Persönlichkeit, der in keiner Form der Adel des vornehmsten Mannes fehlte, verband Samailoff das nobelste Wesen, jede seiner Bewegungen athmete jene Leichtigkeit und Eleganz, welche den Gentleman bekunden und ein

Zeugniß der in den Salons der feinen Welt erlangten Reife sind. In der Noblesse des Auftretens hätte man nicht den Russen von Geburt, sondern den gewandten Franzosen vermuthet.

Es war im Frühjahr 1827, als Samailoff nach Berlin gekommen war und durch sein luxuriöses Leben, sein vornehmes Wesen und die einnehmende Art, wie er Jedermann für sich zu interessiren verstand, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Samailoff verstand in hohem Maße die Kunst, leicht Bekanntschaften zu knüpfen, und es gelang ihm dies um so mehr, als man ihm auf halbem Wege entgegen kam.

Von allen Seiten flogen dem schönen und galanten Russen Einladungen entgegen, und bald war er in der haute-volée der Residenz ein beliebter Gesellschafter.

Samailoff war als russischer Graf aufgetreten. Er bezeichnete seinen Vater als einen hochgestellten Staatsbeamten in Petersburg, und gab sich selbst für den Attaché bei der Gesandtschaft an einem deutschen Fürstenhofe aus. Niemand wagte auch nur an seinen Angaben zu zweifeln, denn Alles sprach günstig für ihn, seine Persönlichkeit, seine glänzenden Eigenschaften, sein scheinbarer Reichthum, seine kostbare Equipage und Dienerschaft.

Von allen Bekanntschaften war es besonders eine, die Graf Samailoff sehr pflegte. Im Theater hatte er die geniale Karoline Bauer, die Krone der Jüngerinnen Thaliens am Berliner Hoftheater, kennen gelernt. Ihre Leistungen hatten ihn entzückt, denn sie waren auch in der That vortrefflich, und die reizende Karoline mit dem feurigen Geiste war der Liebling des gesammten Publikums.

Samailoff suchte sich Eingang bei der Alles bezaubernden Künstlerin zu verschaffen, und fand ihn. Im näheren Umgange machte sie immer mehr Eindruck auf ihn, und er

gestand ihr, hingerissen von ihrer Liebenswürdigkeit, daß er sie liebe und anbete und ohne sie nicht mehr leben könne.

Auch Karoline, die auf der Bühne nur immer die Liebhaberin spielte, empfand für Samailoff in Wahrheit Liebe und erwiderte seine Erklärung mit einem Geständniß ihres Gefühls für ihn. Samailoff war selig.

Die Mutter Karolinens wünschte, um dem guten Ruf ihrer Tochter nicht zu schaden, daß Beide sich mit einander verlobten. Samailoff ging auf den Antrag willig ein. Er schloß mit der schönen Schauspielerin einen Verlobungs-Kontrakt, indem er versprach, seiner Braut eine bedeutende Abfindungssumme zu zahlen, wenn er sein Wort nicht halten könnte und die väterliche Genehmigung nicht ertheilt werden sollte.

Alle Welt beneidete die schöne Karoline um den reichen jungen Grafen, und in den höheren Kreisen, wo man vielleicht auf eine andere Verbindung Samailoffs gehofft haben mochte, rümpfte man vornehm die Nase über diese Mesalliance.

Wenige Tage nur hatte dies bräutliche Verhältniß gewährt, als Graf Samailoff aus dem Hause der schönen Karoline fortblieb. Der Kummer der Braut hierüber wurde nur zu bald durch den Schmerz der argen Mystifikation erhöht, als der geheimnißvolle Schleier, der die Verhältnisse des vornehmen Russen umhüllte, fiel.

Alexander Samailoff, dessen Leben und Treiben längst das Auge der Berliner Polizei auf sich gelenkt hatte, war endlich entlarvt worden.

Als Fälscher und gemeiner Betrüger finden wir ihn in der Hausvoigtei. Er war weder Graf, noch Sohn eines hohen russischen Staatsbeamten, sondern — ein Bedienter, der mit seiner Herrschaft aus Rußland auf Reisen gegangen und wegen eines an derselben begangenen Verbrechens ent-

fernt worden war. Er hatte sich als Glücksritter unter verschiedenen Namen in der Welt umhergetummelt und war so auch nach Berlin gekommen, die Rolle eines Grafen spielend. Sein großes Talent zum Aventurier hatte ihn Leichtgläubige finden lassen, die unbesonnen genug waren, ihm auf falsche Wechsel hohe Summen zu geben, die es ihm möglich machten, seine Rolle durchzuführen. Wie trefflich er sie gespielt hatte, haben wir gesehen.

Samailoff usurpirte in der ersten Zeit seiner Haft mit großer Frechheit seinen Grafenstand, bis endlich die überzeugendsten Beweise dafür geschafft waren, daß er nichts als ein gemeiner Betrüger sei. Da nahm er die Maske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt.

Die Kunde von den eigentlichen Verhältnissen des schönen Russen, der die höchsten Stände der Residenz so arg düpirt hatte, durchflog schnell die ganze Stadt, und wochenlang sprach man von nichts Anderem, als von diesem kecken Betrüger.

Am tiefsten fühlte sich die geniale Künstlerin gekränkt, welche Samailoff aufrichtig geliebt haben soll.

Der kühne Abenteurer wurde zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Kurze Zeit nach seiner Entlassung tauchte er in einem anderen Orte in Deutschland wieder auf, wo er wiederum in der früher von ihm beliebten Art und Weise aufgetreten war.

Seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört."

* * *

Der Herausgeber bittet, die Memoiren auf kurze Zeit unterbrechen und werthvolle Ergänzungen und Aufklärungen über den sowohl kriminalistisch, als psychologisch interessanten Fall „Bauer-Samoilow" aus berufenster Feder einschieben zu dürfen. Herr Professor Erdmann in Halle, der berühmte Philosoph und geist- und gemüthvolle Verfasser der

„Psychologischen Briefe“ — der als Berliner Student die junge Künstlerin Karoline Bauer auf der Bühne bewunderte und in seltsamer Weise 1827 mit dem „Grafen Samoilow“ in Berührung kam, und der noch mit der Greisin Karoline Bauer kurz vor ihrem Tode korrespondirte — dieser stellt uns seine Erinnerungen an Samoilow-Bauer im Manuskript zur Verfügung — unter dem Titel: „Erlebtes und Erlittenes. Zweien oder Dreien als Erinnerungs-, den Uebrigen als Lebenszeichen erzählt.“

Herr Professor Erdmann schreibt:

„Berlin, Bischofsstraße Nr. 17 am Neuen Markt. Vier Treppen hoch!

Ein halbes Jahrhundert verfloß, seit ich diese Adresse auf allen meinen Briefen las, und heute drängt es mich, sie niederzuschreiben und zu betrachten. Und jetzt, wo es gethan ist und mir die Augen überströmen beim Anblick dieser einen Zeile, die Keiner von allen Denen je wieder schreiben wird, die sie für mich einst schrieben, — da faßt mich ein anderes Verlangen: „Besuche sie noch einmal, die lieben Räume, aber nicht wie sie jetzt sind, wo das ganze Haus große Scheiben bekommen hat, suche sie auf, die „Livländer-Kneipe“, wie sie damals genannt wurde, und sieh Dich um in ihr.“ — Ich folge dem verlockenden Rufe und bin im Geiste wieder einer der Wenigen, die damals in Berlin vier Treppen hinaufklommen. (Mehr als vier erlaubte die Polizei nicht.) — Da stehe ich vor den zwei Thüren. In welche trete ich ein? Nicht in die geradeaus, die in die Küche führt, sondern in die links. Sie führt in das Zimmer mit dem besonderen Eingang. Ich trete ein. Es ist leer. Ja freilich, Brock ist ja lange todt. Ich trete in das zweite Zimmer, das große mit den zwei Fenstern. Brutzer und Märtens sind nicht da, denn sie sind längst gestorben. In das dritte Zimmer brauche ich nicht zu treten;

daß es leer ist, weiß ich, denn es ist mein eigenes. Also rechts in die Küche zu der Wirthin und ihrer Tochter. O, wie lange sind die schon todt. So muß ich denn, damit doch Einer lebe in diesem Todtenhause, mein altes Zimmer betreten, das Zimmer, das an äußeren Erlebnissen arm, der inneren mehr gesehn hat, als irgend eines, das ich bis dahin bewohnt hatte.

Da sitze ich wieder auf meinem gewohnten Stuhl und schaue — nicht hinaus, wie einst, über den Neuen Markt auf die Hauptwache, wo allabendlich, wenn das Gebet verrichtet war, die Chorus rufende Straßenjungenschaft das Militair ärgerte, sondern in die drei Stuben, die so ausgestorben sind, und in mich selbst, in dem wieder erwacht, was sie einst belebte.

Es war doch etwas recht Seltsames mit dieser Luckwaldtschen Studenten-Kolonie, die es einige Jahre hindurch ausschließlich für Livländer war. Wie sie ursprünglich dahin gekommen waren, weiß ich nicht — wohl aber, daß ich, noch ehe ich Berlin gesehn hatte, mir vornahm: wo möglich bei der Luckwaldt zu wohnen! Ein mir naher Verwandter und ein Freund, der später mir doppelt verschwägert war, wohnten dort. Die Korrespondenz derselben mit ihren beiderseitigen Schwestern war eine sehr lebhafte und vieles daraus ward mir mitgetheilt; da war viel von der „alten Luckwaldt", viel mehr aber von „Gustchen" die Rede, so daß meine jugendliche Phantasie die Eine mit mütterlicher Würde schmückte und der Andern, weil ihre Engelsgüte so oft gepriesen wurde, ohne Weiteres auch die Gestalt eines Engels beilegte. Die Enttäuschung war bitter, denn Gustchen war gar nicht schön; aber gut war sie. Und wie geschickt war sie. Nie sah ich einen Damenhut, der mir mehr gefallen hätte, als der, den sie einst auf meinen Wunsch anfertigte. Noch weniger entsprach die Mutter dem Ideal, das ich mir

geträumt hatte. Aber ein Typus, nicht etwas ganz Gewöhnliches, muß sie doch gewesen sein, sonst hätte nicht in den dreißiger Jahren Pistorius (oder war es ein anderer humoristischer Maler?), der sie wahrscheinlich nie gesehn hat, sie in einem hübschen Genrebilde so auf die Leinwand zaubern, und nicht ein Größerer, der sie ganz gewiß nicht kannte, sie doch so entzückend als Mutter Nickelby portraitiren können! Arme Madame Luckwaldt! Und doch hattest auch Du Deine poetischen Augenblicke und Deine kleinen grauen Augen versuchten zu strahlen, wenn Du von Schwedt sprachst, wo Dein Gatte einst Sekretair gewesen war.

Jetzt zu den Bewohnern der drei Stuben nach vorn heraus!

Dem Alter die Ehre: Heinrich Brutzer hatte die Laufbahn des praktischen Kaufmanns, die er in einem großen Handelshause in Riga begonnen hatte, aufgegeben, weil der Tod einer geliebten Frau ihm Beruf und Wohnort verleidete, war nach Württemberg, und dort zuerst, um seine Schulbildung zu ergänzen, in eines der niederen Stifter, dann nach Tübingen auf die Universität gegangen, und war jetzt nach Berlin gekommen, um seine Vorbereitung zum Lehrerberuf zu vollenden. Fleißig, gewissenhaft und brav bis in die letzte Faser seines Wesens, war er, an Lebenserfahrung uns so vielfach überlegen, der natürliche Rathgeber, wo es irgend eine Lebensverwicklung gab. (Viele, viele Jahre später fand ich ihn als glücklichen Ehemann und Vater in Stuttgart, wo er Professor an der Handelsschule war und als solcher gestorben ist.) Er theilte das zweifenstrige Mittelzimmer mit dem ernsten, oft melancholischen, immer aber wackeren Pernauer Märtens, der als Pastor in Livland gestorben ist. — Weniger gleichmäßig verlief das Leben der beiden Anderen. Der Doktor der Philosophie Friedrich, gewöhnlich genannt Fridolin Brock, war, was wir Alle erst

werden sollten: eifriger Hegelianer, dabei mit einer herrlichen Stimme begabt und Virtuose in der Bereitung erheiternder Getränke. Er ist als praktischer Arzt in der russischen Marine gestorben. — Der Bewohner der anderen Studentenstube bin ich. Mir wäre sicherlich als falscher Prophet erschienen, der mir vorausgesagt hätte: daß binnen sieben Jahren ich zwei Pfarrstellen in Livland bekleiden würde, darunter die Oberpfarrstelle in meiner Vaterstadt, daß ich sie aufgeben und nach erfolgtem Examen als Privatdocent der Philosophie in Berlin in dem Auditorio, in dem ich Hegel gehört hatte, Vorlesungen halten würde!

Das waren die vier Livländer, die während des Winters 1826/27 wie ein vierblättriges Kleeblatt zusammenhielten, da gleiche Vorlesungen gehört, derselbe Prediger besucht, am gleichen Orte gespeist und, wenn es einmal geschah, derselbe Belustigungsort von allen Vieren aufgesucht ward. Anders gestaltete sich die Sache am Sonntag; da füllten sich unsere Stuben mit anderen Gesichtern.

Billiger Weise wird zuerst genannt, vor dem wir Alle uns beugten: Johannes Gaye, der Holsteiner, den, nachdem er in Griechenland und Italien sich zum gründlichen Kunsthistoriker gebildet hatte, kurz vor seiner Rückkehr in's Vaterland der Tod jenseits der Alpen hingerafft hat. Uns Allen schon durch den viel gründlicheren Schulunterricht und dadurch überlegen, daß er Hegel viel länger studirte, als wir, imponirte er doch noch mehr durch die Entschiedenheit seiner Ansichten und Entschlüsse. Was er behauptete, galt, was er wollte, geschah. Daß wir ihm in der Anbetung seiner Trimurti: Hegel, Goethe und Madame Stich (später Crelinger) folgten, wäre wohl auch von selbst geschehen, aber auch, daß sich Schleiermacher zu Hegel verhalte: wie Erasmus zu Luther! — ließ sich Mancher gefallen, nur weil Gaye es gesagt hatte und ein Widerspruch die Formel

hervorgerufen hätte, der ich nie Einen widerstehn sah, die Drohung: „Das deducire ich Dir aus dem Begriff!“

Wie hätte zu dieser Herrschernatur wohl Zuneigung fassen können unser Landsmann Robert von Holst, diese jungfräulich verschämte Seele, bestimmt dazu, nur die Flitterwochen einer glücklichen Ehe zu überleben und so jung zu sterben. Auch verhielt er sich schweigsam an den Sonntag-Abenden, wenn er überhaupt erschien. Und doch konnte er mehr erzählen als wir Alle, denn er war der Einzige unter uns, der Zutritt hatte in Berliner Häusern, der genau verbunden war mit einem Sekretair der russischen Gesandtschaft, und ein gern gesehener Gast bei der Mutter von Karoline Bauer und ihr selber. War doch unter uns Keiner, dem das holde Mädchen es nicht angethan hatte: als Käthchen von Heilbronn und in den vielen naiven und „Hosen-Rollen“! Daß dieses unser Verliebtsein je in Konflikt kommen könne mit unserer Anbetung von Auguste Stich, das ahnte Niemand. Mit von Holst erschien ein andrer Landsmann, ein Doktor der Medizin, der, wie der Jurist an seiner Seite, die bösen Sprüchwörter Lügen strafte, welche den beiden Fakultäten nur Ungläubige zuweisen. Mein alter Hermann Hesse! Ohne frazzenhafte Zuthat konnte man an Dir sehen, was die bekannten vier Fr. der Turner bedeuten. Treue begeisterte Seele! Den Ton der Liebe, den ich vernahm, als Du den Neuling als Landsmann und Bruder begrüßtest, — ich habe noch neulich ihn vernommen, als mir Deine Einladung zu Deinem Jubiläum zukam. Denn Du lebst noch, Einer — vielleicht der Einzige — von allen Denen, die ich hier zu nennen habe! Vielleicht, sage ich, denn ob unsere beiden Bayern noch leben, ich weiß es nicht. Weiß es nicht von F. Wilh. Meyer, der sich in mein Stammbuch als Bavaro-Livonus eingeschrieben hat und den ich vor langen, langen Jahren als Gymnasiallehrer in Nürnberg fand, und weiß

es nicht von Karl Bayer, den ich nie wieder gesehn, von dem ich aber viel, und immer nur Gutes, gehört habe.

Wo aber bleiben heute die Esthländer? Wie eine Antwort auf diese Frage ertönt das Jammergeheul eines Hundes, unterbrochen von hörbaren Stockschlägen, und gleich darauf tritt lachend und mit Gelächter empfangen Baumann in die Stube, der dies Bauchredner-Kunststück gemacht hat. Ihn begleitet Sohben, der, obgleich ein geborener Lette, dennoch (was damals sehr selten war) Schule und Universität durchgemacht hatte und später als Oberlehrer der Mathematik in Riga gestorben ist. Nur die beiden Revalenser fehlen noch. Zuerst kommt Christian Luther mit der fast mädchenhaft blühenden, zarten Gestalt, der sich von seiner Geige nicht hat trennen können; sehr viel später Gohlebäck mit der Hünengestalt und dem wundervollen Baß. — Nie habe ich Mozart's Tuba mirum so singen gehört, wie von ihm. — Aber was hat er? Laßt ihn! Er hat eben Devrient in „Isidor und Olga“ gesehn und darum sind seine Augenlider geschwollen. Jetzt kommt ja Keiner mehr, wir sind vollzählig. Und nun beginnt und währt bis in den Morgen — nicht eine Orgie, — nach einer solchen wäre man schwerlich um sechs Uhr Morgens zu Schleiermacher in's Kolleg gegangen, — sondern eine oft ganz harmlose, manchmal auch gereizte Unterhaltung der verschiedensten Art. Einmal liest Einer eine Novität vor, wie damals Heine's Reisebilder waren, oder auch Platen's Verhängnißvolle Gabel, ein andermal lesen wir mit vertheilten Rollen, dann wieder giebt es jeux d'esprit, und ein andermal erzählt uns Brutzer, daß er in Württemberg den vielversprechenden Mörike kennen gelernt habe. Hier entspinnt sich ein Disput über logische Kategorien — dort eines über die Bedeutung Schleiermachers; hier referirt Einer, was er in den mystisch-magnetischen Vorlesungen Wolfahrt's gehört — da ein Anderer, was der

geistreiche junge Historiker Heinrich Leo gesagt habe. Und so geht es, wie gesagt, sonntäglich bis zum Montag früh. — Wer sollte nun denken, daß wir Alle sammt und sonders nur durch einen Zufall, so scheint es, dem entgangen sind, in eine Kriminaluntersuchung verwickelt zu werden? Damit aber hing es zusammen, wie folgt:

Es war im Anfange des Jahres 1827, daß mir, als ich um vier Uhr in die Vorlesung ging, auf der obersten Treppe ein mir Unbekannter begegnete, der mich fragte, ob hier der Dr. Brock wohne und ob er zu Hause sei. Während ich beide Fragen bejahend beantwortete, bemerkte ich nun, daß der Mann einen Mantel von sehr dickem groben Fries trug, eine gesunde Gesichtsfarbe und einen starken hübschen Backenbart hatte. Als ich den Abend zwischen sechs und sieben nach Hause kam, war ich sehr erstaunt, den Fremden, der mir als der russische Graf Samoilow vorgestellt wurde, mit meinen drei Stubengenossen im lebhaften Gespräch zu finden, das aber jedesmal stockte, sobald die Wirthin, deren Neugierde offenbar rege geworden war, in's Zimmer trat. Sei es nun, daß, ehe ich kam, es zu einer ausführlichen Auseinandersetzung der Angelegenheit des Fremden noch nicht gekommen war, sei es, daß er, um auch mich au fait zu setzen, Früheres wiederholte — genug, ich erfuhr aus seinem Munde Folgendes: Das russische Regiment, dem er als Offizier angehörte, stand in Finnland hart an der schwedischen Grenze, und er, wie seine Kameraden, war, theils um Besuche, theils um eine Jagd mitzumachen, oft ohne Urlaub oder Legitimation hinüber und herüber gegangen. Einmal aber benahm sich bei seiner Rückkehr ein neu angestellter Zollbeamter so grob, daß in Folge eines Wortwechsels ein Schlag in's Gesicht erfolgte, der dem Beamten ein Auge kostete. Kassation des Schuldigen war die Folge. Ein Paß in's Ausland, mit dem er zu seinem Onkel, dem russischen

Gesandten in Wien, Tatitschew, zu gelangen hoffte, wurde ihm abgeschlagen, und so versuchte er in Riga, einen Lübeckfahrer zu bestechen, daß er ihn ohne Paß hinüber führe. Das gelang. Verkleidet gelangte er auf's Schiff und hielt sich versteckt, bis die offene See erlaubte, ohne Perrücke auf dem Deck zu erscheinen. Hier machte er die Bekanntschaft zweier livländischen Theologen, Pölchau und Baumann, welche nach Halle gingen, um dort zu studiren. Auch einen Baron v. Kleebeck lernte er kennen, der in Lübeck im Gasthof eine Karte für ihn abgab. Diese wurde für ihn wichtig, denn als er gleich nach seiner Ankunft in Hamburg ausgegangen war, hatte man wohl diese Karte auf seinem Tische gefunden und für seine eigene gehalten, denn bei seiner Rückkehr wurde er als Baron Kleebeck angeredet. Dies ließ er sich auch weiterhin gefallen, ja nannte sich selbst so. An der Table d'hôte war seine Nachbarin eine Schauspielerin, die im Hause des russischen Ministerresidenten v. Struve bekannt war und dort gelegentlich von ihrer neuen Bekanntschaft gesprochen hatte. In Folge dessen wurde er zu Herrn v. Struve citirt und befragt: warum er sich nicht gemeldet habe? Die Antwort war: er sei mit seinem Bruder zusammen angekommen, dieser aber gleich weiter gereist und habe im Versehen auch seinen, des jüngeren v. Kleebeck, Paß mitgenommen, der sich nun vorgenommen, die wenigen Wochen, daß der Bruder abwesend, ganz incognito in Hamburg zu leben. Freundliche Vorwürfe von Seiten des Residenten wegen mangelnden Vertrauens endigten mit der Bitte, sein Haus zu besuchen, und so war er für einige Wochen geborgen. Während derselben machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, der Tochter einer Predigerswittwe; seine heimlichen Spaziergänge mit ihr wurden jedoch von ihrem Bruder entdeckt, so daß endlich das Mädchen, da sie krompromittirt sei, ihm den Vorschlag machte, mit ihr aus Hamburg zu

entfliehen. Da die Zeit beinahe verflossen war, in der sein Bruder mit dem Paß kommen sollte, ging er gern darauf ein; theils mit einem Fuhrmann, theils mit Extrapost gelangte das Paar bis nach München, wo das Erste war, bei dem russischen, ihm dem Namen nach bekannten Gesandtschaftssekretair anzufragen: wie er es anzufangen habe, um nach Wien zum Onkel Tatitschew zu gelangen? Statt eines befriedigenden Bescheides ward ihm der Rath: sich möglichst schnell von München zu entfernen, denn schon sei ein Hamburger Steckbrief nach dem Entführer angelangt. Zu spät! An demselben Nachmittag wurde er verhaftet, von seiner Reisegefährtin getrennt und dann per Schub Hamburg zu transportirt. In Bayern hatten sie ihn sogar geschlossen. Dann wurde man milder und in Thüringen fand er die Leute so wohlwollend, daß er einem Schulzen geradezu den Vorschlag machte, ihn laufen zu lassen! Das könne er nicht, war die Antwort; aber er wolle als Eskorte den Dummsten aus dem Dorf mitgeben, mit dem möge Samoilow es versuchen! Auch der wollte Anfangs von einer Flucht Samoilows nichts wissen, bis der ihm klar gemacht: als Nichtbeeidigter sei er gar nicht verantwortlich für seinen Gefangenen! Da widerstand er dem Locken eines Friedrichd'ors nicht und gab sogar die Begleitpapiere, auf welchen über richtige Ablieferung des Delinquenten quittirt wurde, mit in den Kauf, verhalf auch durch Tausch seines groben Friesmantels gegen den viel besseren des Gefangenen diesem zu einer Verkleidung. Frei also war er, und wohl auch sicher durch den Bauermantel. Aber wohin nun? Da fielen ihm plötzlich die beiden Livländer ein, mit denen er über die Ostsee segelte; ihr Reiseziel war Halle. „Das kann unmöglich sehr weit von hier sein, und vielleicht giebt Einer von ihnen mir seinen Paß, mit dem ich bis Wien gelange, um ihn von da zurückzuschicken!“ — Gesagt, gethan; ganz ohne Geld und

mit durchgelaufenen Füßen erreichte er Halle; die Wohnung in der kleinen Klausstraße, die Pölchau und Baumann zusammen bewohnten, war leicht erfragt und ihnen sein Anliegen vorgebracht. Sie bewiesen ihm zwar freundliche Gastfreiheit und beherbergten ihn, bis seine wunden Füße geheilt waren — aber Keiner von ihnen hatte seinen Paß; der lag bei der Polizei bis zu ihrer Exmatrikulation. Vielleicht aber werde, was ihnen unmöglich, einer der vielen Livländer, die in Berlin studiren, vermögen, und an diese ward nun von ihnen geschrieben, der Brief aber an Brock, den Einzigen, von dem sie wußten, wo er wohnte, adressirt. Auf Grund dieser seiner Beglaubigung frage er nun: ob wir ihm helfen wollten? —

Das war der Inhalt einer Erzählung, die sich anhörte, wie die Beichte eines leichtsinnigen jungen Mannes, der sich aus einer Verlegenheit herauszulügen versucht und in Folge dessen in neue Verlegenheiten und neue Lügen verfällt. Daß er auch uns Lügen erzähle, das glaubte damals — nur ich und auch nur für einen Augenblick. Daß dem kassirten Offizier der Paß verweigert sei, schien mir unglaublich. Mein ausgesprochener Argwohn ward aber von meinen drei Freunden so getadelt, ich wegen desselben so gescholten, daß ich mich seiner zu schämen anfing und mir die Sache so ergänzte: Der Graf möge vielleicht im Jahre 1825 bei der Petersburger Revolte sich etwas kompromittirt haben, und habe sehr begreiflich dies uns verschwiegen! — Was nun anfangen? Zuerst natürlich ihm Speise und Nachtlager schaffen. Beides fand er bei uns. Madame Luckwaldt und Gustchen mußten kochen und auf meinem Sopha ward sein Bette aufgemacht, in welchem er diese erste, wie auch die folgenden Nächte fest und ruhig geschlafen hat.

Am ersten Morgen beim gemeinschaftlichen Kaffeetisch hatte man Gelegenheit, sich den Mann etwas genauer anzu-

sehn. Eine Figur mittlerer Größe, die sehr große Körperkraft verrieth, trug einen gut geformten, mit reichem Haarwuchs versehenen Kopf. Das Gesicht war nicht grade schön zu nennen, aber hatte einen offenen und unerschrockenen Ausdruck, die rothen Wangen, die ein schwarzer Backenbart und das rasirte blaue Kinn noch mehr hervortreten ließen, dabei die schönen Zähne zeigten das Bild der Gesundheit. Ich bilde mir ein, ich würde heute den Mann wieder erkennen, nur macht mich irre, daß, wenn ich sein Bild mir zurückrufe, es mich an später gesehene Gesichter von jüdischem Typus erinnert, an den ich damals nicht dachte. Im Gespräch war er bis zur Indiskretion offen, verrieth viel gesunden Menschenverstand, war aber wenig unterrichtet, wie er denn wiederholt versicherte, er sei uns doppelt für unsere Freundlichkeit verbunden, weil er dadurch auch einen Blick thun könne in eine ihm bis dahin ganz fremde Welt, in die Welt von Gelehrten. Das Erste war nun, zu überlegen: wie ihm zu helfen sei. Mit unseren Pässen stand es gerade, wie mit denen der Hallenser. Doch aber schien sich, als wir Luther, Baumann und v. Holst mit zu unserer Berathung gezogen hatten, für einen Augenblick ein Ausweg zu finden. Der Zuerstgenannte war über Dänemark nach Deutschland gekommen und der dänische Paß, den er beim Eintritt ins Land erhielt, war ihm beim Austritt aus demselben nicht abgefordert. Diesen Paß, der nur für Dänemark gültig, aber dänisch geschrieben und also überall unverständlich war, diesen wollte Luther hergeben und es dem Grafen Samoilow überlassen, mit ihm das zu wagen, was einst einem Anderen gelang, der eine lateinisch geschriebene Relegationsformel an einer Grenze produzirte und dadurch Eintritt erlangte. Nicht Luther, denn der war zu selbstlos dazu, sondern Einer von uns war es, der dabei vorschlug: man solle in dem Paß in Luther's Namen das u in a umwandeln

und an das Schluß-r einen Buchstaben oder eine Silbe fügen, damit im Falle des Mißlingens man sich nicht an Luther halten könne. An diesem Vorschlag scheiterte der Plan, denn Brutzer, aus dem außer der Ehrlichkeit der frühere Kaufmann sprach, war entsetzt über den Gedanken einer Fälschung. Man kam daher auf etwas Anderes. v. Holst sollte sich auf die russische Gesandtschaft begeben, und dort vertraulich anfragen: ob und wie der Graf Samoilow spedirt werden könne? Dieser selbst, der bei unserer Berathung zugegen war, war entschlossen, Alles zu wagen und konnte deswegen unsere Aengstlichkeit nicht begreifen, als wir seinem Verlangen, ins Theater zu gehn, entgegentraten, weil die Polizei hinsichtlich der Paßlosen sehr streng sei. Wenigstens spazieren gehn und mit ihm die Stadt besehn, mußten wir, und als uns während dessen in der gedrängten Königstraße v. Holst begegnete, rief der Unvorsichtige ihm von Weitem zu: „Nun wie ists, Herr von Holst, werden Sie mir einen Paß verschaffen?“ — So günstig, daß diese Frage bejaht werden konnte, stand die Sache nicht, aber doch auch nicht ganz schlecht. Von der Gesandtschaft sollte in nicht zu langer Zeit Einer als Kourier nach Wien reisen; man werde sehn, ob nicht Tatitschew's Neffe als Diener verkleidet mitfahren könne. Aber vor Allem sei es wichtig, daß derselbe sich verborgen halte und nirgends die Aufmerksamkeit auf sich ziehe. Das Letzte freilich war tauben Ohren gepredigt, denn wie wir immer genöthigt waren, wenn sich die Wirthin im Zimmer befand, ihn zu vorsichtigem Sprechen zu ermahnen, so war es vom zweiten Tage an eine Unmöglichkeit, ihn vom Theaterbesuch abzuhalten. Wir selbst gaben ihm das Geld, obgleich wir die Verwendung tadelten.

Auf die Länge aber ging es so nicht. Die Wirthin erklärte frank und frei: sie wolle sich in unsere Geheimnisse nicht drängen, aber ihre Existenz hänge davon ob, daß sie

die Polizeigesetze nicht übertrete. Nicht eine Nacht mehr solle der Fremde hier zubringen, ohne daß sie, was längst hätte geschehen müssen, ihn förmlich angemeldet habe. Für ein Paar Tage halfen uns Luther und Baumann aus der Noth, indem sie unseren Schützling beherbergten, was aber dann geschehen werde, war nicht abzusehen. Da schlug sich etwas ganz Unerwartetes ins Mittel.

Eines Nachmittags, als der Graf aus seinem neuen Asyl sein altes besuchte, kam die Rede darauf, daß der Kaiser Nicolaus dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten sehr schöne Pferde geschickt, und daß einige russische Gardeoffiziere das Geschenk überbracht hätten! — Samoilow ward aufmerksam und fragte: ob wir vielleicht deren Namen gehört hätten. Kaum hatte ich die Namen v. Kaulbars und v. Grünwald genannt, — als er aufsprang und mit dem Ausruf: Nun bin ich geborgen! augenblicklich zu den beiden Herrn geführt zu werden verlangte. Dies war leicht, denn in den Zeitungen hatten wir gelesen, daß der König sie nicht in einem Hôtel, sondern in dem großen Restaurant von Jagor untergebracht habe. Ich selbst führte darauf den Hocherfreuten unter den Linden bis zu dem Jagor'schen Hause, ich selbst begleitete, nachdem wir erfahren, daß die Herren zu Hause, ihn bis an die Thüre, ich selbst klopfte an und erst, als auf ein gerufenes „Herein!“ er eingetreten war und die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, kehrte ich nach Hause zurück.

Mit diesem Thürschluß aber schließt auch meine Geschichte, so weit ich, ein Mitakteur, in dieselbe verwickelt bin. Was jetzt folgt, zeigt mich als Zuschauer, ja zum Theil als Einen, der sich nur erzählen läßt, was geschehen ist.

Für einige Zeit war der Graf Samoilow für uns verschwunden. Dann erschien er, neu und sehr fein equipirt, bezahlte mit hundert Danksagungen alle Auslagen, die wir

für ihn gemacht hatten, erzählte, daß seine Angelegenheiten gut ständen, da sich der russische Gesandte seiner annehmen wolle! — Bald darauf sah ich ihn unter den Linden Arm in Arm mit den russischen Offizieren. Dann kam er wieder, um uns zu sagen, wo er jetzt wohne, und um uns zu bitten, daß wir doch ja ihn dort besuchten. Ihm gehe es sehr gut, die Gesandtschaft befördere seine Briefe an seine Mutter, und diese antworte in der hoffnungsvollsten Weise. Aber er langweile sich und denke mit Seufzen daran: wie hübsch es doch bei uns gewesen sei! — Wie es eigentlich zugegangen ist, daß auf alle diese Bitten keiner von uns je den Versuch gemacht hat, hinzugehn, begreife ich selbst nicht recht. Die Entfernung seiner Wohnung war gewiß kein Hinderniß, denn wir hatten flinke Beine. Ich denke, der Grund wird gewesen sein: daß keiner von uns eine tiefer gehende Sympathie für den Mann gehabt hat.

Sei dem, wie es wolle! Genug, unter den Vorbereitungen zu einer großen Reise, noch mehr während derselben, die sehr Abenteuerliches darbot, ist mir weder der Name Samoilow, noch die Persönlichkeit des Mannes eingefallen. Ausgenommen einmal. Es war in Wien, denke ich, daß ich in einer Zeitung las: In Berlin sei ein großer Betrug entdeckt. Ein Abenteurer habe sich bei dem russischen Gesandten Alopeus unter einem vornehmen Namen einzuschleichen gewußt, und habe denselben um eine große Summe, man spreche von tausend Friedrichsd'or, betrogen!

Beim Lesen dieser Nachricht kam mir der Gedanke: am Ende ist das unser Samoilow! — Es war aber nur ein vorübergehender Einfall, der nicht wieder auftauchte. Wieder erweckt aber ward derselbe, als im nächsten Winter der Einzige, den ich in Berlin vorfand von unserem Kreise, mit mir gleich nach der Begrüßung folgendes Gespräch begann:

„Nun, was sagst Du zu unserem Samoilow?" — „Was soll ich zu dem sagen? Ich weiß Nichts von ihm!" — „Wie? Du weißt nicht, daß er gar nicht ein Samoilow, sondern ein Kammerdiener, des als Taugenichts bekannten Grafen Samoilow?" — „Keine Silbe! Da ist wohl er es, der den armen Grafen Alopeus betrogen hat, wie ich in Wien las?" — „Ach was, armer Graf Alopeus. So einem Gesandten wird ja alles ersetzt. Mich dauert nur die arme Karoline Bauer!" — „Um Himmels willen, was ist denn mit der?" — „Mensch, wo hast Du denn gelebt? Sie soll ja verlobt gewesen sein mit dem Kerl und hat seine Geschenke in Silber wieder herausgeben müssen." „Dem Mädchen ist das eine Kleinigkeit!" — „Ja, aber das Gerede!" — „Nun, ich denke, ein solches hat gerade sie am wenigsten zu fürchten!" — „Hoffen wir es! Und der dumme Kerl, der Weynowitz in der Königsstraße, hat das Geld gegeben, weil bei ihm der Monsieur sich als malcontanten Polen eingeführt hat. Dafür brummt der falsche Graf Samoilow aber jetzt in Spandau, und soll, wenn er abgesessen hat, nach Hamburg ausgeliefert werden." — „Sieh mal, nach Hamburg! So ist am Ende doch wahr, was er uns erzählt hat, und wir sind die Einzigen, die er nicht betrogen hat!"

Damit glaubte ich das letzte Wort über den sg. Samoilow gehört und gesprochen zu haben. Ich irrte mich. Denn in Riga hörte ich, als ich nach vollendeten Studien nach Livland zurückkehrte, gar viel von ihm reden. Da war er als feiner petit-maître aufgetreten, hatte den Kaufleuten, welche überseeischen Handel trieben, zu verstehen gegeben, er sei von Petersburg hergeschickt, um den Contrebandiers genauer auf die Finger zu sehn, als das von Seiten der Zollbehörde geschehe; ein Staatssiegel soll diesem Wink größere Glaubwürdigkeit gegeben, Beides zusammen aber ihm offene Kasse

bei einigen aus Gründen ängstlichen Gemüthern verschafft haben. Kurz ehe er von Riga entfloh — Freund Pölchau sagte mir, das mit der Perrücke sei richtig — hatte er sich noch mit einem unbescholtenen, höchst liebenswürdigen Mädchen feierlich verlobt. — Das scheint bei ihm Passion gewesen zu sein.

Jahre waren seit allen diesen Erlebnissen vergangen. Ich war wieder in Berlin, wie ich glaubte, für immer. Zu den Vielen, die uns Eingewanderte wie Verwandte aufnahmen, gehörte der vormalige Direktor des Kammergerichts Hitzig. Einst kam die Rede auch auf meine Studienzeit und ich erzählte, was ich hier niedergeschrieben habe. „Also darum," sagte Hitzig, „ist mir oft so gewesen, als hätte ich Ihren Namen einst in den Akten gelesen! Aber wurden Sie nicht als Zeuge verhört?" — „Das wäre etwas schwer gewesen, denn als man hier den falschen Grafen inquirirte, schwamm der exmatrikulirte Berliner Student die Donau hinab!"

Nach einer längeren Pause sagte mein väterlicher Freund: „Wir Beide wollen Ihrer Donaufahrt dankbar sein; es ist viel besser, daß wir erst jetzt uns haben kennen lernen und nicht bei dem Pseudo-Samoilow'schen Handel! — Aber kommen Sie, Ihre Frau ist oben bei Eugenien und Beide warten auf uns, Bayer ist schon zurück und die Kuglers sind wohl auch schon aus ihrer Mansarde herabgestiegen!" — Und wir stiegen hinauf. Von dem, was da im ersten Stock des Hauses Friedrichstraße 242 versammelt war an glücklichen Menschen, von Allem, was jener Saal darbot an Schönheit, Geist und Jugendhoffnungen, blieb übrig und lebt noch — was? — Außer mir noch Einer — und der ist ebenfalls ein verwaister, vereinsamter Greis! — —

Und abermals verging eine Reihe von Jahren. Diesmal eine lange, mehr als ein ganzes Menschenalter. Wieder

ist's Wintersemester, aber nicht eines Berliner Studenten, denn seit vierzig Jahren bin ich Professor in Halle. Mein Arbeitsstübchen berührt nicht mehr die Wolken und ich lebe nicht mehr in einer von Hunderten bewohnten Miethskaserne als Aftermiether einer Mietherin. Zu ebener Erde steht mein Schreibtisch, in einem kleinen Häuschen an der Promenade, in dem ich aber als Herr walte, denn es ist mein, wirklich mein Schloß, denn ich wohne darin allein. — Allein? Vergieb mir, treue Lebensgefährtin, die Du vor dreiundvierzig Jahren endlich mein wurdest, Du, von der ich weiß, was Du mir bist, seitdem am Neuen Markt dem Studenten träumte: Du seist seine Braut; Du bist — ach heute muß ich sagen: Du warst — noch bei mir, und wie einst dort sonntäglich zu Achten oder Zehnen, so wird hier allabendlich zu Zweien zusammen gelesen. Wohl weiß ich, daß, wer die Siebenzig hinter sich hat, auf ein noch langes Leben nicht rechnen darf, aber ich weiß auch, daß es ein schönes Leben war, das ich vor Allen Dir danke — so schön, daß ich noch neulich einen Freund damit befremden konnte, daß ich sehr gern mein Leben noch einmal durchmachen wolle. O daß „des Geschickes Mächte" dies vermessene Wort nicht gehört hätten! Denn schon zeigt sich an dem heiteren Himmel meines Lebensglückes das Wölkchen, aus dem der tödtende Schlag erfolgen soll. Wir ahnten es nicht, als im Januar des Jahres 1876 wir Karoline Bauer's „Komödiantenfahrten" und „Bühnenleben" mit einander zu lesen — ich müßte eigentlich sagen: zu verschlingen, anfingen. Schon daß das liebliche Mädchen von damals noch lebe, war mir neu — dann aber trat aus jeder Zeile, aus jedem Worte diese reine Natur, diese körperliche und geistige Gesundheit hervor, die frisch und erfrischend alle Herzen gewinnt! — Ich konnte nicht widerstehn; ich, einer der Wenigen, welche die von ihr geschilderte Zeit mit erlebt hatten, schrieb an sie, und welch

eine herzige Antwort erhielt der „Zeitgenosse“ — welche Theilnahme ward ihm im weiter fortgesetzten Briefwechsel, den er, an einem Krankenbette sitzend, mit der selbst Leidenden, einst Gefeierten führte. Was Wunder, daß mir der Mund überging vom Preise ihrer Bücher und ihrer Person! — Karoline Bauer ward nicht nur im Gespräch mit meiner theuren Kranken, sondern wo ich einmal ihr Schmerzenslager verließ und mit Anderen verkehrte, früher oder später Gegenstand der Unterhaltung. So auch einmal am Tische eines unserer obersten Richter im Lande. — „Wissen Sie aber auch“ — fing darauf der Wirth an — „daß, da ich als junger Mensch beim Gericht arbeitete, der Name der von Ihnen gefeierten Dame in einem Kriminalprozeß vorkam? Wie war doch die Geschichte? Ein Russe Sa.. Sa..“ — Samoilow!“ — fiel ich der Excellenz in's Wort, und bemächtigte mich der Geschichte, die ich als meine ansehn durfte, weil ich den Anfang derselben erlebt, mein Wirth aber nur von dem Schlusse derselben Notiz genommen hatte. — Merkwürdig aber war mir's und ist mir's geblieben, daß ein halbes Jahrhundert nach meinem Zusammentreffen mit einem mir nie sympathischen Menschen ich wieder an ihn erinnert, sein Name wieder vor mir und von mir genannt wurde. —

Wieder sind zwei Jahre vergangen, und welche Jahre! Jenes schwarze Wölkchen am Himmel meines Lebens, es war gewachsen und hatte ihn in schwarze Nacht gehüllt, aus welcher der mörderische Strahl hervorzuckte, der mein Lebensglück zertrümmerte. Ich hatte sie erlebt, die lautlose Stille, die dem Eintritt des bleichen Engels vorausgeht, der auf unser entsetztes „Zu früh!“ mit seinem furchtbaren „Es ist zu spät!“ antwortet. Ja, zu spät, um die empfangene Liebe zu vergelten, zu spät, um Vergebung zu erflehen, geschweige denn Sühne zu leisten!

Unter den Briefen, die in mein verwaistes Haus gesandt wurden, waren die aus der Villa Broëlberg nicht die kältesten. Ihre Schreiberin war dem nie gesehenen Korrespondenten immer näher getreten. Die Anrede „Geehrter Zeitgenosse“ hatte bald der besseren „Armer Freund“ Platz gemacht, sie hatte alle Phasen meines Leids mit mir durchgemacht, mit mir geweint, mit mir gehofft, mit mir gebetet, und nun mischte sie wieder ihre heißen Thränen mit den meinen, obgleich ein schmerzhaftes Krankenlager sie, „die arme Lazara“, wohl egoistisch hätte machen können und theilnahmlos gegen die Leiden eines Anderen. Vom Schmerzenslager aus bestärkte sie mich darin, Stärkung und Zerstreuung nicht in einem Bade zu suchen, das mich an mein verlorenes Glück erinnert hätte, sondern in einem, das mir ganz unbekannt. An dieses Schmerzenslager war sie noch gefesselt, als sie mir in's Dép. de l'Allier schrieb: wenn ich zurückgekehrt wäre von meiner beabsichtigten Reise an die Düna, den Embach und die Newa — werde eine Sendung von Aushängebogen der Bühnenerlebnisse erfolgen, dann aber müsse auch ich ausführlich von mir hören lassen! — Keines von Beiden ist geschehen. Mit das erste Wort, welches der Zurückgekehrte in Berlin vernahm, war: „Vor drei Tagen ist sie gestorben!“ — Auch dieses Wort klang wie „Zu spät“, denn fünf Wochen vorher war ich ganz nahe an der Villa Broëlberg vorbeigesaust und hatte den Gedanken, einen Besuch zu wagen, damit beschwichtigt: Im nächsten Jahre wird sie sich besser befinden und Du wirst ruhiger sein!

Daß mit dem Tode der Gräfin Plater das Interesse an den Denkwürdigkeiten von Karoline Bauer steigen werde, war vorauszusehn. Auch dies hätte ich eigentlich voraussehn müssen, daß die — ich weiß nicht, ob nur deutsche, aber gewiß echt deutsche — Eigenthümlichkeit, jeden reinen Genuß sich und Anderen zu verderben, sich zu zeigen nicht

ermangeln werde. Wie bei jedem Festmahle, wenn ein Trinkspruch eine pikante Wendung enthalten hatte, welche zündete, gewiß im folgenden Toast an sie angeknüpft und sie anders zurecht gelegt, im nachfolgenden wieder anders arrangirt wird, bis Erfinder und Zuhörer mit Ekel sich von dem steifgehetzten Hasen abwenden, — so hat es unter Denen, welche sich über die Erinnerungen von Karoline Bauer aussprachen, von solchen gewimmelt, die ihren Dank in Rektifikationen entrichteten. Wenn es auch bei diesen sich oft um nichts Wichtigeres gehandelt hat, als darum: welchen der beiden Freier in Donna Diana Herr Freund gespielt habe und welchen Herr Unzelmann! — so summiren sich doch zuletzt selbst Sandkörner zu einem Haufen, und die vielen Rektifikatiönchen drohten die Glaubwürdigkeit der mir so lieben Erinnerungen zu erschüttern, und ärgerten mich. Ich war schon nahe daran, in meiner Zeitung jeden Artikel, der den Namen Karoline Bauer enthielt, zu überspringen. Ehe es aber geschah, stieß ich auf einen, der mich stutzig machte. Ein ungenannter älterer Zeitgenosse von ihr und mir spricht den Wunsch aus: es möge aus den Archiven des Gerichts Einiges der Welt mitgetheilt werden aus dem wichtigsten Lebensereigniß der lieblichen Schauspielerin, die, wie immer, so auch bei dieser Gelegenheit sich so ehrenhaft gezeigt habe! Er nennt diese Angelegenheit, die einem damaligen Kriminalisten Gelegenheit gegeben habe, sich auszuzeichnen: die Kracau-Geschichte ... Hing dieselbe etwa mit meinem Samoilow-Handel zusammen und hieß Samoilow in Wirklichkeit Kracau? Gewißheit werde ich wohl schwerlich darüber erlangen. Denn, sollte auch das Buch: „Aus dem Leben einer Verstorbenen“, das Wellmer nach Karoline Bauer's Geheimen Memoiren herauszugeben der Welt soeben versprochen hat, auch über diese Episode im Leben meiner lieben Zeitgenossin Etwas enthalten — für mich, der ich

kaum hoffen darf, den dritten Band des Bühnenlebens zu erleben, kommt jenes Buch doch sicherlich — zu spät!“ — —

* * *

Nein, nicht zu spät! Denn wie Herr Professor Erdmann, gleich dem Leser dieser Memoiren, über die „Kracau-Geschichte“ bereits im ersten Bande dieser „Verschollenen Herzensgeschichten“ Aufklärung erhalten hat, — so wird dies Kapitel „Graf Samoilow“ schon in den Aushängebogen vor sein mildes Auge treten — mit dem Dank des Herausgebers.

Und jetzt fahren wir fort in den Erinnerungen unserer Verstorbenen.

3. Henriette Sontag.

> Ging zum Pindus, Dich zu schildern;
> Doch geschah's zu meiner Qual:
> Unter neun Geschwisterbildern
> Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.
> Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
> Sie gehört zu unserm Reich;
> Mag sie sich hieher begeben,
> Findet wohl sich der Vergleich.
>
> Goethe: An Demoiselle Sontag.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt in die alte sontägliche Zeit! — möchte ich, den alten Wieland leise parodirend, singen . . .

Wer vermag sich mit mir noch zurück zu träumen in diese — alte verschollene Zeit vor einem halben Jahrhundert, wo das ganze Berlin ein „entfesselter Busen" war, den „lieblich der holde Wahnsinn umspielte" und sich in dem süßen Jubelschrei immer und immer wieder Luft machte: Henriette Sontag — Sontag — Sontag — die Einzige — Unvergleichliche — Himmliche!?

Nur noch wenige Zeitgenossen werden diesen holden Wahnsinn verstehen, mit einem wehmüthigen Lächeln um die verblaßten Lippen und mit einer leuchtenden Thräne im müden Auge! — Die Nachgebornen werden ihn belächeln und über ihre sontagtollen Großväter und Großmütter mitleidig die Köpfe schütteln . . .

Und doch war sie schön und fröhlich, die alte verwehte sontägliche Zeit, — schön und fröhlich: wie der sonnige Frühling mit seiner duftigen Blütenpracht und seinen süßen Vogelliedern! Schön wie die helle Jugendzeit!

Es war auch Frühling, als der holde Wahnsinn — das sogenannte Sontag-Fieber — wie ein epidemischer Rausch in der Maiennacht über Berlin kam und unaufhaltsam die Ohren, Augen, Herzen, Hirne, Zungen, Hände und Federn ergriff — und immer gefährlicher, immer unrettbarer . . .

Das junge Königstädter Theater war, obgleich es sein Dasein erst nach Monaten zählte, bedenklich erkrankt — am Defizit. Die sieben Direktoren, sechs Börsenmänner und ein Jurist, schauten verzweiflungsvoll nach einem Retter in der Noth aus — oder nach einer Retterin . . .

Wer das erste hoffnungsfröhliche Wort gesprochen: Nur eine Prima-Donna kann uns retten — nur Henriette Sontag in Wien!?

Die Geschichte hat den Namen dieses Weltbeglückers zu verzeichnen vergessen. Vielleicht war es mein kunstenthusiastischer Verehrer: Justizrath Ludolff.

Ludolff war im Mai 1824 mit seinem jungen Freunde Ludwig Rellstab in Geschäften in Wien gewesen — und dort hatten Beide zuerst Henriette Sontag gehört und — gesehn.

Rellstab blieb der jungen Sängerin gegenüber ziemlich kühl, denn in seiner leider nicht vollendeten Selbstbiographie heißt es über dies „Ereigniß“ nur:

„Um noch eine musikalische Angelegenheit zu berühren, sei erwähnt: daß wir die berühmte Henriette Sontag hier zum ersten Mal in einem Konzert singen hörten und allerdings höchst erstaunt über ihre ungemein geläufige Kehlfertigkeit waren. Es waren die ersten frischen Gaben der Künstlerin, die sie in einem eigenen Konzerte im Redoutensaal darbrachte. Ich muß indeß bekennen: so viel Reizendes sie in der entwickelten Mechanik hatte und so einflußreich ihre anmuthvolle Aeußerlichkeit dabei mitwirkte, daß ich daraus nicht hätte den Erfolg voraussagen können, den sich die

Künstlerin späterhin mit hinzugefügter Kraft der Darstellung gewann. Es mag zweifelhaft bleiben, ob dies in meiner Unempfänglichkeit gelegen, oder ob ihr Talent sich späterhin so vergrößert hatte . . ."

Auch die Wiener machten im Allgemeinen nicht viel aus der jungen Henriette. So schreibt noch im Oktober 1824 ein Wiener Korrespondent recht frostig an's Stuttgarter „Morgenblatt":

„Die junge Sängerin Sontag gab zu ihrem Vortheil „La Donna del Lago", worin sie selbst den Part der Elena übernommen hatte. Sie trug Manches recht glücklich vor. Man bemerkt aber keine bedeutenden Fortschritte an dieser talentvollen Künstlerin. Sie kommt unter den jetzigen Umständen freilich selten auf die Bühne und vertieft sich immer mehr in eine gewisse Manier, die einerseits zwar lobenswerth ist, weil sie aus dem Bestreben, einem großen Vorbilde nachzueifern, entspringt — auf der andern Seite aber der natürlichen Entwicklung des eigenen Kunsttalents hinderlich ist. Wie es heißt, geht sie bald nach Darmstadt als Mitglied des dortigen Hoftheaters und wird, durch eine jugendliche anmuthige Gestalt empfohlen, in doppelter Hinsicht eine willkommene Acquisition sein. Von der musikalischen Gesellschaft in Graz, wo sie diesen Sommer gastirte, erhielt sie das Diplom als Ehrenmitglied."

Nur zwei Meister hatten schon damals die hohe Bedeutung der jungen Henriette erkannt: Karl Maria von Weber, indem er 1823 für sie die „Euryanthe" schrieb — und Beethoven, der ihr in seinem großen Konzert im Mai 1824 neben Karoline Ungher die Soli seiner Messe anvertraute — und beide schönen Sängerinnen in seiner wüsten Junggesellenwirthschaft mit Gasthofsbraten und süßem Ausbruch bewirthete. Der Wein bekommt aber den jungen ausgelassenen Mädchen so schlecht, daß Henriette am andern Tage die Oper absagen muß.

Ueber dies Diner bei Beethoven schreibt Frau Ungher-Sabatier nach einem halben Jahrhundert voll Rührung:

„Ich sehe die einfache Stube auf der Landstraße noch vor mir, wo der „Strick“ als Klingelzug diente, ein großer Tisch in der Mitte stand, auf welchem uns der gute Rostbraten mit dem famosen süßen Wein servirt wurde. Ich sehe die zweite Stube nebenan, ganz gefüllt bis an die Decke mit Orchesterstimmen. In Mitte derselben stand der Flügel, den Field (wenn ich nicht irre) aus London an Beethoven gesandt hatte. — Jette Sontag und ich traten in diese Stube wie in eine Kirche, und wir versuchten (leider vergebens) dem theuren Meister vorzusingen. — Ich erinnere mich meiner übermüthigen Bemerkung, daß er nicht für Singstimmen zu schreiben verstehe, weil mir eine Note in meiner Partie der Symphonie zu hoch lag. Darauf antwortete er: „Lern's nur! wird schon kommen die Note“. Dies Wort hat mich von diesem Tage an zur Arbeit angespornt . . .“

Von „Jette Sontag“ sagte Beethoven: sie sei zwar fleißig, aber ohne viel Schule!

Weber aber schätzte die Euryanthe der Sontag ebenso hoch, wie diese Leistung der Schröder-Devrient. Obgleich Beide in Auffassung und Darstellung der Rolle so verschieden wie möglich waren, so wagte er doch keiner von ihnen als Siegerin den vollsten Lorbeerkranz zu ertheilen. Wenn die Euryanthe der Schröder-Devrient durch Kraft, Hoheit und Leidenschaft hervorragte — so entzückte diese Partie der Sontag durch Anmuth, Holdseligkeit und Innigkeit. —

Mit diesem Bilde der schönen Henriette im Herzen war Justizrath Ludolff nach Berlin zurückgekehrt und sein Mund war nicht müde geworden, ihr Loblied zu singen. Und als es dann sicher, daß die junge Sängerin nach Auflösung der Oper Wien verlassen werde, war ein Bevollmächtigter des Königstädter Theaters zu ihr geeilt, um die süße Nachtigall

für Berlin zu gewinnen, — — aber ohne Resultat zurückgekehrt. Mama Sontag war eine sehr kluge Frau. Sie verstand es, den Appetit auf ihre Nachtigall immermehr zu reizen. Sie produzirte sie erst auf mehreren österreichischen Bühnen und kam dann im Mai 1825 mit ihr zum Gastspiel nach Leipzig.

Auf die erste Kunde hiervon eilten mehrere Direktoren des Königstädter Theaters, Justizrath Kunowsky, Martin Ebert, der reiche Herz Beer mit seiner Frau Amalie, Eltern von Meyerbeer, und der Theatersekretär Karl von Holtei mit Extrapostpferden nach Leipzig, das Wundervögelchen zu hören und womöglich einzufangen. Als sie in Leipzig noch andere Vogelfänger vorfanden, unter diesen auch einen Abgesandten der Berliner Hofoper, — da ließen sie hurtig wieder anspannen und fuhren der Primadonna noch eine Tagereise weit auf dem Wege nach Prag entgegen.

Solchem rührenden Eifer — und einer Gage von 7000 Thalern für eine Saison konnten Mutter Sontag und Henriette nicht widerstehen. Sie unterzeichneten den Kontrakt mit der Königstädter Bühne, die aber — wohl oder übel — auch Mama Franziska und Schwester Nina Sontag mit in den Kauf nehmen mußte.

Und dann kam die süße Nachtigall nach Berlin — wurde gesehn und hatte gesiegt, noch ehe sie nur einen Ton öffentlich gesungen. Das Sontagfieber durchglühte schon die ganze Stadt. Die Kaiserstraße, in der die Himmlische wohnte, wurde den ganzen Tag nicht leer von Equipagen, Reitern und Fußgängern, welche die Vergötterte besuchen, sehen oder von ihr gesehen werden wollten.

Aber als sie am 3. August, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., in Rossini's „Italienerin in Algier“ als Isabella zum ersten Mal vor die Berliner Lampen trat — da war ganz Berlin nur ein Tollhaus, voll

von närrischem Entzücken und enthusiastischem holden Wahnsinn!

Wie viel Millionen Mal der Name der göttlichen Henriette in jenen Tagen von Berliner Lippen gehaucht — gejubelt — gerast — und gestöhnt ist? — „Henriette“ war die stehende Losung — und „Sontag“ das Feldgeschrei. Wo Zwei sich auf der Straße begegneten, riefen sie sich die Worte begeistert zu. In allen Gesellschaften — Bier- und Weinhäusern wurde nur noch von ihr gesprochen. Die Fisch- und Gemüsehändlerinnen auf dem Gensdarmenmarkt dachten kaum noch an ihre Karpfen und Bollen und schwärmten von der „Italienerin in Algier“ — die Droschkenkutscher auf dem Bock buchstabirten mit Entzücken in den Zeitungen die unendlichen Gedichte an die „jöttliche Jette“. Die Lorbeerbäume standen bald entlaubt und die Blumensträuße stiegen im Preise. Soviel Kränze und Bouquets rauschten der berauschenden Italienerin allabendlich zu Füßen. — An der Kasse des Königstädter Theaters schlug man sich um Billets und Abends ging mancher Frackschooß und Damenschuh und manche künstliche Locke im Gedränge verloren. Wer aber „die Italienerin“ noch nicht gesehen hatte, galt nicht für voll und wurde mit mitleidigem Lächeln über die Achseln angeschaut.

In der königlichen Oper und im Schauspielhause war es unheimlich leer, sobald Henriette Sontag in der Königstadt auftrat, — und selbst die Getreusten von unserer alten und jungen Theatergarde, die dennoch kamen, aus Gewohnheit, aus Widerspruchsgeist oder, weil sie „jenseits der Spree“ kein Billet hatten bekommen können, — die schauten uns Spielende und Singende mitleidig an und ließen ihre Gedanken nach der Königstadt hinüber schweifen.

Und welche Taktlosigkeiten wurden uns in's Gesicht gesagt! — Als ein Enthusiast nicht müde wurde, der reizenden Sängerin Karoline Seidler-Wranitzky von den Triumphen

ihrer Nebenbuhlerin zu berichten, und von den Blumen, mit denen sie allabendlich auf der Königstädter Bühne überschüttet wurde — da antwortete die Seidler endlich gereizt: „Meinetwegen mag man sie mit Blumen todtwerfen!“

Eine Dame, welche mir nie große Theilnahme bewiesen hatte, sagte mir verletzend-mitleidig: „Betrüben Sie sich nicht zu sehr, daß man nur noch von der Sontag spricht, nur sie noch schön und liebenswürdig findet! Auch dieser Stern wird vorübergehn — und dann kommen die jetzt verblaßten wieder zur Geltung!“

Einer meiner alten Verehrer wiederholte beständig: „Geben Sie sich doch keine Mühe auf der Bühne! Es nutzt Alles nichts. Es gibt heute in Berlin nur noch eine Künstlerin, die Interesse erweckt und Beifall erringt. Es ist thöricht, mit Henriette Sontag um die Palme zu ringen!“

Ist es ein Wunder, daß ich gereizt gegen den neuen Phönix war, ohne ihn gesehen zu haben? — Nicht Jeder darf, wie die Milder-Hauptmann, als ein Taktloser sie fragte: „Meinen Sie auch, daß Nanette Schechner die herrlichste Emmeline unserer Zeit ist?“ — stolz antworten: „Seit ich die Milder-Hauptmann als Emmeline hörte, erlaube ich mir kein Urtheil über andere Emmelinen!“

In dieser nichts weniger als angenehmen Stimmung fand mich eines Tags mein verehrter Klavierlehrer Ludwig Berger. Er sah aufgeregt und verstimmt aus. Meine erste Frage war natürlich: „Nun, was sagen Sie zu der Sontag?“

Da brach er verdrießlich los:

„Nein, ich ertrag' den Wahnsinn nicht länger! Hier bei Ihnen hofft' ich doch vor der ewigen Sontag — Sontag — Sontag — Sontag Ruhe zu finden — und nun fangen auch Sie von ihr an, noch ehe ich meinen Hut abgelegt habe. Ich komme, um für vier Wochen die Klavierstunden abzusagen — ich muß auf einige Zeit fort von hier, andere

Lüfte athmen — die hiesige Sontag-Epidemie bringt mich um!“

„Haben Sie denn den Vogel Phönix schon gesehn — und gehört?“

„Nein, ich will mit dem Wunderthier auch nichts zu thun haben. Ich habe von dem ewigen Sontag! Sontag! Sontag! schon mehr als genug. Wo ich mich blicken lasse — auf der Straße, in Gesellschaft, im Weinhause — gleich werde ich angerempelt: „Nicht wahr, die Königin aller Nachtigallen? Ein leibhaftiger Engel! Haben Sie denn schon gehört, daß sie gestern in Stralau Brataal und Pellkartoffeln gegessen und Weißbier dazu getrunken hat? Wenn ihr das nur bekommt! Ein himmlisches Mädchen!“ — Stecke ich nur den Kopf zur Thür hinaus, so brüllt jeder Schusterjunge, zirpt jede Nähmamsell mich an mit dem Singsang aus der „Italienerin“:

„Ich rufe Dich, Geliebte,
Mit meiner Liebe Tönen …“

— und denkt dabei an die göttliche Sontag. — Nehme ich eine Zeitung zur Hand, so lese ich gleich Sontag — Sontag — Sontag! Wann und wohin sie spazieren gefahren — wo sie in Gesellschaft war — was sie gesagt und gesungen, gegessen und getrunken hat … Und welche faden Wortwitze über Sontag und den Tenoristen Jäger und den Bassisten Wächter bekommt man auf Schritt und Tritt zu hören! Der Wächter der Sontag-Jägerei ist noch einer der gelindesten. — Heut ist der neueste Sontag-Witz, der mir auf dem Wege hierher wohl ein Dutzend Mal in's Gesicht geschleudert wurde: „Warum singt die Sontag meistens mezza voce? – Auf Wunsch der Direktoren, denn so muß doch Jeder sie in derselben Rolle wenigstens zwei Mal hören, um diese Rolle ganz zu hören!“ — Nein, ich halte diese

Verrücktheit nicht länger aus. Vielleicht ist Berlin in vier Wochen etwas vernünftiger geworden und erinnert sich, daß es eine Milder, Schulz und Seidler als gottbegnadete Sängerinnen sein nennt. Ich gehe nach Frankfurt a. d. Oder."

So erregt und bitter hatte ich den sonst so milden und gerechten Freund noch nie gesehn. Da kam mir plötzlich eine gute Idee und ich sagte:

„Verehrter Meister, auch ich habe die Sontag noch nicht gehört. Wie wäre es, wenn wir — ehe Sie nach Frankfurt a. d. Oder gehn — zusammen die „Italienerin in Algier" hörten? Wir bilden uns dann selber ein Urtheil über diese neue Göttin der Berliner. Vielleicht finden wir dabei die Beruhigung: daß der augenblickliche Raptus nur durch den Reiz der Neuheit hervorgerufen ist — dann wird er schon nach einiger Zeit wieder vorübergehen. Sollten wir aber selber bezaubert werden . . ."

„Nimmermehr!" — sagte Berger. — Aber er fuhr doch am nächsten Abend mit der Mutter und mir in die Königstadt. Wir kamen nur langsam vorwärts, denn die ganze lange enge Königstraße war gestopft voll von Wagen und Fußgängern, die der „Italienerin" zusteuerten.

Endlich saßen wir auf unseren theuren Plätzen. Das elegante Publikum war in fröhlicher Erregung. Ein Summen und Singen „Sontag! Sontag!" ging durch das dicht gefüllte Haus. Freunde und Bekannte drängten sich zu Berger und uns heran und beglückwünschten uns: daß auch wir die Göttliche bald sehen und hören würden! Justizrath Ludolff ließ nicht nach, bis ich seine große Pariser Jumelle angenommen hatte, um durch dies Glas seinen Liebling recht genießen und bewundern zu können. — Er überschlug sich fast vor Entzücken.

Während der Ouvertüre, von dem jugendlichen kleinen krausköpfigen Stegmeyer sehr lebhaft dirigirt, ging das

fröhliche Wogen und Summen ungenirt weiter. „Sie“ stand noch nicht auf der Scene, sie, um derenwillen man ja nur hier versammelt war.

Endlich erschien auf dem Deck des Schiffes eine zarte, jugendlich-graziöse kleine Dame in einem himmelblauen Ueberrock und einem kleinen weißen Federhut, der ein anmuthiges, blühend frisches, mädchenhaft feines Vergißmeinnicht-Gesicht mit blonden Locken, blauen leuchtenden Augen und einem reizenden Kindermündchen umrahmte, das beim lieblich-heiteren Lächeln die schönsten Perlenzähne sehen ließ. Das Ganze, im Stehn und in der Bewegung ein liebliches Bild fröhlicher Jugend und harmonischer Anmuth und Grazie, aber mehr hübsch, als schön.

Mit welchem Jubel wurde sie empfangen, überschüttet mit Blumen und Kränzen! Als sie sich dankend verneigte, strahlte ihr kindliches Gesichtchen in so reinem, vollen Glück, daß man sich unwillkürlich mit ihr über ihre Triumphe freuen und diese ihr von Herzen gönnen mußte.

Und dann öffnete sie das knospende Mündchen, wie ein Waldvögelein sein Schnäbelchen: so natürlich, ungezwungen, absichtslos — und das süßeste helle Vogelgezwitscher jubelte durch das Haus.

Die Stimme war weder voll, noch stark, aber glockenrein, perlenklar, silberhell, wohllautend, besonders in den mittleren Tönen, leicht beweglich, in jedem Ton deutlich artikulirt und von verführerischem Schmelz. Und wie süß wußte sie zu trillern, wie heller Lerchenjubel! Dann wieder brillirte ihre eigenthümlich hohe Kopfstimme in den schwierigsten Passagen und Rouladen — so präzis wie eine zierliche Flötenuhr! Unvergleichlich — bezaubernd sang sie mezza und sotto voce! Und das Alles kam so spielend leicht und mühelos aus dem zierlichen Mündchen hervor, das ich niemals verzerrt gesehn habe — (wie später in häßlichster Weise beim Singen den

Mund der Catalani!) — daß der Hörer sich mit vollem Behagen dem Genuß hingeben konnte.

Lieblich-muthwillig sang und spielte die Italienerin das neckische Duett mit dem ergötzlichen Taddäo-Spitzeder, dessen vis comica selbst die Sontag nicht zu widerstehen vermochte.

Im zweiten Akt erschien sie prächtig gekleidet als Türkin. Am Schluß ihres Gesanges „O mein Lindoro“ — bei den Worten „Lieber Türke! Lieber Türke!“ entzückte sie durch das reinste, zierlichste Staccato — daß der Jubel kein Ende nehmen wollte.

Auch ich war besiegt und stimmte von Herzen in den allgemeinen Beifall ein, wenn ich auch fand, daß man in der Raserei des Entzückens doch des Guten etwas zu viel that.

Freund Berger an meiner Seite thaute auch mehr und mehr auf, lobte das Meiste — tadelte Einiges: wie ihr zu häufiges mezza voce — ihre zuweilen etwas vordringliche Koloratur — Mangel an Geist und Wärme des Herzens... kam aber doch zu dem freundlichen Schluß: „Henriette Sontag ist nicht die größte Sängerin, die ich gehört habe — aber eine der liebenswürdigsten!“ Und — — er floh nicht vor ihr und der Sontag-Raserei nach Frankfurt a. d. Oder! — Dennoch blieb Ludwig Berger dabei und ich mußte ihm damals und kann ihm auch heute nur beipflichten: daß jene wilde Sontag-Begeisterung eine übertriebene und ein Krankheitszeichen jener Zeit war.

Umsonst kämpften einige verständige Leute gegen diesen Sontag-Wahnsinn an. Unter ihnen Rahel. Ihr Urtheil ist so charakteristisch, daß ich es hier wohl dem meinigen gegenüberstellen darf. Rahel schrieb am 25. September 1825 an ihren Bruder Ludwig Robert nach Paris:

„Die vorige Woche sah ich, wie alle hiesigen Einwohner, die „Italienerin in Algier“; Du weißt es, ich ging mit der

günstigsten Meinung hin: für Rossini, für die Mimen und Sänger; ganz unbefangen wenigstens. Solche reine Langeweile, blos mit höchster Ungeduld bis zum Aufspringen habe ich meines Erinnerns beinah noch nicht erduldet. Dies, bei oft mir laute Bewunderung entlockenden, vollkommenen Gesangtheilen. Fangen wir bei Mlle. Sontag, der Italienerin unter den Barbaren an: Engländer erfinden gewiß nächstens eine Maschine, die so vortrefflich singt. Kein Fehlerchen! Ueberlegen der Effekts, wie nur bei Moscheles gefunden werden kann. Höchste Leistung des Kehlchens! Aber — („die Aber kosten Ueberlegung, ich sage: sie sind auch deren Ertrag!") — auch nicht die leiseste Ueberraschung, nicht das sanfteste Fortreißen, oder auch nur Mitziehen des geringsten — auch nur von der Kunstausübung selbst hervorgebrachten Affekts. Glücklichstes Intoniren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadelloseste Ausübung, glücklichste Reminiscenz der Lehrer und Vorbilder, mit Intelligenz aufgefaßt, mit künstlerischer Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Leises Gehör! richtiges Horchen eigner Leistung. Aber, die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemüthsstimmung nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht. Also der tiefbelebende Herzpuls fehlt: und so das, was leicht angebende bewegliche Kehle, lobenswerthe Ueberlegung, richtiger Unterricht im Nothfall ersetzt, oder vielmehr dies Alles erst recht werth und wünschenswerth macht. Aber welcher Held wäre wohl der, der in unsrer großen Stadt, auf unsern großen Plätzen, bei unsern großen Thee's, dies unserm großen Publikum sagte! „Schweigen ist der Rest" — und schreiben: drum ich's Dir, mein Freund — nach Frankreich. Es drängt die Brust das auszusprechen, was wir für wahr halten müssen, und worüber prachtvoller Wahn herrscht. Auch bin ich nicht ganz einsam in meinem Urtheil: drei Herren und eine Dame habe ich sogar auf meiner Seite . . . Auch mit dem Spiel der jungen Schönen

war es nicht so, wie ich aus den paar Bewegungen und Mienen, die sie sehr schön im komischen Duett eines früheren Konzerts anbrachte, schließen mußte. Es blieb in der Rolle der „Italienerin in Algier“ bei diesen Paar Bewegungen und Mienen, und das war durchaus gar zu wenig. Hätte sich das Körperchen ein Exempel an den Augen genommen, so wär' es schon besser gegangen; die waren allen seinen Theilen und dem Ganzen im Spiel weit voraus; die ganze Person aber durchaus angenehm, und hätte sie noch weniger, das heißt: gar nicht gespielt. Angezogen war unsere Schöne allerliebst: ganz exakt, wie Französinnen, als sie noch in dieser Tracht gingen, welches nun unser Publikum wieder nicht goutiren wollte: es wäre nicht reisemäßig; so stiege kein Mensch aus dem Schiff — sie sind zu weit vom Meere! — Warum nicht? — kann man fragen und ich frage es mit. Ein blauer, von starkem Seidenzeug schön gemachter Ueberrock, ein weißer, vollkommen modischer Hut mit wohlangebrachten Marabouts; Schuhe von der Farbe des Kleides auf dem wohlgebautesten Fuße, welches Lob man den Schuhen selbst auch geben kann; die weißen Hände in weißem Handschuh hielten das schneefarbige Batisttuch. Das Ganze vollkommen Dame. Nicht vortheilhaft war ihre Kleidung als Türkin. Zu viel Silber darauf verstreut, welches kein Ganzes bilden wollte: dies noch dazu auf roth und weiß, welches sich zu oft abschnitt und unterbrach: von der Fußspitze bis zum zweifarbigen Turban immerweg so; keine Fresko-Masse für's Auge kam zum Vorschein, der Kaftan von einem steifen Zeuge kurz geschnitten und dabei nach jetziger Mode, mit vielen Falten auf dem Kreuze, anstatt graziös flach, wie ein türkischer Schnitt existirt, den man zur Abwechselung lieber hätte beibehalten können. Nichts weiter Asiatisches, ein Wenig nur von uns Wegversetzendes beibehalten. Das Ganze ein kleiner verwirrender Anblick ... Dies nun hätte

mich nicht in die Ungeduld versetzen können, wohl aber das Ganze der verfehlten Aufführung. Man läßt es Italiener-Opern nach, daß sie ein lockeres Gerüst für Scherz und Musik sind, welches Musiker und Schauspieler mit Lust und Liebe und ununterbrochener Beflissenheit ausfüllen. Wo soll man aber das Gleichgewicht finden, welches zum Anhören und Sitzenbleiben gehört, wenn solch ein losestes Machwerk von Deutschen in ihrem Idiom so aufgeführt wird, daß man jedes Mal, wenn ein Musikstück anhebt, sich verwundert, wo das jetzt herkommt. So wenig wußten sie Alle — außer Spitzeder — einen Einfall des Komponisten vorzubereiten. Weder Ironie der Musik, noch Munterkeit, noch eine der Person angemessene Schwerfälligkeit oder Leichtigkeit, Leichtfertigkeit; kurz nichts, nichts! . . . Die Herren Wächter und Jäger sangen gut. Der arme Spitzeder spielte ganz allein (und erinnerte sehr an Elleviou im Irato.) . . . Mlle. Sontag, wird behauptet, und sehr gern glaube ich es, soll noch in ganz andrem Genre vortrefflich singen. Ich freue mich darauf".

Wenn die Berliner damals dies Urtheil der Frau von Varnhagen gelesen hätten — der wären sicher in der nächsten Nacht ihre sämmtlichen Fenster eingeworfen worden.

Ludwig Robert nannte den Gesang der Sontag scherzend: „Flötengelispel und Nachtigallengewirbel".

Die „Italienerin in Algier" mußte die Sontag auf der Königstädter Bühne 42 Mal wiederholen. Im Ganzen ist sie in den beiden Jahren vom 3. August 1825 bis Ende September 1827 nicht weniger als 211 Mal in 17 verschiedenen Rollen in diesem Theater aufgetreten, zum nie müden Entzücken der Berliner. Auch ich habe sie noch mehrere Mal auf dieser Bühne gehört, so als Bertha im „Schnee", als Angelina in Rossini's „Aschenbrödel", Sophie in „Sargines", Anna in der „Weißen Dame" und als

Mathilde in „Corradino“ — und ich gewann sie immer lieber als Sängerin und als liebenswürdiges, heiteres und trotz der berauschendsten Huldigungen bescheidenes junges Mädchen, nachdem wir uns im geselligen Leben näher getreten waren. Da war sie unbefangen fröhlich und oft kindlich übermüthig. Und welche liebenswürdige, angenehme Kollegin war die Gefeierte, als wir später in öffentlichen Konzerten und in den Vorstellungen bei Hofe neben einander auftraten und ich sogar in der alten Oper „Joconde“ von Isouard mit der Sontag als Hannchen die Edile singen mußte!

Jede Eifersucht war verbannt; wir bewegten uns in denselben Kreisen, tanzten auf denselben Bällen und verlebten besonders unvergeßlich schöne Stunden in dem gastlichen Hause des Justizraths Ludolff im Thiergarten. Dort wohnte die Sontag während eines Sommers und nahm fürlieb mit einem kleinen Gaststübchen, denn sie fühlte sich heimisch in der liebenswürdigen, kunstfröhlichen Familie.

Da wurden Landpartien arrangirt, große Spaziergänge unternommen, getanzt, Charaden aufgeführt, lebende Bilder gestellt — und Henriette war die Unternehmendste und Muthwilligste von Allen. Sie ritt tollkühn und lief sogar auf hohen Stelzen durch den Garten, nicht wenig stolz auf die erlangte Fertigkeit.

Meine Mutter sagte einmal: „Aber, liebes Fräulein, wenn Sie nun ausgleiten und sich wehe thun?“

„Bewahre, Frau Rittmeisterin!“ rief sie hell lachend, und stand einige Sekunden auf einem Stelzfuß, sich an unserem Staunen wie ein Kind ergötzend.

Eines milden Abends saßen wir vor dem Hause traulich plaudernd — da verschwand Henriette unbemerkt, und nach kurzer Zeit öffnete sich das Fenster über uns, und die Arie aus dem „Barbier von Sevilla“ tönte flötengleich in den

Garten hinaus ... Plötzlich unterbrach sie sich — und Mad. Stich als Julie täuschend nachahmend, deklamirte sie mit süßester Stimme:

„O Romeo! warum denn, Romeo?
Verleugne Deinen Vater, Deinen Namen!
Willst Du das nicht, schwör' Dich zu meinem Liebsten,
Und ich bin länger keine Kapulet!
— — — — — — — — — — —
O Romeo, leg' Deinen Namen ab,
Und für den Namen, der Dein Selbst nicht ist,
Nimm meines ganz!"

Ich Wolff-Romeo nachahmend, fiel sogleich ein:

„Ich nehme Dich beim Wort.
Nenn' Liebster mich, so bin ich neu getauft
Und will hinfort nicht Romeo mehr sein!"

— und so spielten wir zum Entzücken Ludolffs die Scene im Berliner Thiergarten, als wölbte sich Italiens Himmel über uns.

Das war der Sontag harmlos heiterste Zeit, wie sie später oft versicherte — und unvergeßlich blieb ihr, wie mir, ein Christabend in Ludolffs traulichem Hause.

Es wurde am Weihnachtsabende uns und einigen Stammgästen Christkindchen bescheert. Unter Blumen hatte man kleine Geschenke versteckt, und unter Lachen und Scherzen wurden dieselben gesucht und gefunden. Als gegenseitig die niedlichen Sachen bewundert wurden, ertönte aus dem Nebensaale: „Kommt a Vögli gefloge, setzt si nieder auf mei Fuß!" ...

„Ach, die Tyroler" — riefen wir freudigst überrascht aus, und lauschten dem herzigen Gesange.

Der freundliche Wirth hatte die Geschwister Rainer aus Fügen im Zillerthal, die damals in Berlin sehr beliebt waren und im Opernhause und bei Hofe gesungen hatten, kommen lassen, was nicht leicht zu bewerkstelligen war, denn

die angesehensten Familien Berlins wünschten ihren Gästen die Tyroler zu produziren. Es waren drei Brüder und ihre Schwester; sie trugen Volkslieder mit wahren Prachtstimmen vor. Nachdem sie: „Steh nur auf, steh nur auf, schöner Schweizerbu'“ gesungen, nahm die Sontag die Tyrolerin an's Klavier, denn sie wollte hören, bis zu welcher schwindelnden Höhe die Stimme derselben reichte. Sie probirten, indem die Sontag Ton für Ton auf dem Klavier antippte und mitsang ... aber bald rief sie lachend: „Ich komme nicht mit!“ Dann gab sie den Bitten der Tyroler nach, setzte sich an's Klavier, auch etwas zu singen. Sie wählte Mozart's göttliches: „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt“. Wir dankten entzückt. Die Tyroler sagten mit größter Ruhe, dabei mit den Köpfen nickend, in ihrem Dialekt: „Du singscht recht arti!“ Unser schallendes Gelächter antwortete auf dies Lob, und Henriette schien es sehr zu amüsiren: artig singen zu können.

Dann mußten die Tyroler uns ihren Ländler zeigen, den wirklichen einfachen Ländler. Der Aelteste tanzte ihn mit seiner Schwester, die beiden Andern sangen die Tanzmelodie dazu; es währte nicht lange, so drehten wir uns sämmtlich nach der gesungenen Ländlermelodie. O wie vergnügt!

Ludolff wollte seinem Abgott Henriette noch einen Triumph bereiten und forderte einen Tyroler auf, zu sagen: welche von uns Damen den schönsten Fuß besäße.

Wir widersetzten uns dem Scherz nicht, um dem liebenswürdigen Wirth nicht die Freude zu verderben, stellten uns in einen Kreis um unsern Richter, jede die Fußspitze zeigend, Henriette ihr Cendrillonfüßchen äußerst graziös neben meinen Schuh placirend.

Der Tyroler faßte seine Aufgabe sehr gravitätisch auf, betrachtete mit größter Ruhe aufmerksam Damen und Fuß-

spitzen, und, o Entsetzen! ertheilte — meinem Fuße den Preis.

Der Justizrath rief verlegen: „Herr Tyroler, Sie haben sich wohl geirrt! Hier, hier" (auf die Sontag deutend) „ist die Dame mit dem kleinsten Fuß!"

Der Herr Tyroler ließ sich aber nicht beirren und entgegnete mit vollkommenem Gleichmuth: „Ja, de do ischt de Klaanschte und hat de klaanschte Fuß! De do aber" (auf mich zeigend) „ischt groß und hat doch e klaane Fuß! Also hat de do den Priß!"

Den Jubel zu beschreiben, der nach diesem salomonischen Urtheil erfolgte, ist kaum möglich; nur der Justizrath und ich stimmten nicht ein, wir waren Beide konsternirt, was der Sontag Fröhlichkeit zu erhöhen schien, denn unter Lachen wiederholte sie öfters: „Ich nehme es ja nicht übel, liebes Fräulein, ha, ha, ha! ich bin de Klaanschte — ha, ha! — und der arme Justizrath kommt nicht zu sich über: de do!"

Beim Gutenachtsagen versicherte die Sontag: „So vergnügt war ich noch nie!" Zugleich lud sie die Tyroler auf den andern Morgen zu sich in ihre Wohnung am Alexanderplatz, dem Theater gegenüber, wo sie mit ihrer Mutter und Schwester Nina wohnte, und gab den fröhlichen Natursängern ein splendides Frühstück.

Auch der König interessirte sich sehr für die Tyroler und ließ sie im Palais singen. Er bedauerte nur, daß man so wenig von den Worten der Lieder verstehe, und forderte den Vorsänger auf, ihm einige Verse zu verdeutschen, er wolle sie für die Hofgesellschaft drucken lassen ...

Als dann aber der Tyroler in größter Unbefangenheit „verdeutschte":

„Ein hübsche warme Kuhd ....
Ist Sommer und Winter guet:
Im Winter gibt's a Schlafmütz,
Im Sommer gibt's a Huet!"

— da sagte der König lachend: „Doch lieber nicht drucken lassen!“ —

Die Tyroler gingen dann nach England und sangen auch dort bei der Herzogin von Kent und in den vornehmsten Gesellschaften. —

Gegen ihre Mutter und die junge herzensgute Nina war Henriette Sontag die liebevollste, aufopferndste Tochter und Schwester.

Die Mutter war eine gescheidte Frau und routinirte Schauspielerin. Auch jetzt noch, während Henriettens Gastspiel in Leipzig im Mai 1825, war Frau Franziska Sontag auf der vom Hofrath Küster trefflich geleiteten Bühne als Maria Stuart, Baronin Waldhüll und als Elsbeth in den „Drei Wahrzeichen“ mit Erfolg aufgetreten, ohne gerade das Publikum mit sich fortzureißen. Ich habe sie im Königstädter Theater einige Mal spielen sehen, geschickt und verständig, aber ich vermißte bei ihrem Spiel doch den erwärmenden Pulsschlag des Herzens. Auch hatte sie sich bei ihrer gradezu beängstigenden Kurzsichtigkeit angewöhnt, in störender Weise immer die Augen zuzukneifen — und das machte die arme Nina ebenso.

Als Mutter Sontag erst mit uns vertrauter geworden war, erzählte sie gern aus ihrer Vergangenheit — in ihren vielen Herzens-Angelegenheiten sogar mit erstaunlicher Offenheit.

Schon in ihrem fünfzehnten Jahr hatte Franziska Marklof den Schauspieler Franz Anton Sontag, Mitglied einer Wandertruppe, in Aachen geheirathet. Er war als Buffo sehr beliebt. Franziska spielte muntere Liebhaberinnen und sang mit angenehmer Stimme in Singspielen und kleinen Opern. Im Winter 1805/6 spielten Beide in Koblenz. Dort wurde Frau Franziska „am 3. Januar 1806, Morgens 6 Uhr, von einem Töchterlein entbunden, welches eine

Nachbarin, Mademoiselle Gertrudis Löf, über der Taufe hielt, und das die Namen empfing: Gertrudis Walpurgis Sontag" — wie es in dem Civilstandsregister von Koblenz heißt.

Diese Gertrudis Walpurgis Sontag soll unsere weltberühmte Nachtigall sein, die später — aus irgend einer Laune — den Vornamen Henriette, genannt „Jette", annahm.

Die Worte hör' ich wohl — allein mir fehlt der Glaube! Ich habe vielmehr verschiedene Gründe, zu glauben: daß Henriette um einige Jahre früher geboren, als Wunderkind von der klugen Mutter um 2—3 Jahre jünger gemacht und ihr Taufschein mit dem der jüngeren, früh gestorbenen Schwester Gertrudis Walpurgis einfach vertauscht wurde! — So sagt Eduard Genast in seinem „Tagebuch eines alten Schauspielers" nach den Berichten eines Freundes der Familie Sontag, der die Töchter Henriette und Nanni (später Nina) als Kinder kannte: Henriette sei 1804 geboren. Und Karl von Holtei, der in den Tagen des Berliner Sontagfiebers leidenschaftlich für die schöne Henriette glühte und sehr intim mit ihr verkehrte, gibt 1803 als ihr Geburtsjahr an.

Doch gleichviel! Von der kleinen Henriette erzählte die Mutter: Ich ging mit dem zarten Kinde zu einer Wahrsagerin und die prophezeite mir: des Kindes Ruhm wird einst durch die ganze Welt schallen — weit über Länder und Meere! — Schon mit sieben Jahren spielte und sang Jettchen, ein reizendes munteres Kind, mit Beifall die Lilli im „Donauweibchen". Bald darauf starb ihr Vater, der das Unglück gehabt hatte, sich auf der Bühne das Bein zu brechen. Frau Franziska fand ein Engagement an der Hofbühne in Darmstadt, das aber nicht von Dauer war. Sie übergab ihre kleinen Töchter Henriette und Nina ihrer Mutter in Mainz und zog in die Welt hinaus, ein neues Engagement zu suchen. Iffland war so von ihrem Gastspiel in Berlin

befriedigt, daß er Franziska Sontag engagiren wollte, aber er starb darüber. Frau Franziska fand endlich ein Engagement unter Liebich's Direktion in Prag. Dahin folgten Henriette und Nina der Mutter von Frankfurt a. M. ganz allein mit der „fahrenden Post“, von Station zu Station, von Kondukteur zu Kondukteur weiter spedirt. Eine traurige Fahrt! Wie oft muß Henriette an diese Reise zurückgedacht haben, als sie später mit dem Luxus einer Fürstin ihre Triumphzüge durch die Welt hielt!

In Prag debütirte die kleine Henriette mit zwei Arien in Wranitzky's „Oberon“ so glücklich, daß Direktor Liebich sie im Konservatorium, besonders von der trefflichen Gesanglehrerin Mad Czegca, zur Sängerin ausbilden ließ. Im Mai 1818 sang sie schon mit Beifall den Benjamin in Mehul's „Joseph in Aegypten“. Zwei Jahre später feierte sie ihren ersten großen Triumph als Prinzessin in „Johann von Paris“. Alle Welt war entzückt von ihrer silberhellen Stimme und ihrem reizenden Persönchen.

Am entzücktesten aber war der schöne Lieutenant Wilhelm Marsano, bei allen Pragerinnen als „der Unwiderstehliche“ bekannt, zugleich der Dichter mancher hübschen Theaterstücke. Er war Jettchens erster — geliebter Verehrer, bis sie 1820 auf vier Jahre als deutsche und italienische Primadonna nach Wien ging. Dort wurde Lieutenant Wilhelm Marsano durch den feschen Kavalier Graf Eduard Klam-Gallas aus der Gunst der Sängerin verdrängt. — In Berlin war Anfangs Karl von Holtei, dann der englische Gesandte Lord Clanwilliam der glühendste Verehrer der schönen Henriette, und er galt lange als der meistbegünstigste — bis ein schöner talentvoller Violinspieler der Theaterkapelle den edlen Lord ausstach.

Henriette Sontag war nicht frei von Koketterie und der Lust an — Massenverehrung. Aber wer hätte ihr deswegen

zürnen mögen? Es machte ihr nun mal ein kindisches Vergnügen, immer mehr und immer neue Anbeter um sich herum „zappeln“ zu sehen. Goethe hätte „Lili's Park“ auch auf Henriette dichten können:

„Ist doch keine Menagerie
So bunt, als meiner Lili ihre!
Sie hat die wunderbarsten Thiere,
Und kriegt sie' rein, weiß selbst nicht wie,
O, wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal
In niegelöschter Liebesqual . . .

Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsamfeuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht
Und wieder flieht . . .“

In dieser bunten Menagerie fehlte sogar — König Löwe nicht, dem Henriettens süßer Gesang und reizendes Persönchen, das sich auf der Bühne und Gesellschaft vortrefflich zu produziren wußte, ihr lockendes Augenspiel, kindliches Geplauder und zierlichste Koketterie es bedenklich angethan hatten . . . ohne daß er jedoch aus angeborener Schüchternheit für sich einen Löwenantheil an ihrer Gunst begehrt hätte.

Auf die verliebte alte und junge Sontag-Garde werde ich bald zurückkommen.

Auch Mutter Sontag mochte noch nicht dem süßen Herzensspiel entsagen. Aber bei ihr wurde die Liebe zur gefährlichen blinden Leidenschaft. Sie hatte damals ein stadtkundiges Verhältniß mit dem vorzüglichen Schauspieler Wegener der Königstadt. Man sprach sogar von einer Heirath. Da starb der Geliebte. Er war der Vater Karl Sontags, des heute beliebten Bonviant der

Bühne. — Von seiner Franziska zwölf Kindern hat der arme Franz Anton Sontag manche nicht mehr erlebt.

Wie verschieden war die junge Nina Sontag von Mutter und Schwester! Ich glaube, sie hat nie einen Verehrer gehabt und nie einen verlangt. Sie war schon als ganz junges Mädchen merkwürdig ernst und verschlossen und alt über ihre Jahre hinaus. Wir nannten sie nur „das Großmütterchen“. Sie spielte kleine Rollen, aber ohne Lust und auch ohne sonderliches Talent, nur der Mutter und Schwester zu Liebe. Denen war sie mit einer wahrhaft selbstlosen Liebe ergeben. Sie hat bei den berauschendsten Triumphen Henriettens sicher nie geseufzt: Warum bin ich nicht so schön — so talentvoll — so gefeiert? Sie freute sich innig über der Schwester glänzende Erfolge. Sie war die neidloseste, treuste Seele, schon damals als Katholikin einer schwärmerischen Frömmigkeit ergeben und von Gewissensbissen über ihr gottloses Weltleben gepeinigt. Als sie einst gefragt wurde, welches ihr höchster Wunsch sei, antwortete sie sanft, mit niedergeschlagenen Augen: Ruhe und Frieden — fern von der Welt! — Der Wunsch ist ihr später erfüllt worden.

Lebhaft erinnere ich mich eines für Mutter Sontag nnd ihre beiden Töchter sehr charakterischen Gesprächs. Henriette hatte einst nur leise den Wunsch geäußert, die damals wegen ihrer herrlichen Blumen und wilden Thiere sehr berühmte Pfaueninsel bei Potsdam, den Lieblingsaufenthalt ihres königlichen Gönners zu besuchen — so arrangirte der Matador aller Sontag-Verehrer, Justizrath Ludolff, sogleich eine große Land- und Wasserpartie dahin. Auch meine Mutter und ich wurden dazu geladen. Am herrlichen Sommermorgen in aller Frühe brachen wir zu Wagen auf. An der Glinicker Brücke wurden festlich bewimpelte und bekränzte Gondeln bestiegen. Mit Gesang landeten wir an der schönen Insel. Der Vormittag ging unter ländlichen Spielen und Spazieren-

gehen hin. Auf einem großen Rasenplatz wurde gespielt: „Eins, zwei, drei, das erste Paar herbei!“ — „Ich hab' verloren meinen Schatz, ich werd' ihn suchen müssen!“ — „Bäumlein verwechseln“ — „Reifenspiel“ — „Hahnenschlag“ — „Blindekuh“ — u. dgl. Henriette war im Laufen und Springen die Munterste und Gewandteste — zum Entzücken ihrer alten und jungen Garde — aber auch zu deren geheimer Angst: daß die süße Nachtigall sich zu sehr echauffiren und sich Schnupfen und Heiserkeit zuziehen könne. Aber sie lachte über alle Besorgnisse mit ihrem hellen klingenden Lachen: „Ach, das thut der Jette nichts! Und ich bin ja so vergnügt!“

Bei dem glänzenden Diner unter den alten Linden und bei schäumendem Champagner kam natürlich das Gespräch auch auf das Kapitel der süßen Liebe — und zuletzt auf Küsse im Allgemeinen und Handküsse im Besonderen.

Mutter Sontag sagte dezidirt: „Noch nie habe ich einem Manne die Hand geküßt, selbst, wenn ich wahnsinnig liebte, — und nie, nie werde ich mich dazu herablassen!“

„Aber warum denn nicht, Mutter?“ warf Henriette heiter ein. — „Einem geliebten und verehrten Gatten würde ich gern die Hand küssen, ohne mir etwas zu vergeben!“

Die ganze alte und junge Garde schrie händeklatschend enthusiastisch: „Bravo! Bravo! Himmliches Wort! Süßer Engel!“ — und verlangte nun, daß jede Dame an der Tafelrunde über dies küssige Thema ihre Meinung äußere.

Nina Sontag sagte ganz großmütterlich: „Ich habe über das Küssen keine Meinung und noch nie darüber nachgedacht. Doch glaube ich sicher: Ich werde nie einem Manne weder Mund noch Hand küssen, ebenso wenig, wie er mir — denn ich werde nie heirathen!“

Wir Alle lachten über diese seltsame Antwort des sechzehnjährigen Mädchens und ihren großen Ernst dabei. Und doch sprach die junge Nina die Wahrheit!

Als an mich die Reihe kam, sagte ich kühnlich: „Wenn ich einen zwanzig Jahre älteren Mann heirathen müßte, weil er mir oder den Meinen große Opfer gebracht, so würde ich ihm aus Dankbarkeit gern die Hand küssen, vielleicht lieber sogar, als den Mund. Ein junger Gatte aber müßte mir die Hand küssen!"

Natürlich schrie die ganze Sontagsgarde: Die göttliche Henriette habe den Vogel abgeschossen!

Mein Bruder Louis, dem ich dieselbe Gewissensfrage brieflich vorlegte, schrieb mir seine Antwort in vier Zeilen, die ich bei nächster Gelegenheit unserer Tafelrunde zum Besten gab:

„Der Mund schlägt mit dem Kuß die Brücke
Zum vielbelobten Ehestand;
Doch sicher führt er nur zum Glücke:
Führt Beider Herz den Mund — zur Hand!"

Die liebe Leserin möge selber die Entscheidung treffen — für ihren besonderen Fall! —

Wahrhaft rührend war Henriettens Liebe zu ihrer jüngeren Schwester Nina. Diese Liebe war sogar so blind, daß la diva bei jeder Gelegenheit laut behauptete: Nina's Stimme und Gesangstalent ist viel bedeutender, als meine eigenen Mittel! Nina wird mich bald auf der Bühne verdunkelt haben — durch Schönheit, Gesang, Spiel und Ruhm! — Und wer nur eine leise Einwendung wagte, der wurde von Henriette gehörig abgetrumpft.

Henriette Sontag bewies überhaupt bei jeder Gelegenheit eine große Gutmüthigkeit und Herzensgüte. Ich habe sie einst sehr abgespannt und müde aus der Probe im Königstädter Theater kommen sehen. Erregt sagte sie zum Justizrath Kunowsky:

„Ich kann morgen nicht als „Weiße Dame" auftreten! Ich kann überhaupt nicht so oft singen. Sie muthen meinen

Kräften zu viel zu. Ich werde krank werden. Bitte, bestellen Sie die „Weiße Dame“ für morgen ab!“

Als aber Kunowsky von dem großen Schaden sprach, welcher der Direktion aus dieser Absage entstehen werde, da bereits sämmtliche Billets für morgen vergriffen . . . da trat die reizendste weiße Dame von Avenel doch am andern Tage auf.

Nur ein Mal machte Henriette der Königstädter Direktion doch einen Strich durch die Kassa-Rechnung: einem alten Freunde zu Liebe!

Moscheles schreibt darüber am 21. November 1826 in sein Tagebuch:

„Konzerttag . . . Frl. Sontag, die mir nicht positiv helfen durfte, — (weil die Königstädter Direktion ihr Singen außerhalb des Theaters verweigerte) — that es negativ, indem sie sich heiser meldete, statt im „Sargin“ zu singen; sie ging mit meiner Frau ins Konzert . . . Als ich der gefeierten Sängerin dankte, sagte sie mit dem ihr eigenen lieblichen Lächeln: Aber lieber Moscheles, sollte denn eine alte Wiener Freundin nicht die Kabalen eines Theaterdirektors vereiteln helfen? s' Jettel ist immer noch's Jettel!“

Wahrhaft großherzig aber benahm Henriette sich gegen eine alte Rivalin, die ihr früher viel Herzweh zugefügt hatte.

Einst hörte sie unter den Linden ein kleines zerlumptes Mädchen im echten Wiener Dialekt Bäuerle's populäres Lied singen: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien“, das durch Holtei's „Wiener in Berlin“ auch an der Spree beliebt geworden war. — Henriette gab der kleinen Sängerin eine Gabe und fragte sie freundlich nach ihren Verhältnissen, ihren Eltern und wie sie nach Berlin gekommen . . .

Da erzählte denn das Kind treuherzig: „Ich bin in Wien geboren. Meine Mutter ist sehr arm und blind. Sie war einst eine große prächtige Sängerin — sie heißt Amalie Steininger . . .“

Amalie Steininger! Mit welcher Bewegung hörte Henriette Sontag diesen Namen! Amalie Steininger, die Wiener Primadonna hatte die junge Henriette Sontag, als sie von Prag nach Wien gekommen, vom ersten Tage an mit Neid und Bosheit, mit Intriguen und Kabalen verfolgt und nicht geruht, bis sie die reizende, liebenswürdige Kollegin aus Wien fortgebissen ... und nun war diese alte Feindin eine blinde Bettlerin ... Aber Henriette triumphirte nicht. Mit einer Thräne im Auge suchte sie die alte Kollegin auf, erinnerte mit keiner Silbe an die alten Wiener Zeiten und sorgte großmüthig für die arme Blinde bis an ihr Ende und für die Erziehung der Tochter!

Neben so viel Licht — darf ich auch wohl auf kleine Schatten hinweisen.

Außer ihrer fein berechneten Koketterie wüßte ich an Henriette Sontag nur noch eine Schwäche zu tadeln — eine seltsame Leidenschaft, die sich damals schon sehr bemerkbar machte und die später der Gräfin Rossi so viele bittere sorgenvolle Stunden bereiten sollte ... ja, die vielleicht mit die Veranlassung war, daß die Frau Gesandtin wieder — für Geld singen mußte ... die Leidenschaft für — — das Spiel! Während der belebtesten Gesellschaft, des rauschendsten Balles konnte Henriette sich mit dem galanten russischen Gesandten Alopeus in einem Nebenzimmer an den Spieltisch setzen und mit fieberhafter Hast und wohl 20 Spiel Whistkarten das damals sehr beliebte Rabusche spielen — Stunde auf Stunde!

Aber auch das fanden die Sontag-Schwärmer genial — entzückend — himmlisch ... und wie die damaligen Sontag-Epitheta alle heißen.

Da — plötzlich — im März 1826 fiel aus heiterem Himmel wie ein eisiger Hagelschauer in das fieberglühende sontägliche Berlin ein Büchlein von elf Druckbogen, mit dem Titel:

„Henriette, die schöne Sängerin. Eine Geschichte unserer Tage. Von Freimund Zuschauer. Leipzig, F. L. Herbig, 1826.“

War das ein Lärm und ein Jammer, als sollte die Welt untergehen! Die alte und die junge Sontag-Garde wüthete durch die Stadt und suchte racheschnaubend nach dem schändlichen Pamphletisten. Die schöne Henriette weinte und lief händeringend zu ihrem allerhöchsten Gönner in's Palais und flehte um Schutz und Genugthuung ... Der gute König ließ sogleich das Buch in ganz Preußen confisciren und verbieten ... Die enragirtesten Sontag-Enthusiasten fuhren mit Extrapost nach Leipzig und kauften den Rest des vermaledeiten Pamphlets auf und überlieferten es feierlich den Flammen ...

So ist „Henriette, die schöne Sängerin“ eine große literarische Rarität geworden. Damals gingen die wenigen übrig gebliebenen Exemplare verstohlen von Hand zu Hand und wurden heimlich verschlungen. Man sprach in Berlin wochenlang nur noch von diesem „Attentat“.

Heute begreifen wir das Alles kaum und lächeln über die Harmlosigkeit des Büchleins. Wir sind in unseren Witzblättern und polemischen Broschüren stärker Gepfeffertes und Gesalzenes gewohnt. Ja, unsere modernen Sängerinnen würden entzückt sein, wenn ein Literat für sie elf Bogen solcher Reklame schriebe, wie für die schöne Henriette. Nur Liebes und Gutes, wenn auch nicht immer Zartes, weiß Freimund Zuschauer über die gefeierte Sängerin zu sagen und sein Witz und Spott trifft nur das Heer der Verehrer, die ja vor 50 Jahren allerdings an nicht gelindem Sontag-Wahnsinn litten. Aber auch dieser Witz und Spott klingt uns heute noch harmlos.

Doch der Leser möge selber urtheilen. Ich finde unter meinen Papieren noch ein Exemplar der „schönen Henriette“, das damals dem allgemeinen Auto—da—fé entgangen ist.

Ich lasse hier das Charakteristischste folgen. Zunächst den wörtlichen Anfang, mit meinen Erläuterungen in Klammern:

„Die Oper (im Königstädter Theater) war zu Ende. Doch der rauschende Beifall, der die Talente der jungen Sängerin Henriette, die als neu engagirtes Mitglied zum ersten Mal aufgetreten war, anerkennend ehren sollte, schien kein Ende nehmen zu wollen. Immer neu widerholte sich das schallende Getöse tausend bewegter Hände und dazwischen ertönte der unablässige Ruf des Namens der Schönen. Endlich rollte der Vorhang wieder auf. Die Holdselige erschien in all' der Anmuth, durch die sie den ganzen Abend über entzückt hatte. Gegen den Lärm, der sich jetzt erhob, war das vorige Getöse eine Todtenstille zu nennen. Jeder überließ sich dem lautesten Ausbruch seines Entzückens. Die junge Sängerin allein kam nicht zu Worte und mußte mit stummen Verbeugungen zurücktreten; doch ihre vor Freude glänzenden Blicke sagten deutlich, was sie empfand. Allein fast noch deutlicher sprachen die Blicke sämmtlicher jungen und alten Herrn im Schauspiel; keiner, dem nicht der Liebesgott spöttisch aus den Augen gesehen hätte. Sogar der alte Feldmarschall von Rauwitsch (General von Brauchitsch, Kommandant von Berlin), auf dessen unter Feldzügen ergrautem Haupt kaum noch einiges Haar zu zählen war, sogar der schien noch im späten Alter von einem Pfeil getroffen worden zu sein, gegen den er sich vielleicht zu sicher gepanzert glaubte. Denn nicht nur die Brust hatte er mit hartem Erz gegen Amors Schüsse zu waffnen gesucht, nein, seine Vorsicht ging weiter, sogar das Gesicht, die Nase nicht ausgeschlossen, hatte er mit Bacchus Hülfe, der in Kupfer besser zu arbeiten versteht, als Vulcan, mit einem purpurartigen Ueberzug jenes röthlichen Metalles gedeckt. Die Augen, um auch dort sicher zu sein, hatte ihm derselbe gütige Gott Bacchus verglasen helfen. Doch Amor, der Alliance

spottend, war dennoch eingedrungen; wie, das wissen die Götter; allein unbezweifelt war es, denn der Adjutant hörte den Marschall im Heraustreten aus der Loge sagen: „Drei Tage wollte ich keinen Pontac riechen, wenn ich einen Kuß von dem kleinen Teufelskinde dafür einhandeln könnte!" Und einen höhern Schwur that er nie. — Aehnlich war es dem Major Kegelino (Zechelin) ergangen, der, auf dem Kasino fast eingerostet, sich dies Mal doch hatte überreden lassen, die Partie zu versäumen und die Oper zu verträumen. Denn gehört hatte er wahrscheinlich nichts, so hatte die junge reizende Sängerin ihn verblendet, ja betäubt. Als er in den Wagen stieg, rief er dem Kutscher zu: „Nach dem Königstädter Theater!" — aus dem er nämlich eben kam . . .

Noch mehr als diese aber waren zwei Königliche Räthe, Hemmstoff (Hermstorff?) und Wicke (Wilke), innige Freunde durch kunstverwandte Gesinnung und theaternachbarliche Gewohnheit des Daseins und des Klatschens, — noch mehr, sage ich, waren diese von der Wundererscheinung entzückt. Wicke ließ sein schwärmerisches Auge noch ein Mal auf dem gefallenen Vorhange weilen, dann sprach er: „Freund, was ist das Leben ohne Liebesglanz? O, wie versteh ich jetzt den zarten sinnigen Dichter!" — „Wahr, sehr wahr!" entgegnete Hemmstoff, und suchte vergeblich mit der Hand durch das Scheitelhaar zu fahren; (denn die Sense der Zeit hatte ihm diese stattliche Zierde abgemäht und nur aus alter Gewohnheit machte er noch diese Bewegung nachlässiger Eleganz), wahr, sehr wahr spricht der Dichter. O, ich fühle einen verdammten Hunger. Essen wir unten in der Restauration . . ."

Dort findet sich nun die ganze alte und junge Sontag-Garde bei Austern und Champagner ein, singend das Lob der schönen Henriette. Ein französischer Abbé mit noch stärkerem Mondschein, als Hemmstoff, ein großer magerer

Mann im blauen Frack, mit einem Ordenskreuz im Knopfloch, grauem zierlich frisirten Haar, rothem Gesicht, in tausend Falten gekniffen, gekleidet wie ein Elegant von 25 Jahren. Man titulirte ihn Oberst-Lieutenant (v. Treskow). — Dann der junge Regisseur vom Königstädter Theater — Karl von Holtei. Dieser schildert sehr ergötzlich, wie alle Kunstmäcene Berlins, besonders die mit Namen, entlehnt den Thieren des Waldes, (Herz Beer, Martin Ebers) nach Leipzig reis'ten, um die schöne Henriette dort zu hören, daß die Regierung eine staatsgefährliche Verbindung fürchtete und die Pässe nach Leipzig bis auf Weiteres verweigerte und die Leipziger Stadtsoldaten zuletzt keinen Bär und Hirsch mehr passiren lassen wollten. Wicke ergeht sich noch in der elegischen Schwärmerei: „O die süße, unaussprechlich süße, holde, liebreizender Eigenschaften reichest begabte Sängerin! Sie sieht uns lächelnd an und lächelt wieder und wir weinen, halb vor Entzücken, halb vor Schmerz!"

Das dritte Kapitel „Kabale und Liebe" zeigt uns die Primadonna Karoline (Seidler-Wranitzky) und die erste Liebhaberin Auguste (Stich-Dühring) in Thränen und Noth wegen der Triumphe der schönen Henriette. Alle ihre Verehrer ziehen an deren Triumphwagen mit und in der Alexanderstraße vor No. 70, wo die Sontag wohnt, wird es von Equipagen gar nicht leer. Der Baurath Rahmer (Krahmer), der trippelfüßige Graf Sellin (Schwerin), der Justizrath Udorf (Ludolff), der Banquier Rehlinger (Krelinger), dessen langer Sohn mit der Brille und dem Carbonari-Mantel, (der spätere Gatte der Stich) — der Lord Monday (Clanwilliam) — sie Alle, Alle und noch viele Andere liegen zu Henriettens Füßen. Die Verlassenen beschließen: Kritiken gegen Henriette und Gedichte für sich fabriziren zu lassen. Man denkt dabei an den Rezensenten Scillibold Avecca (Willibald Alexis) und den Redakteur Quark (?), der eine verrückte Oper ge-

schrieben hat und immer in Schuhen und weißen Strümpfen und einem kaffeesurrogatfarbenen Ueberrock erscheint. Für die Lobgedichte wird der Kritikus und Poet Rennstein (Rellstab) in Aussicht genommen — „ein dicker Jüngling mit einem Schnurrbart und einer großen Brille. Er thut etwas weise und rümpft über Alles die Nase“. — Karoline: „Derselbe; doch läßt sich mit der Nase eben nicht viel rümpfen, da sie etwas breit gerathen ist!“ — Dann Saffian (Saphir) „ein äußerst witziger, scharfsinniger Kopf mit seinem Blatt „Höllenpost“ (Schnellpost). Der finstere Raupenbach (Raupach) soll einen ernsten Aufsatz gegen Henriette verfassen, ebenso Puckbulz (Spuckschulz), Ruhwitz (Gubitz) soll in seinem Blatt „der Menschenscheue“ (Freimüthige) Lobgedichte auf Karoline und Auguste drucken, Arion Sirius (Ludwig Robert ?) in Gesellschaften Spottgedichte gegen Henriette improvisiren, Quintus Curtius Rufus (Friedrich von Uechtritz) eine neue parodirte Lebensgeschichte des Alexander auf den Phönix des Alexander-Platzes schreiben, — und Karolinens einzig treu gebliebener Verehrer, der bleiche Jüngling im blauen Ueberrock (ein Referendar, der später Karolinens Tochter heirathete) soll für Beide fechten . . .

In dem Salon der Sängerin finden wir alle ihre Getreuen wieder, darunter den sich flegelnden Lord Monday (Clanwilliam, englischer Gesandter in Berlin) und den eleganten Grafen Regenbogen. Vor Allen zeichnet die Sängerin aber einen jungen unbekannten Musikus Werner aus. (Violinist des Orchesters).

Da tritt der Direktor des Königstädter Theaters, Brückbauer (Justizrath Kunowsky, der die „Roch-Brücke“ über den Königsgraben gebaut hatte) ein, blaß, mit Blut bespritzt und erzählt: „Soeben war ich im Büreau bei meinem Kassirer und befragte ihn, wie es mit dem Verkauf der Billets zu der morgenden Vorstellung, in der Sie, theuerste Henriette

zum ersten Mal in der Rolle der Amande auftreten werden, beschaffen sei. Ich erhalte die freudige Antwort, daß nur noch ein einziges Billet zu haben ist. In diesem Augenblick treten zwei Offiziere, der Lieutenant Spitzdegen (v. Witzleben), ein gewandter Tänzer und Fechter, und der Lieutenant Maulbeer, sein Busenfreund, zugleich ein. Beide fragen, wie aus einem Munde, ob sie noch Billets zu der Amande haben können. Der Kassirer zeigt achselzuckend das letzte vorhandene. Wie Harpyen auf das Königsmahl stürzen beide darauf los. Streit erhebt sich; wir wollen vermitteln; vergeblich! Die Degen blinken schon in der Hand beider gewandten Fechter; umsonst springen wir dazwischen. Schnell wie der Blitz fallen die Hiebe, wie Hagel so dicht; — und ehe eine Minute verflossen war, lag Maulbeer von einem furchtbaren Hiebe getroffen, blutend am Boden und Spitzdegen, der auch nicht ohne Wunde davongekommen war, spießte triumphirend das Billet auf den Degen und schritt mit der theuren Beute hinaus!“ — Henriette fällt in Ohnmacht.

Ein anderes Duell folgt. Der Sängerin Karoline todblasser Verehrer im blauen Ueberrock, Agrippinus, fordert im Lokal des Hoftraiteur (Jagor) die Beleidiger seiner Schönen — die glühendsten Verehrer Henriettens: den Oberstlieutenant, den Rath Wicke und den Banquier Haifisch. (?)

Das Duell findet in Stralau statt. Wicke und Haifisch rüsten sich trotz der Sommerhitze dazu gegen Hieb und Stich mit 3 Paar Rehledernen und wollenen Nachtkamisolen und dicken seidenen Halstüchern. Hayfisch bekommt einen „Schmiß“ auf sein Hintertheil — aber nur seine wollene und lederne Rüstung leidet ein wenig Schaden. Das Duell ist vorbei. Das Friedensfrühstück wird in Stralau eingenommen. Dort ist grade Henriette mit ihren Verehrern zu einer Landpartie erschienen, die Lord Monday arrangirt hat. Der Lord hat

unterwegs Malheur gehabt, indem er von einem Zuge Kanoniere, deren Kanonenwagen seinem Pferde den Weg versperrten, nach einigen englischen Handgreiflichkeiten — Prügel bekommt. (Faktum!) Man spielt auf der Wiese allerlei kindliche Spiele: Katze und Maus, Drittenjagen, Witwerspiel, — wobei der Rath Wicke und Banquier Haifisch in ihren dreifachen Rüstungen entsetzlich schwitzen. Der Tag wird mit Wasserfahren beschlossen. Das Boot schlägt um — Alle fallen in's Wasser — aber Niemand ertrinkt.

Werner und Henriette lieben sich. Die schöne Sängerin will die Bühne verlassen und nur noch ein Abschieds-Konzert geben. Haifisch und Wicke bieten ihr gleichzeitig die Hand zum reichen Bunde. Doch Henriette bleibt ihrem Werner treu — und der ist dafür ein reicher verkleideter Graf — Klammheim (Klam-Gallas).

Die schöne Karoline heirathet ihren bleichen Ritter Agrippinus und Auguste den Rath Hemmstoff. — So endet diese „furchtbare Satire“ wie ein albernes Lustspiel.

Der Verfasser schließt mit den Worten: „In meiner muntern Laune habe ich Manchen zum Besten gehabt, oder vielmehr nur über seine Thorheiten gespottet. Wer sich dazu bekennt, wird auch nicht klagen dürfen, daß man darüber lacht. Wer sich der Thorheit nicht bewußt ist, ist auch nicht gemeint gewesen. Und so hoffe ich, wird mir Niemand grollen, denn wie der Dichter sagt:

Keinen hab' ich kränken wollen,
Allen hat es gelten sollen!“

Aber wie haben sie ihm gegrollt! Wie haben sie nach dem unbekannten Verfasser geforscht! Zuerst glaubte man allgemein: Saphir sei der Verbrecher. Aber der vermochte sich leicht zu rechtfertigen, indem er sagte: „Hätte ich „Henriette, die schöne Sängerin“ geschrieben, so hätte ich sie

besser und witziger und schärfer geschrieben. Man kann mir aufs Wort glauben, daß die Sontag und ihre Garde unter meiner Feder nicht so gut davon gekommen wären!" — Und man durfte ihm das glauben.

Dennoch erhielt er gleich nach dem Erscheinen des bösen Buches eine allerhöchste Sontag-Verwarnung. Varnhagen schreibt darüber am 16. April:

„Die Sängerin Mlle. Sontag hat sich an den König gewandt und ihn gebeten, sie vor den Angriffen, die sich Herr Saphir in seiner „Schnellpost" unaufhörlich gegen sie erlaube, zu schützen. Der König hat eine Kabinetsordre an den Minister Schuckmann erlassen und dieser ein Reskript an Saphir, worin ihm alle persönlichen Angriffe und namentlich gegen Mlle. Sontag verboten werden . . ."

Dann hieß es: „Karl von Holtei ist der Verfasser, er hat sich besonders an Lord Clanwilliam dafür rächen wollen, daß der reiche Engländer den armen deutschen Poeten im Herzen der schönen Sängerin ausgestochen hat! — Auch ist Holtei in dem Buche der Einzige, der gelobt wird!"

Lord Clanwilliam suchte Holtei mit seinen Blicken zu durchbohren — und grüßte ihn nicht mehr.

Endlich mußte Ludwig Rellstab sich als Verfasser bekennen. Jetzt stürmte die ganze Sontag-Garde auf ihn ein. Er erhielt — ich weiß nicht, wie viel Herausforderungen. Sein väterlicher Freund Ludolff kündigte ihm die Freundschaft. Lord Clanwilliam strengte durch das auswärtige Ministerium beim Kammergericht einen Prozeß gegen ihn an, Rellstab wurde in zwei Instanzen als „Pasquillant" verurtheilt und erhielt drei Monate Festung, die er im Sommer 1828 in Spandau verbüßte.

Mit den Jahren aber überwand „Henriette, die schöne Sängerin" auch Rellstabs kritischen Zorn — und er wurde in der „Voss. Ztg." ihr wärmster Bewunderer.

Lord Clanwilliam verschwand nach diesem Skandal auf einige Zeit aus Berlin — dann kehrte er in alter Glut zu den Füßen seiner Göttin zurück. Er gab ihr und der Catalani ein glänzendes Souper und man sprach allgemein davon: Henriette Sontag werde nächstens Lady Clanwilliam sein!

Bei ihren Verehrern — und dazu gehörte ja ganz Spree-Athen — wuchs nach „Henriette, die schöne Sängerin" die Sontag-Schwärmerei nur noch enthusiastischer ... Die Einzige — Unvergleichliche — Himmlische war ja zugleich eine — — Märtyrin geworden! —

* * *

Und dann kam ein Tag der tiefsten Sontag-Trauer für ganz Berlin. Henriette Sontag nahm am 29. Mai 1826 als „Aschenbrödel" von der Königstadt Abschied. War es auch nur ein Abschied auf einige Monate — so war es doch eine bittere Scheidestunde. Hatte die alte und die junge Sontags-Garde früher in jubelndem Entzücken gerast — so raste sie jetzt in Trennungsweh ...

Wie viel Dutzend Mal Henriette an jenem Abend wieder vor die Lampen gerufen — geseufzt — geweint ist? Wie viel Fuder von Blumen — wie viel Flaschen von Eau de Cologne — wie viel Hunderte von Gedichten über sie ausgeschüttet wurden? Wer dachte an jenem wehmüthigen, thränenreichen Maienabend an trockene Zahlen! Nur Karl von Holtei, der trotz seiner kleinen Liebes-Niederlage durch Se. englische Herrlichkeit noch immer an der Spitze der jungen Sontag-Garde glühte und sprühte, — Holtei hat später selber erzählt: daß er an jenem Abend nicht weniger als sechs gedruckte Abschiedsgedichte an die geliebte Henriette vom hohen Olymp auf die Göttliche niederflattern ließ. Unter den Gedichten war eins von Friedrich Förster, mit der Drohung an die Franzosen: Wolltet Ihr diese Nachtigall für Paris behalten — so würden wir Euch zeigen, daß

wir unsere Siegesgöttin noch ein Mal von der Seine an die Spree zurückholen können! ... Die scheidende Sängerin war bis zu Thränen gerührt und sie schluchzte: „Ich verdiene so viel Liebe und Wohlwollen nicht!“

Als sie dann nach der Vorstellung an der Thür des Theaters erschien, fand sie den ganzen großen Alexanderplatz mit einer summenden, wogenden Menge Kopf an Kopf gefüllt. Das waren die Tausende, die im Theater keinen Platz mehr gefunden hatten. Mit brausendem Hoch! Hoch! wurde sie empfangen.

Obgleich sie bis zu ihrer Wohnung im „Kaiser von Rußland“ auf der andern Seite des Alexanderplatzes nur hundert Schritt hatte, so bestieg sie doch klüglich ihren berühmten rothen Wagen — die Prachtkarosse des Fuhrherrn Gentz unter den Linden — um von der Liebe und Bewunderung nicht erdrückt zu werden. Der Weg nach ihrer Wohnung war mit Blumen bestreut. Der rothe Sontag-Wagen war damals in ganz Berlin bekannt. Wurde er irgendwo sichtbar, so stürzten Herren und Damen, Meister und Lehrburschen, Hausknecht und Köchin herbei, um für den Rothen verehrungsvoll Spalier zu bilden und die Herrliche womöglich zu schauen — vielleicht sogar aus ihren Vergißmeinnichtaugen einen dankenden Blick zu empfangen! — Und welche Nachfrage war stets nach dem Rothen — für die Tage oder Stunden, wo Henriette ihn nicht gebrauchte! Jeder wollte auf denselben Kissen schwelgen — in derselben rothen Ecke träumen, die von der Sontag geweiht waren. Um allen Nachfragen zu genügen, ließ Herr Gentz einen zweiten rothen Wagen bauen. Aber Berlin war nicht lange zu täuschen und der Rothe wurde mit Mißtrauen betrachtet. Und als Henriette nach ihrer Rückkehr aus Paris einen hoffnungsgrünen Wagen der Gentz'schen Remise wählte, kam der Rothe bald ganz aus der Mode.

In diesem rothen Wagen hielt Henriette Sontag also an jenem traurigen Maiabend 1826 unter tausendstimmigem Vivat-Rufen ihren Triumphzug bis in ihre Wohnung. Voran schritt ein Musikkorps. Es war ein lebensgefährliches Gedränge um den Rothen. Der konnte nur Schritt vor Schritt vorwärts. Vor, zu den Seiten und hinter dem Wagen bildete die blumenbeladene alte und junge Garde das Ehrengeleit. Sie durfte ihren Abgott in die festlich beleuchtete und blumengeschmückte Wohnung hinauf begleiten und den letzten — den letzten Abend in ihrer süßen Nähe verleben. Draußen auf dem Platz wogte die erregte Menge noch bis in die Nacht auf und ab und lauschte dem Fackelständchen mehrerer Regimentsmusikkorps, und wurde nicht müde, Vivat! Vivat! zu rufen — bis die Liebliche sich mit dem einen oder andern auserwählten Gardisten auf dem Balkon zeigte und mit ihrem Tüchlein dankend wehte... Dann erscholl ein tausendstimmiger Ruf: „Wiederkommen! Wiederkommen!“ Und sie nickte freudig dazu.

Am andern Morgen gab die treuste Garde der scheidenden Sängerin das festliche Geleit zu Wagen bis Potsdam und wohnte im dortigen Stadttheater einem glänzenden Konzert bei, mit dem Henriette auch von dem Hofe Abschied nahm. Alle Billets waren längst von Berlinern aufgekauft und auch der König expreß dazu nach Potsdam gefahren. Er erschien auf der Bühne, seiner lieben Nachtigall ein herzliches Lebewohl zu sagen und Glück auf den Weg und in Paris zu wünschen. Dabei äußerte der Monarch: „Gestern Abend sehr gefeiert worden — die guten Berliner im Theater und unter Ihrem Fenster noch viel Lärm gemacht — kaum einschlafen können — muß Ihnen zuletzt lästig geworden sein — mir wenigstens unerträglich so etwas — lieb' das nicht...“

Henriette antwortete mit ihrem reizendsten Lächeln und strahlendsten Blick und kindlichsten Ton: „Ach, Majestät,

für Sie ist das nichts Neues; aber wenn einer armen Sängerin dergleichen zum ersten Mal passirt, so freut sie sich doch recht herzlich!"

Und der gute König ging noch bezauberter davon.

Henriette fuhr unter dem Ehrenschutz ihrer theatermütterlichen Gesellschafterin, der Baronin von Montenglaut, die früher als Deklamatrice und Schriftstellerin aufgetreten war, weiter nach Paris.

In Berlin aber machte sich nach dem stürmischen Abschiedsweh bei der treuen Sontag-Garde bald eine andere — womöglich noch schmerzlichere Aufregung geltend. Die bange Frage wurde immer lauter: „Wenn — wenn unsere Göttin in dem difficilen, launenhaften Paris am Ende nicht reüssirte? Wenn man sie gar Fiasko machen ließe — als Revanche pour Belle-Alliance? — Das wäre entsetzlich — niederschmetternd!"

Und in den Zeitungen traten sogar einige schadenfrohe krittelnde Stimmen — Saphir in seiner „Schnellpost" voran — kühn und immer kühner auf und prophezeiten: Henriette Sontag wird in Paris glänzend Fiasko machen — neben einer Pasta und einer Malibran! Dieser niedlichen kleinen Sängerin im kleinen italienischen Genre fehlt tiefsinnige Tragik und echte Leidenschaftlichkeit, um die Franzosen mit sich fortzureißen. Ihrem Gesange mangelt der echte italienische portamento di voce — sogar der vollkommene Triller. Mit ihrem Bischen Geschmack reicht sie in Paris nicht aus — da verlangt man Poesie — Duft — Wärme des Tons und des Vortrages — und im Singen ein heiß pulsirendes Menschenherz . . . Nous verrons!

Die alte und die junge Garde wüthete und schrie Zeter und Mordio — raufte sich die Locken und Perrücken — ging aber doch immer kleinlauter und trübseliger umher: voll Angst und Bangen den ersten Kourier über das erste Auftreten der geliebten Henriette erwartend . . .

Als aber dann die Nachricht anlangte: Wir haben glänzend gesiegt — Henriette hat Paris im Sturm erobert! — da war des Jubels und Triumphs kein Ende! Die erste Botschaft vom Siege bei Waterloo kann nicht begeisterter in Berlin begrüßt sein. Die leidenschaftlichsten Sontag-Nebenbuhler sanken sich gerührt in die Arme — und gingen dann strahlend weiter, die große Mär in allen Konditoreien, Weinstuben, Gesellschaften zu verkünden.

Eine Siegesnachricht jagte die andere. Cherubini, Rossini, Boildieu, Paer und Auber zogen an Henriettens Triumphwagen.

Nach einem ihrer glänzendsten Siege in der großen Oper wurde plötzlich eine mächtige Stimme im Parterre laut: „Il faut declarer la guerre au roi de Prusse!“

„Comment cela? — Pourquoi? — La guerre? — Revanche? — Quoi?“ — Das Haus war in größter Aufregung, bis die gewaltige Stimme fortfuhr:

„Oui, oui, Messieurs, la guerre! Mais non à conquérir le Rhin — mais conquérir Mademoiselle Sontag!“

Da war der Jubel unbeschreiblich.

Henriette feierte auf der Pariser Bühne sogar den seltenen Triumph: daß eine feierliche Deputation ihr — der Königin des Gesanges — als Dank und Huldigung des musikfröhlichen Paris auf offener Scene „la couronne“ überreichte — eine Blumenkrone, welche tausend deutsche Kränze der einzelnen Verehrer aufwiegt.

Als Henriette im Spätsommer nach Deutschland heimkehrte, war sie eine Weltberühmtheit geworden. Ihre Reise wurde zum Triumphzuge. In Erinnerung an die alte Zeit, da sie als armes Komödiantenkind bei der Großmutter in Mainz lebte und von hier aus allein mit Schwesterchen Nina auf der armseligen fahrenden Post die weite Reise nach Prag machte, sang sie am Main zuerst wieder Deutsch — und flog dann nach Weimar, um Goethe anzusingen!

Und Goethe sang sie wieder an in den hellen Versen, die diesem Kapitel als Motto voranstehen, und in den dunkleren Worten:

„Daß man in Güter dieser Erde
Zu theilen sich bescheiden werde —
Singt manches alt' und neue Lied.
Und wären's zarte Liebesgaben,
Mit wem wir sie zu theilen haben,
Das macht den großen Unterschied.

Die Gegenwart weiß nichts von sich,
Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen,
Entfernen zieht Dich hinter Dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen."

An Zelter berichtete Goethe am 9. September 1826:

„Daß Mlle. Sontag nun auch klang- und tonspendend bei uns vorüber gegangen, macht auf jeden Fall Epoche. Jedermann sagt freilich, dergleichen müsse man oft hören: und der größte Theil säße heut schon wieder im Königstädter Theater. Und ich auch. Denn eigentlich sollte man sie doch erst als Individuum fassen und begreifen, sie im Elemente der Zeit erkennen, sich ihr assimiliren, sich an sie gewöhnen, dann müßt' es ein lieblicher Genuß bleiben. So aus dem Stegreif hat mich das Talent mehr verwirrt, als ergötzt. Das Gute, das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck, der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet."

Im Triumph wurde das geliebte Sontagkind von der enthusiastischen alten und jungen Garde in Berlin zu Wagen und zu Roß eingeholt, fetirt und bei dem ersten Wiederauftreten im Königstädter Theater am 11. September 1826 mit Jubel und Gedichten und Blumen empfangen ... aber, o Frevel! es mischten sich auch einzelne schrille Pfiffe hinein: weil es bekannt geworden, daß Henriette in Paris ein drei-

jähriges Engagement an der italienischen Oper angenommen habe — und weil sie einige Tage über ihren Berliner Urlaub ausgeblieben war . . .

Jetzt begann ein furchtbares Getöse im Hause, als wollte man es zusammenreißen. Zwischen den Klatschern und Pfeifern brach eine großartige — Prügelei aus! Umsonst sandte der entsetzte König, der seine Heimreise aus Teplitz beeilt hatte, um an diesem Ehrentage seines Lieblings nicht zu fehlen, zwei Mal seinen Adjutanten auf den Kampfplatz, Ruhe zu stiften — bis die Polizei die ärgsten Pfeifer und Schreier verhaftete. Die ganze Vorstellung blieb eine stürmisch erregte.

Aber dann rast das Sontagfieber in alter beglückender Glut weiter — womöglich noch heftiger, als vor einem Jahre. Auch vom Hofe wird Henriette in jeder Weise ausgezeichnet. Der König sieht und spricht sie nicht nur bei den Hofkonzerten und bei den kleinen traulichen Diners, welche Timm der Sängerin gibt, — auch im Palais der Fürstin Liegnitz. So notirt Varnhagen am 4. Oktober 1826: „Mlle. Sontag und Mad. Lemière-Desargus sind täglich um die Fürstin von Liegnitz; erstere gibt ihr im Fortepianospiel Unterricht, letztere im Tanzen, im Französischreden, in mancherlei Benehmungsweise . . .“

Im Sommer 1827 hieß es in ganz Berlin: die Sontag werde auf allerhöchste Einladung den König nach Teplitz begleiten, — aber diese gemeinsame Reise unterblieb: weil schon vorher soviel drüber glossirt war.

Als um dieselbe Zeit der Sontag ihr Lieblings-Papagei entflog, sandte der König ihr durch den Fürsten Wittgenstein einen andern, mit dem scherzhaften Wort: Se. Majestät habe den allerschönsten und klügsten Papagei ausgesucht — selbst auf die Gefahr hin, daß die Fürstin Liegnitz eifersüchtig werde!

Solche Sontag-Anekdoten wurden dann geschäftig Tage- und Wochenlang durch die Stadt hin- und hergetragen und mit nie müdem Interesse gehört.

Ja, man zählte in Berlin immer wildere, regellosere Schläge des Sontagfiebers ... Nur einzelne kaltblütige Leute schüttelten dazu bedenklich den Kopf und versuchten auf alle Weise, die krankhafte Glut abzukühlen. Unter ihnen besonders Ludwig Rellstab in seinen Kritiken in der „Voss. Ztg."

Das „Jubeljahr des Gesanges", 1827, mit den glänzenden Gastspielen von Angelika Catalani und Nannette Schechner, welche Rellstab weit höher stellte, als die Sontag, gaben ihm hierzu willkommenste Gelegenheit. So schreibt er über die Catalani und ihren Vortrag der berühmten sehr schwierigen, ursprünglich für die Violine geschriebenen Variationen von Rode, welche zuerst die Mara zu singen gewagt hatte: „Dlle. Sontag hat sich damit einen großen Namen im Publikum erworben. Bei einer Vergleichung fällt unser Urtheil dahin aus, daß in der leichten Handhabung, die bei einer Stimme, wie die der Dlle. Sontag, möglich ist, ihr allerdings einige Kleinigkeiten präziser gelingen mußten, daß aber sowohl im Vortrag der Melodie, wie durch die allgemeine, bis zur Kühnheit gehende Geläufigkeit, die Md. Catalani zeigte, diese bei weitem den Sieg erringt; nicht zu gedenken der liebenswürdigen Weise, mit der die Sängerin sich mit einer Art von Unschuld jeder noch so verschiedenen Leistung ganz hingibt, daß selbst diejenigen Gattungen des Gesanges, die im Allgemeinen dem höheren Geschmack nicht zusagen können, bei ihr eine Natürlichkeit gewinnen, die ihnen ein bestimmtes Recht zur Existenz gibt, während sie bei anderen Sängerinnen selten mehr als bloße Duldung erlangen. Das Verhältniß stände also zwischen beiden Sängerinnen etwa so: wie eine Miniatur-Kopie zu einem Original-Gemälde in natürlichen Dimensionen ..."

Noch gefährlicher für Henriette Sontag wurde das Gastspiel von Nannette Schechner, welche durch die Macht ihrer wunderbaren warmen Herzenstöne, besonders als Fidelio, selbst viele enragirte Sontag-Schwärmer mit sich fortriß. Rellstab nannte ihr Talent „eine Gabe des Himmels, wie sie kaum zwei Mal in einem Jahrhundert ertheilt werden mag. Was die herrliche Fülle der schönsten Stimme, was die tiefste Seele des Ausdrucks im Gesange und ein edelgehaltenes Spiel vermögen, das wurde geleistet . . . Nannette Schechner bleibt die großartigste Künstlerin meiner Erinnerung, was die Wirkung anlangt . . . Ihre Seele im Gesange wärmte gleich einer Sonne . . .“

Es bildete sich damals in Berlin eine Schechner-Garde, welche an Enthusiasmus und Huldigungen der Sontag-Garde kaum etwas nachgab. So zeigte das überfüllte Opernhaus am 16. September 1827 bei dem letzten Auftreten der Schechner als Glucks Iphigenie ein begeistertes Publikum, wie vielleicht noch nie. Es regnete Gedichte und Blumen, wie sonst nur im Königstädter Theater an den glänzendsten Sontagabenden. Tausende begleiteten die Gefeierte nach Hause. Vor ihrer Wohnung wurde ihr eine rauschende Nachtmusik von Hörnern gebracht und noch stundenlang jubelte und vivate die erregte Menge zu ihrem Fenster hinauf . . .

Und vier Wochen später betrat Henriette Sontag, welche zu ihrem Besten dem beschränkten Wirkungskreise des Königstädter Theaters entsagt hatte, zum ersten Mal den Triumphplatz der Schechner im königlichen Opernhause — und zwar zum ersten Mal in Berlin in einer klassischen Oper: als Donna Anna im „Don Juan.“ Selbst ihre begeistertsten Freunde sahen diesem „Wagniß“ nicht ohne Bangen entgegen. Aber es glückte über Erwarten. — Henriette sang mit immer größerem Erfolge noch die Agathe im „Freischütz“, Susanne im „Figaro“, Myrrha im „Opferfest“, Rosine im

„Barbier“, Hannchen in „Joconde“, Euryanthe, Prinzessin in „Johann von Paris“, Desdemona im „Othello“ und Amenaide im „Tancred“. Sie trat im Ganzen 15 Mal auf und erhielt dafür ein damals unerhörtes Honorar von 11000 Thlr., Dank einem Machtwort ihres königlichen Gönners.

Zelter berichtete am 27. Oktober über dies Gastspiel an Goethe:

„Mlle. Sontag habe ich nun auf dem königl. Theater zwei Mal mit Freuden gesehn, als Myrrha im „Opferfest“ und als Susanne in Mozarts „Figaro“. Wenn ich keine einzelne besondere Eigenschaft an ihr herauszuheben wüßte, so ist ihr ganzes Wesen eine erfreuliche Erscheinung auf den Brettern. Sie weiß ihre niedliche Person als dritte, vierte, fünfte unter so vielem Ungewohnten auf einem größern Theater immer glücklich aufzustellen, und da sie vollkommen vocalisirt und articulirt, leuchtet ihre Stimme auch unter den viel stärkern wie ein klares Gestirn herab. Ihr Gesicht geht gleichsam parallel mit der Melodie und so auch Arme und Hände und das Alles wiederholt sich nicht, es bleibt das Nämliche und ist doch neu. Ein Duett ward da capo gefordert, die Beiden kamen zurück, wie sie abgegangen waren; vorher hatte sie auf der rechten Seite gestanden, jetzt stand sie auf der linken und das ganze Duett schien ein neues Stück zu sein . . .“

Auf Berlins Straßen aber sang man nach der Melodie des Galoppwalzers „Lott' ist todt“:

„Schechner is dodt, Schechner is dodt,
Sontag schwimmt in Kanten.
Woher hat sie die, woher hat sie die?
— Vom englischen Gesandten!“

Inzwischen war Henriette auf allerhöchsten Befehl mit dem Titel „Kammersängerin“ für die königliche Oper unter den glänzendsten Bedingungen engagirt worden:

6000 Thlr. Gage. — 2500 Thlr. lebenslängliche Pension. — Sechsmonatlicher Urlaub. — Ein jährliches Benefiz im Opernhause, ohne Abzug der Kosten. — Zwei Mal wöchentlich singen. — Bei Vorstellungen in Potsdam vierspännige königliche Equipage und Zimmer im dortigen Hotel. — In jedem königlichen Theater täglich zwei Freiplätze im ersten Rang. — Freie Wahl, in welchen Spontini'schen Opern sie singen will.

Sogar Henriettens schwere Bedingung wurde bewilligt: gleichzeitiges fünfjähriges Engagement ihrer Mutter für jährlich 1900 Thlr. (nach anderer Quelle 2500 Thlr.) und lebenslängliche Pension von 600 Thlr. (nach Anderen 1000 Thlr.) und zugleich Engagement ihrer Schwester Nina.

Die ersten Sängerinnen der königlichen Oper: Milder-Hauptmann und Schulz-Killitschgy, bezogen gleichzeitig eine Jahresgage von 3000 Thlr. — und die ersten Schauspielerinnen Auguste Stich jährlich 2700 Thlr. und Amalie Wolff gar nur 1750 Thlr.

Henriettens Engagement aber trat nicht in Kraft, weil sie zunächst durch ältere Verpflichtungen nach Paris und London gerufen wurde und dann als Gräfin Rossi die Bühne verließ.

Am 5. November sang Henriette zu ihrem Benefiz die Amenaide im „Tancred". Der König machte ihr bei dieser Gelegenheit 400 Friedrichsd'ors und zwei goldene Teller mit Schmucksachen zum Geschenk. Die Fürstin Liegnitz sandte ihr eine goldene Kette — und die Kronprinzessin küßte sie nach ihrem letzten Singen bei Hofe zärtlich vor aller Welt. Die reizende Zauberin hatte es Allen angethan.

Kurz vor ihrer Abreise erhielt sie noch vom Könige, der am meisten bezaubert war, ein eigenhändiges Abschiedsbriefchen und ein Empfehlungsschreiben an die Königin der Niederlande, eine Schwester Sr. Majestät.

Auf der neuen Triumphreise nach Paris sang Henriette am 11. November 1827 wieder in Goethe's Hause zu Weimar — und dann öffentlich in seiner Geburtsstadt Frankfurt, wo der sonst so mürrisch-pessimistische, halbtaube Börne zu seiner berühmten Sontag-Apotheose begeistert wurde. Und er war vorher gegen sie und die ganze tolle Sontag-Raserei aller Orten erbittert. Er schreibt:

... „Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen ... Wahrlich, seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert, wie die Andern auch ... Nun möchte ich diese Zauberin loben — aber wer gibt mir Worte? Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjectivs setzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den theuren Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper! Ich sage zu allen diesen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen ... Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein! — Henriette Sontag könnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte! Der Sieg ging vor ihr her und der Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges ... Der Wirth des Gasthauses, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus und veredelte und verjüngte dadurch den alten „Römischen Kaiser“ zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes

bewirthet werden ... Die Zuschauer strömten in großen Schaaren herbei — gar weit her, von Köln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dies schicklicher Weise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Kontinental-Prüderie. — Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuß, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmüthig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geschoben, erholte sich erst wieder, als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuß nach Wiesbaden zurück. — Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besät mit verlorenen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können ...

... Madame Catalani soll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit! Wer sie aber als Desdemona in Rossini's „Othello" gehört hat, wird dieses Urtheil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossini'schen „Othello", man sah und hörte Shakespeare's Desdemona. Sie ist eben so bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zum Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre

plaudert. Man sah alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt eine bloße Künstelei, sei sie noch so unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Kadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was ist gefabelt worden! Es war ein Landsturmaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Rezensenten haben mit ihr gekost. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner“ sang:

„Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträthſ'le meinen hohen Sinn!“

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträthselt! — „Eine Geisterstimme an Henriette Sontag“ ließ sich vernehmen, aber es war kein düsterer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der

Geist war sehr vollblütig. — Das Jahrhundert von Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal elektrisirte, aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude". — Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße, die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt". — Ein Anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verschwunden!" Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Divan beschwichtige? — In deutschen Novembertagen war die Sängerin von „hesperischen Lüften" umgaukelt. — Ein Anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter!" — Ein Sänger sang prophetisch und aufrichtig:

„Mich verläßt in Deinem Kreise
Hauch, Bewegung, Geist und Leben!"

Ein Anderer:

„Wie war es nur ein kleines Wort,
Was sie mir sagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den sie mir tagte!
Und selig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick!"

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Kornaro's hohes Alter erreichen. — Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen!" — und reimte, ohne es zu wollen. — Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikalische „Gedankenflocken" — wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. — Ein Anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rollest über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr

als Aeon die Seele aller Tugendhaften beschütze!" — Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

„In alle Glieder dringet Mark!"

— und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet:

„So klang vielleicht die Harmonie der Sphären,
Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde!
Den Ewigen zu preisen und zu ehren!
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sontag jetzt der Erde!
Und Ohren uns, die Einzige zu hören!"

Dieser theologische Sonettist behauptet also gradezu: die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters — Ohren bekommen! . . .

Nicht blos die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sontag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblick ihres Eintreffens in unsere Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte!" — Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt: daß die Feuerkugel dreißig Stunden später als die Sontag erschienen . . . Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. — Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen!" — Dies Wunder kann ich beschwören . . . Ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen (Sonntag) und der säcularischen Sontag und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben: hätte die Sängerin Freitag geheißen . . . Ich könnte noch Manches erzählen . . . aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

„Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten!"

Ja, die ganze Welt lag im Sontagfieber! Wer wollte es daher den heißblütigen Göttinger Studenten verargen: daß sie nicht allein die Extrapostpferde vor dem Wagen der diva aus und sich höchstselbst einspannten und so die Göttliche in ihre Leine-Musenstadt im Triumph hineinzogen — — sondern daß sie im Rausch jugendmostiger Begeisterung sogar den königlich hannoverschen Postwagen in die Leine stürzten, damit kein unwürdiger Sterblicher diesen durch die himmlische Henriette geweihten Rumpelkasten je wieder benutzend entweihe! —

Ich schweige von den neuen Triumphen, welche la diva in Paris in der großen Oper und in der Gesellschaft feierte. Hier lernte sie den sardinischen Gesandten im Haag, Grafen Rossi kennen, der ihr in extravagantester Weise seine Huldigungen zu Füßen legte. So erwartete der Graf sie einst nach der Oper mit seiner Equipage, er selber in Kutscherlivrée öffnete ihr den Wagenschlag und fuhr sie nach Hause. Solcher Verehrung konnte Henriette nicht widerstehen. Graf Rossi wurde der beglückteste ihrer Pariser Gardisten.

Im Frühling 1828 ging die Sonne Henriette Sontag zum ersten Mal in Englands Nebel auf: strahlend — alle anderen Sonnen verdunkelnd — angebetet wie das Weltgestirn der Sonnenanbeter! Aber nicht nur als Sängerin — auch in der sonst so starr sich abschließenden englischen „Gesellschaft“, die sich in ihren Salon-Konzerten von den mitwirkenden bezahlten Sängerinnen, sogar von einer Pasta, Malibran, Schröder-Devrient durch eine seidene Schnur abzugrenzen wagte, nahm Henriette Sontag eine exklusive Stellung ein. Der französische Gesandte, Fürst Polignac führte sie beim Herzog von Davonshire ein, der ihr zu Ehren einen glänzenden Ball gab. Ein Augenzeuge berichtet darüber an Goethe: „Fräulein Sontag tanzte mit besonderer

Grazie. Die vornehmste Welt drängte sich um sie, um nur einige Worte von ihr zu erhalten. Dies ist eine Distinktion in London ohne Beispiel!"

Ja, noch mehr: der Herzog von Davonshire — derselbe, der einst in einer seiner musikalischen Soireen dem berühmten französischen Sänger Lafont mitten in einer Arie auf die Schulter klopfte, mit den Worten: c'est assez mon cher! — und der Fürst Pückler-Muskau, der damals England bereiste, legten der gefeierten Sängerin fast gleichzeitig ihre Herzen und Herzogs- und Fürstenkronen zu Füßen — — aber Henriette nahm sie nicht auf. Sie fühlte sich gebunden an den Grafen Rossi.

In Moscheles' Londoner Tagebuch heißt es über diesen Aufenthalt der Sontag in England:

„Durch sie wurde, vom 3. April, dem Tage ihrer Ankunft an, unendlich viel Schönes und Liebes genossen. Das reizende junge Mädchen war, abgesehen von ihrem Talent, die freundlichste liebenswürdigste Erscheinung. Frei von Anmaßung oder Laune kam und ging sie ein und aus. Ja, wenn sie so an unserem häuslichen Tische sitzt, so vergessen wir es ganz, daß London in größter Spannung ihrem Debüt entgegensieht . . . Heute in der Hauptprobe des „Barbiere" entzückte sie Alles durch ihre Rosine. Als sie sich auf dem Balkon zeigte, beklatschte man die liebliche Erscheinung, — als sie die Bühne mit ihrem „una voce poco fà" betrat, bezauberten Stimme und Gesang. — Nie fiel ein Schatten über eine ihrer Londoner Vorstellungen. Der Andrang im Parterre der Oper (wo das Billet nur eine halbe Guinee kostet) war so groß, daß Herren ohne Rockschöße, Damen ohne Koiffure zu ihren Sitzen gelangten . . . Ich könnte nicht sagen, welche ihrer Vorstellungen ich für die gelungenste halte; denn ihr Gesang ist immer bezaubernd, und obwohl ich mir von der Abwesenheit größerer dramatischer Effekte

Rechenschaft gebe, so nimmt mich doch die Natürlichkeit und Lieblichkeit in Spiel und Erscheinung während der Vorstellung zu sehr in Anspruch, um irgend etwas zu vermissen. Sogar, wenn sie ihre Variationen über den Schweizerbue singt, so fällt es mir nicht ein, zu denken: Wie kann sie diese Gurgelei machen? Denn sie leistet etwas in seiner Art ganz Vollkommenes".

„Beim großen Diner, welches Fürst Esterhazy für Frl. Sontag gab, Prinz und Prinzessin Polignac, Baron Bülow, Graf Redern, Marquis of Hertford, Lord und Lady Ellenborough ... Dlle. Sontag sang Abends bezaubernd ... Daß der Herzog von Davonshire kurz darauf Frl. Sontag zu seinem Balle lud und sogar mit ihr tanzte, machte damals großes Aufsehen. Das reizende junge Mädchen trug an diesem Abende ein sehr durchsichtiges weißes Kreppkleid, dem der Besatz echter Goldborden ein klassisches Ansehen verlieh; gehoben wurde ihre anmuthige Erscheinung noch durch das reiche Goldgeschmeide im Haar und um den fein modellirten Hals und die vollkommen schönen Arme und Hände".

19. Juli. „Einmal hatten wir das Glück, die liebliche gefeierte Landsmännin in einem größeren Kreise bei uns zu sehen; sie war bezaubernd, liebenswürdig; ihr Wesen, ihr Gesang, Alles riß zur Bewunderung hin. Walter Scott, auf kurze Zeit in London, hatte uns besucht; er war entzückt, die Sontag zu treffen und sie, die eben in der Donna del lago auftreten sollte, hielt es für ein Glück, mit dem jugendlichen Greise bekannt zu werden. Er war ganz Ohr und ganz Auge, als sie ihn über ihr Kostüm als Schottin befragte. Er beschrieb ihr jede Falte des Plaids mit der ihm eigenen Genauigkeit ... Uebrigens hatte das Jettl zwei alte Anbeter bei uns; der zweite war Clementi, nicht weniger verzückt, als Scott ... Er phantasirte mit Jugendfrische ... Nun hättet Ihr aber sehen sollen, wie die beiden Greise

Scott und Clementi sich über einander freuten, sich die Hände gaben und trotz der beiderseitigen Kourmacherei und Sontag-Bewunderung gar nicht eifersüchtig auf einander waren . . .“

Am 24. Juli kehrte „the star of the season“ nach Paris zurück.

Von dort aus erscholl plötzlich eine dunkle Schreckenskunde nach Berlin: Unsere Henriette ist in ihrem Salon — unversehens auf einen Kirschkern tretend — ausgeglitten und hat sich gefährlich am Knie verletzt. Sie darf keine Bühne betreten — keine Gesellschaften besuchen . . . O dies Unglück! Der arme Engel! . . .“

In fieberhafter Aufregung — verstört und trostlos rannte die alte und junge Sontag-Garde in Berlin umher — und wo sich Zwei begegneten, war die erste Frage: „Wie gehts? — Noch keine gute Nachricht aus Paris angekommen? — Wissen Sie nichts Näheres von unserer theuren Kranken?“ — Seufzen und Kopfschütteln war die Antwort.

Da bestellte Justizrath Ludolff kurz entschlossen Kourierpferde — ließ Prozesse und Klienten im Stich — und fuhr Tag und Nacht nach Paris, sich nach dem Befinden der Einzigen zu erkundigen . . . Er fand Henriette, umgeben von theilnehmenden Freunden und Verehrern, blühender denn je, auf dem Sopha ruhend. Es war durchaus keine Gefahr vorhanden. Nur durfte sie noch nicht aufstehen. Graf Rossi widmete ihr zärtlichste Sorgfalt. Der böse Kirschstein!

Dennoch kehrte Ludolff merkwürdig verstimmt von seiner Krankenvisite zurück. Er hatte in Paris etwas munkeln hören — und dann flüsterte man sich auch in Berlin erregt zu: Die treulose Henriette hat sich in Paris heimlich mit dem sardinischen Gesandten im Haag vermält! Sie bleibt aber zunächst noch der Bühne erhalten und führt auch ihren Mädchennamen fort, denn Graf Rossi hat kein Vermögen

und seine Verwandten und der König von Sardinien sind gegen diese Verbindung mit einer Sängerin ...

Im Spätherbst 1829 bin ich Henriette Sontag und auch dem Grafen Rossi in Paris begegnet. Darüber mehr in einem späteren Abschnitt meiner Memoiren.

Im Frühling 1830 erschien „Dlle. Sontag“ auf ihrer letzten Konzert-Ernte durch Deutschland auch wieder vor den Berlinern. Sie wollte nie wieder eine Bühne betreten, weil sich das für die Frau Gesandtin Gräfin Rossi Excellenz nicht mehr schicke. Und Jedermann in Berlin — in Deutschland — in der Welt wußte längst, daß „Dlle. Sontag“ nur noch für die Zeitungs-Annoncen und Konzert-Programme existirte. Um so größer war die allgemeine Spannung: wie die Frau Gräfin Excellenz sich als die Sängerin Dlle. Henriette Sontag aus- und benehmen werde! Der Zudrang zu ihren Konzerten war womöglich noch größer, als früher.

Davon zeugen die Kritiken Ludwig Rellstabs, der seinen alten Groll auf den Berliner Sontag-Wahnsinn und dessen Urheberin längst ganz überwunden und sich der holden Zauberin mehr und mehr gefangen gegeben hatte. So schreibt er am 9. März über Henriettens erstes Konzert in Berlin:

„Selten ist wohl ein Konzert mit einer gespannteren Erwartung und mit Empfindungen, die dem unbefangenen Kunsturtheil störender sind, besucht worden, als das, in welchem Dlle. Sontag sich vorgestern nach ihrer Rückkehr aus Paris zum ersten Mal öffentlich hören ließ. Eine so allgemeine Stimmung des Publikums, die sich in so viele Fragen, die der eigentlichen Kunst fremd sind, spaltete, läßt sich von keinem einzelnen Individuum ganz entfernen ...“ — Der Beifall war der lebhafteste.

Auf Wunsch des Königs und auf stürmische Bitten ihrer Verehrer ließ sich die Gräfin Rossi bewegen, in Berlin ausnahmsweise als „Dlle. Sontag“ noch sechzehn Mal die

Opernbühne zu betreten. Zuerst als Desdemona. Rellstab berichtet darüber:

„... Ein glänzender, ja stürmischer Empfang beim ersten Erscheinen der Künstlerin bewies ihr, daß man die trefflichen dramatischen Leistungen derselben ganz mit der früheren Freude, dem alten Vertrauen aufnehmen würde. Der Erfolg entsprach der Erwartung ... Edel, von einem tiefergreifenden Ausdruck der Wehmuth sanft überschattet, war die äußere Erscheinung der Künstlerin, ihre Haltung, Darstellung, Bewegung ganz dem Charakter entsprechend. In dem leidenschaftlichsten Moment behielt sie Würde und Anmuth. Die Geläufigkeit ihrer Stimme ist eine zu allgemein anerkannte Eigenschaft der Sängerin ... Weniger allgemein möchte man die höhere Virtuosität an ihr beurtheilen können, mit der sie ganze musikalische Perioden zu schattiren, abzurunden, oft mit hinreißender Kraft allmählich zur höchsten Höhe der Wirkung zu steigern vermag ... so im dritten Akt durch den plastisch und musikalisch unvergleichlich schönen Vortrag der Romanze ..."

Zelter bewundert in dieser Rolle: ihr schönes stummes Spiel — ihre natürliche volubile Singart und daß sie, obgleich bei jedem Auftreten immer verschieden, doch immer Desdemona geblieben — und berichtet dann weiter an Goethe:

„Wenn ihre Stimme nicht die allerschönste, die ich gekannt, — so ist sie doch rein, ohne Herz, ohne Phlegma und daher so ihrem Wesen und Willen gehorsam, daß sie stets das Rechte thut. Auch ihr Mund ist nicht der schönste, doch hört man keine Zunge, sie spricht mit den Lippen so klar, daß man der Worte nicht bedarf. In Summa: Alles an ihr, vom Kopf bis zum Fuß, selbst ihr Anzug ist Gesang!"

Nur bedauert Zelter: „daß sie immer von alten grauen schaalen Gesellen umschwärmt sei, die sie beschenken!"

Gleichzeitig schreibt Rahel:

„Mlle. Sontag habe ich drei Mal gehört: und ich finde sie sehr Pasta und sehr gut in Othello, und freue mich, sie morgen in einer geputzten Gesellschaft, auf einem Balle zu sehen. Sie ist hier sehr fetirt, bei Hof, von den Diplomaten und von der Stadt; sie hat alle Damen für sich; sie verdient es wegen ihrer Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, die ihrem großen und geschmeidigen Talent noch erhöhten Glanz geben."

In ihrer vorletzten Rolle, als „Weiße Dame", versuchte Henriette in rührender Liebe ihre Schwester Nina den Berlinern als Sängerin zu empfehlen.

Als sich Henriettens Engagement an der königlichen Bühne und damit auch dasjenige ihrer Mutter zerschlug, war es doch geglückt, Nina als Hofschauspielerin angestellt zu sehen. Sie spielte kleine jugendliche Rollen, aber ohne besonderes Talent, ohne Lust und ohne Selbstvertrauen, und also auch ohne Erfolg. In Holbein's „Wunderschrank" gab sie neben mir die Emilie von Linden, ich die Mathilde von Saalen, welche die „Staffette" zu der blumenreichen Kritik verleitete: Dlle. Bauer spielte mit einer Natürlichkeit und Wahrheit, daß man an ihr das Wesen der Frühlingsblumen des weiblichen Geschlechts studiren konnte!" — Eine von Nina's anmuthigsten Rollen war die Marianne in Goethe's „Geschwistern." Und nun sollte sie unter Henriettens mächtiger Protektion ihr Glück als Sängerin versuchen. Sie gab in der „Weißen Dame" neben der glänzenden Anna ihrer Schwester die kleine Rolle der Pächterin — und wurde ausgelacht und ausgepocht. Nur Rellstab nahm sich der Armen freundlich an. Er schreibt:

„Dlle. Nina Sontag hat zum hauptsächlichsten Gegner ihren Namen, da das Publikum sich gewöhnt hat, daran den Gedanken einer außerordentlichen Erscheinung zu knüpfen und sich daher mit einem angenehmen Talent nicht genügen lassen will. Indeß muß das billige Urtheil der jungen

Sängerin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie auf die Ausbildung ihrer Mittel mehr verständigen Fleiß gewendet hat, als manche viel glücklicher begabte Sängerin, und daß, wenn nur die sehr natürliche Befangenheit derselben sich erst vermindert, gewiß auch Stärke und Klang ihrer Stimme gewinnen wird. Sie sang und spielte die kleine Partie mit Anmuth und Fleiß und besonders verdient das Duett mit Georg einer lobenswerthen Erwähnung; eine Meinung, die der Beifall des Publikums bestätigte. Wir zweifeln nicht, daß die junge Künstlerin sich für die Operette, der ein kleineres Haus zusagt, sehr angenehm ausbilden kann. Wie ungerecht erscheint aber die roh manifestirte Opposition, die sich bei einer anspruchslosen Rolle, die wir niemals besser besetzt gesehen, geltend macht, zumal da man ihr anmerkt, daß nicht der Kunsteifer sie veranlaßte!" — Henriette vergoß über diese Niederlage der geliebten Schwester heiße Thränen, obgleich ihrer Anna das ganze überfüllte Haus stürmisch zujubelte.

Und dann kam der Trauerabend des 22. Mai 1830: an welchem Henriette Sontag für immer von der deutschen Bühne Abschied nahm — als Rossini's Semiramis. — Da ich Berlin damals schon seit einem Jahr verlassen hatte, also nicht aus eigener Anschauung über dies thränenreiche Ereigniß berichten kann, lasse ich hier Rellstabs Referat im Auszuge folgen:

„Henriette Sontags Abschied von der Bühne.

Die dritte Vorstellung der Oper „Semiramis" war die letzte, in welcher Dlle. Sontag, die jetzt bereits unsere Stadt verlassen hat, auftrat. Die größere Spannung und Erhebung, die jeder feierliche Augenblick unseren Kräften gibt, schien auch auf das reiche Talent der Künstlerin zu wirken und sie zu einer, selbst unter ihren ungewöhnlichen Leistungen ungewöhnlichen Darstellung zu begeistern. Die ganze Auffassung und

Durchführung ihrer Rolle gleicht einem schönen Strom mit reichen Ufern, der uns von seinem Quell bis zur Mündung immer neue Reize entwickelt ... Ein fortwährender lauter Beifall, oder jener höhere, der sich in der ängstlichen Spannung der Brust, die alle Hörer beherrscht und die tiefste Grabesstille erzeugt, kundgibt, zeugte davon: mit welcher Macht die Kunst jedes Herz durchdrang. Mit einer Art von Zagen sah man dem Schluß entgegen, wo uns dieser ergreifende Gesang vielleicht für immer verstummen, die schöne Darstellerin für immer von dem Schauplatze ihres mächtigen Wirkens verschwinden sollte. Der Vorhang fiel. Man wollte ihr noch einmal die ganze Begeisterung zeigen, die ihr Talent entzündet hat. Ein unbeschreiblicher Beifall ertönte und begleitete den tausendfach gerufenen Namen der Sängerin. Der Vorhang erhob sich wieder. Sie stand vor uns; ein Regen von Blumen und Gedichten überschüttete sie. Erst nach langer Pause sprach sie einige dankende Worte, aus denen wir am liebsten die Andeutung auffaßten, daß es nicht das letzte Mal sein möchte, wo uns die Künstlerin sich zeigt. Sie wollte abtreten. Da erschien Herr Bader mit einem Kranz in der Hand und richtete im Namen der Muse des Gesanges einige Worte an sie, während zugleich von der andern Seite Mad. Wolff auftrat und ihr mit bedeutungsvoller Kraft auch die Huldigungen der Musen darbrachte, welche die darstellende Kunst beschirmen. Die ganze anwesende Menge mußte diese Anerkennung, sowie die Wünsche und Huldigungen theilen, die in den herabflatternden Gedichten ausgesprochen waren. Zwei davon kamen uns zu Gesicht: Ein Sonett von Karl Schall, dem eine Koda angefügt war, in dessen Schlußworte:

„Drum reiht sich, Königin im weiten Reich der Lieder,
An's herbe Lebewohl ein flehend: kehre wieder!"

gewiß Jeder mit dem Dichter einstimmt, — und eins von

unbekanntem Verfasser, dessen ausgesprochenen Wunsch wir aufrichtig theilen, indem wir mit ihm der Künstlerin auf ihrer Bahn die Worte nachrufen:

„Mag die Vergangenheit Dich süß bewegen,
Die Zukunft lächle holder Dir entgegen!“

Der König sandte der holden Benefiziantin wieder 400 Friedrichsd'ors für sein Billet.

Zum ersten Mal erschien Henriette in jenen Mai-Tagen auch in Berlin auf einem Balle der vornehmen Welt — bei dem russischen Gesandten Alopeus. Der Intendant Graf Redern war der erste kühne und galante Ritter, der die Sängerin zum Tanz aufforderte. —

Achtzehn Jahre später fügte Rellstab seiner letzten Sontag-Kritik hinzu:

„In der That war die hier besprochene Vorstellung diejenige, mit welcher die reiz- und anmuthvollste Künstlerin ihre dramatische Laufbahn beschloß. Sie machte noch eine Triumphreise durch Europa, ließ sich aber nur als Konzertsängerin hören, der Bühne für immer entsagend. Das war ihr Uebergang in eine ganz andere Lebenssphäre, die sie der Kunst und der geistigen Bedeutsamkeit für die Welt entziehen mußte. Die Wageschale, wohin sich ihre Lebensschickung neigte, hat vieles für sich; doch der Ruhm lag in der andern, und der Name Henriette Sontag wird nie erlöschen in den Geschichtstafeln der Kunst.“

Zwei Jahre darauf sollte auch Rellstab es erleben, daß die Gräfin Rossi als Madame Sontag zur Bühne zurückkehrte.

* * *

Erst nach Dlle. Sontags großer Konzerttour im Jahre 1830, die mit enormen Einnahmen verbunden war, — so erzielte sie allein in Hamburg an drei Abenden 13202 Mark reinen Gewinn, — machte Graf Rossi, der sardinische Gesandte im Haag, seine Vermälung mit Henriette, die von

dem guten Könige Friedrich Wilhelm III. vorher in den Adelstand erhoben war, öffentlich bekannt. Beiden schien es jedoch wünschenswerth, den Haag bald darauf zu verlassen, und so ließ sich Graf Rossi als Gesandter am deutschen Bundestag nach Frankfurt a. M. versetzen. Hier wurde die Gräfin Rossi der Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie entzückte alle Welt durch ihre Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit, Heiterkeit — durch ihren Gesang und ihre Herzensgüte. Bereitwillig nahm sie selbst an den dilettantenhaftesten Dilettanten-Konzerten Theil. Als einst bei einer solchen Privat-Musik die Baronin Rothschild ein Solo singen sollte und grausam stecken blieb, fiel sogleich die Gräfin Rossi, die hinter ihr stand, hilfreich ein und sang hinter ihrem Notenblatt die Partie siegreich zu Ende, daß die guten Frankfurter sich nicht wenig wunderten, woher die Baronin Rothschild plötzlich diese Nachtigallentöne habe!

Auch in Wohlthätigkeits-Konzerten in der Katharinen-Kirche sang die Gräfin Rossi wiederholt mit — und als sie einst hörte, daß eine arme Kranke den sehnsüchtigen Wunsch geäußert: vor ihrem Sterben nur noch einmal die Sontag zu hören! erschien Henriette in herzlichster Weise in der Krankenstube nnd erfreute die Leidende durch ihren Gesang! —

Bald darauf wurde Graf Rossi auf Wunsch des Kaisers Nicolaus, der ein großer Verehrer von „Madame la comtesse de Rossi-gnol“ war, als Gesandter nach Petersburg versetzt — und dort zählte Henriette zu den gefeiertsten Sternen des Hofes. Sie verkehrte in intimster Weise mit der kaiserlichen Familie und sang fast allabendlich mit den jungen Großfürstinnen Duette und Lieder, wie der Zar sie so sehr liebte. Ja, der starre schroffe Selbstherrscher aller Reußen wurde durch diese himmlischen Töne zuweilen so mild und weich gestimmt, daß er mit seiner holden Lieblingstochter

15*

Alexandra, die so jung dahinwelken sollte, und der Gräfin Rossi fromme Kirchentrios sang. Auf Wunsch des Zaren trat Madame Rossignol vor dem Hofe noch einige Mal als Nachtwandlerin und als Lucia auf. Als König Karl Albert von Sardinien hiervon hörte, fand er diese Reminiscenzen seiner Frau Gesandtin an ihr früheres öffentliches Theatertreiben sehr unpassend — und er verbot dem Grafen Rossi das halböffentliche Komödienspielen seiner Gemalin sehr bestimmt. Darauf folgte ein scharfer diplomatischer Notenwechsel zwischen den Höfen von Petersburg und Turin, indem Kaiser Nicolaus sehr energisch erklärte: daß Alles, was die Frau Gesandtin von Sardinien auf seinen Wunsch und an seinem Hofe treibe, nie und in keiner Weise „unpassend“ genannt werden dürfe! Aber erst, als der Selbstherrscher aller Reußen drohte: alle Beziehungen mit Turin abzubrechen, wenn den theatralischen Neigungen der Frau Gesandtin irgendwie Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten! — da gab der kleine König von Sardinien nach. Aber er vergaß der Gräfin Rossi diese diplomatische Niederlage nicht.

Sogar öffentlich hat die Frau Gesandtin vor den Petersburgern gesungen — in einem Konzert der Mad. Czegka, ihrer lieben Lehrerin am Konservatorium zu Prag. Das dankbare Herz Henriettens hatte diese vortreffliche Gesanglehrerin 1840 von Wien nach Petersburg gerufen und ihr eine hervorragende Stellung bei der neuen Theaterschule und viele Privatstunden in den reichsten Häusern verschafft. Mad. Czegka wurde auch die Gesanglehrerin der Großfürstinnen Olga, der heutigen Königin von Württemberg, und Alexandra und der beiden Töchter des Großfürsten Michael. Sie, die als Gesanglehrerin am Leipziger Theater unter Hofrath Küstners Direktion ein Gehalt von 600 Thalern gehabt, hatte in Petersburg eine Jahreseinnahme von 20,000 Rubeln. Und das Konzert, das die Gräfin Rossi

in dankbarer Erinnerung an ihre Prager Jugendjahre für die mütterliche Freundin gab, brachte dieser einen Reingewinn von 14,000 Rubeln. Dabei blieb die Frau Gesandtin Excellenz für die alte Lehrerin stets das ehrfurchtsvolle „Jettel", das es durchaus nicht litt, daß die Czegka anders als Du und Jettel sagte.

Am Tage nach diesem einmaligen öffentlichen Auftreten Henriettens in Petersburg kam ein alter musikbegeisterter Armenier zu ihr und klagte: er habe die weite Reise von Charkow nach der Zarenstadt gemacht, um sie singen zu hören — aber kein Billet mehr erhalten können. Nun wolle er doch nicht gern wieder abreisen, ohne die holde Wunder-Nachtigall wenigstens gesehen zu haben . . .

Sogleich trat die Gräfin an den Flügel und sang dem alten Enthusiasten Desdemona's Lied von der Weide, ihn zu süßen Thränen rührend — und selber bis zu Thränen beglückt, daß sie dies noch vermochte.

In jenen Tagen der erneuten Triumphe soll bei der Gräfin Rossi zuerst wieder der Gedanke aufgetaucht sein: als Henriette Sontag zur öffentlichen Oper zurückzukehren — neuen grünen und goldnen Lorbeer zu ersingen!

Das weiß ich von ihrer Mutter, die damals mit ihrem jüngsten Sohne Karl in Dresden lebte und mit der ich freundlich verkehrte. Henriette sorgte für Mutter und Bruder in liebevollster Weise. Die arme Nina — war in's Kloster gegangen.

Umsonst hatte die kluge und resolute Mutter alles Mögliche versucht, für ihre Nina den von Henriette geräumten Siegerplatz auf der Bühne und in der Gunst des Publikums zu erringen. Wie traurig dies in Berlin und in der „Weißen Dame" mißglückte, haben wir gesehn. Drei Jahre später erlitt Nina in London als Mozarts „Zerline" eine noch schlimmere Niederlage. Nur der Mutter zu Liebe ließ das

arme Opfer alle diese neuen und freudelosen Versuche über sich ergehen. Ihr stilles selbstloses Herz ersehnte vom Leben nichts weiter als Ruhe und Frieden! Das sagte sie mir noch im Sommer 1840, als ich sie in Dresden zum letzten Mal sah. Dabei leuchtete eine tiefe religiöse Schwärmerei aus ihren stillen — weltmüden Augen.

Bald darauf trat sie als Novize in das Kloster der Karmeliterinnen zu Prag, die den strengsten Ordensregeln unterworfen sind. Die Nonnen tragen Tag und Nacht ein rauhes härenes Gewand auf dem bloßen Leibe und schlafen in ihrem Sarge auf Stroh. Sie dürfen nur Fische und Hülsenfrüchte genießen — und auch an der ärmlichsten Nahrung fehlt es nicht selten und dann läuten die Hungernden das Nothglöcklein, daß fromme Herzen sich ihrer erbarmen. Ihre besondere Heilige ist Maria Electa, deren unverweslicher Leichnam seit Jahrhunderten im Kloster aufbewahrt wird, durch eine besondere Vorrichtung — die Nonnen nennen es ein Wunder! — die Hände und Arme bewegend.

Der armen Nina zarter Körper vermochte diese Kasteiungen nicht lange zu ertragen. Die Priorin selber überwies sie einem milderen Orden. So wurde Nina Sontag Nonne im Kloster Marienthal bei Görlitz — folgend dem Beispiel unserer schönen talentvollen Kollegin vom Königstädter Theater, Maria Herold, die seit 1833 als Nonne im Kloster St. Mariastern bei Bautzen in der sächsischen Oberlausitz lebte. —

Wie ich mit Wilhelmine Schröder-Devrient im Frühjahr 1838 die Gräfin Rossi während der Vorstellung der „Hugenotten“ im Dresdner Theater wiedersah, habe ich in diesen Memoiren schon erzählt, in dem Kapitel: „Des Herzens Dämonen“.

Vier Jahre später bin ich Henrietten in Dresden bei ihrer Mutter zum letzten Mal begegnet. Sie war liebens-

würdig und herzlich, wie in alter kollegialischer Zeit, und wollte die Gräfin und Excellenz durchaus nicht zwischen uns aufkommen lassen. Sie erinnerte sich mit Vorliebe der fröhlichen Stunden, die wir mit einander in Berlin verlebt, wo wir mit einander Komödie gespielt und gesungen und getanzt — und besonders jenes heiteren Weihnachtsabends im Ludolff'schen Hause ... das inzwischen so traurig zusammen gebrochen. Auch sie wußte nicht, wo und wie unser unglücklicher Freund Ludolff geendet — aber sie machte sich Vorwürfe, daß sie in ihrer jugendlichen Unbedachtsamkeit so viele Opfer von ihm angenommen, ahnungslos, daß auch sie dadurch zu seinem Ruin beigetragen ...

Dann sprachen wir von Petersburg, wo ja auch ich drei Jahre gelebt hatte ... Aber im fröhlichsten Geplauder brach bei Henriette doch wiederholt eine trübe Stimmung durch ...

Ihre Mutter vertraute mir bald darauf an: Graf Rossi vermöge sich in dem theuren Petersburg nicht länger als Gesandter zu halten. Er besitze kein Privatvermögen und das, was Henriette ersungen, sei inzwischen völlig aufgezehrt. Der Graf sei um seine Versetzung als Gesandter nach dem wohlfeileren Berlin eingekommen. Aber auch dort würden sie mit dem Gesandten-Gehalt allein nicht standesgemäß leben können. Darum denke Henriette ernstlich daran, wieder als Künstlerin aufzutreten. Graf Rossi habe dazu bereits einleitende Schritte am Hofe zu Turin gethan ...

Aber König Karl Albert schlug es seinem Gesandten rund ab: daß die Frau Gesandtin für Geld singen dürfe! Er gab ihm jedoch den vertraulichen Rath: Graf Rossi möge sich scheinbar in Unfrieden von seiner Gemalin trennen — dann könne diese Niemand hindern, als Henriette Sontag wieder die Bühne zu betreten! — Später, nachdem der goldene Zweck erreicht, könne das Ehepaar sich ja vor der Welt wieder versöhnen.

Aber Graf Rossi und Henriette liebten sich und ihre Kinder zu herzlich, als daß sie auf einen solchen unwürdigen Ausweg hätten eingehen können. So versuchten sie, sich mit dem Gesandten-Gehalt in Berlin einzurichten. Daß die Gräfin Rossi hier wieder der bezaubernde Liebling des neuen Hofes Friedrich Wilhelm IV. und der vornehmen Gesellschaft wurde — wie Henriette Sontag einst das enfant gâté des alten Hofes Friedrich Wilhelms III. und der ganzen Stadt war — das ist bekannt. Mit welchen gemischten Gefühlen muß die Gräfin Rossi jene Säle des Hofes wieder betreten haben, in denen Henriette Sontag als königliche Kammersängerin die vornehme Welt entzückte! — Ich sehe sie im Geiste noch vor mir: das liebliche zarte Mädchen im weißseidenen Kleide, in den blonden Locken blaue Astern, in den Vergißmeinnichtaugen heller Frohsinn! — wie sie nach einer solchen theatralisch-musikalischen Vorstellung im Palais neben mir am Eingange des Ballsaals stand und wir uns unsere Bemerkungen über die tanzenden hohen Herrschaften zuflüsterten.

Daß aber schon damals, als ich Henriette zum letzten Mal in Dresden sah, öffentlich über die Möglichkeit ihrer Rückkehr zur Bühne gesprochen wurde, ersehe ich aus dem gedruckten Wort eines namenlosen Zeitgenossen, vom Jahre 1842:

„Ob die 1841 ausgestreuten Gerüchte, daß sie wegen zerrütteter Vermögensumstände die Bühne wieder betreten wolle, begründet sind; ob — wie man sagt — ihre Reise nach Wien Anfangs 1842 damit in Verbindung steht, muß die nächste Zukunft lehren. Jedenfalls wäre es Schade um die wundervoll schöne Erscheinung, die in dem höchsten Kulminationspunkte ihres Glanzes sich freiwillig der staunenden Welt entzog: wenn sie bei abnehmendem Glanze, mit verminderter Kraft wieder in die Oeffentlichkeit treten müßte!“

Diese Gerüchte tauchten in den nächsten Jahren immer wieder auf. — So las ich Anfang Juli 1849 in einem Frankfurter Blatt:

„Die „Independance“ entnimmt aus dem „Observateur“, einem in musikalischer Hinsicht für gewöhnlich gut unterrichteten Blatte, die Bemerkung: daß die Nachricht, die Gräfin Rossi gehe nach London zu einem Opernengagement, auf einem Irrthum beruhe. Die Gräfin werde vielmehr mit ihrem Gemal, der den piemontesischen Dienst verlassen habe, ihren Aufenthalt stabil in Brüssel nehmen! — Das Blatt wünscht der Haute Volée zu dieser neuen Eroberung Glück, da jenes eminente Talent durch die Zeit unverkürzt sei. — Wir geben diese Nachricht, welche die „Independance“ selbst nicht verbürgt, unsern Lesern nebst der Notiz: daß die Gräfin Rossi wenige Tage vor ihrer Abreise von Berlin das Geschäftslokal des Herrn Gerson daselbst besucht und für mehrere hundert Thaler Einkäufe von hellfarbigen seidenen Stoffen gemacht hat, die sie sämmtlich in dem maurisch dekorirten Zimmer in ihren Lichteffekten vorher reichlich prüfte. Ob dieses Studium der Brüsseler Societät oder dem Londoner Proscenium galt, wird die Zeit entscheiden.“

Und sie entschied es schon in den nächsten Tagen zu Gunsten Englands!

Das Revolutionsjahr 1848 hatte auch den Thron Karl Alberts von Sardinien erschüttert, und der Krieg mit Oesterreich des Landes Finanzen erschöpft. Graf Rossi hatte alle Ursache, um seine Existenz als Gesandter besorgt zu sein. Seine Gemalin dachte lebhafter denn je daran: auf der Bühne sich — ihrem Gatten und ihren über Alles geliebten vier Kindern eine neue goldne Zukunft zu ersingen. Durch ihren ergebenen Freund, Grafen Westmoreland, englischen Gesandten in Berlin, ließ sie in London vorsichtig anklopfen: was Mr. Lumley, Direktor von Her Majestys

Theatre, dazu sage? — Mr. Lumley zog in Berlin eben so vorsichtig Erkundigungen über die Gräfin Rossi, ihre Stimme und ihre Erscheinung ein — und war entzückt zu hören, daß die Frau Gräfin in den zwanzig Jahren ihres Fernseins von Londons Bühne — o Wunder! — nur ganz wenig älter geworden sei, als jene bezaubernde Henriette Sontag gewesen, — an Stimme und Figur! Dafür besaß sie aber für Alt- und Jung-England einen ganz neuen Reiz: — denn eine wirkliche Gesandtin hatte London noch nie auf der Bühne gesehen!

So begannen denn die vorsichtigsten Unterhandlungen zwischen Direktor und Sängerin, erst durch Vermittlung des Grafen Westmoreland, dann durch den Klaviervirtuosen Thalberg, der im Frühjahr 1849 in Berlin konzertirte.

Anfang April 1849 meldet Thalberg an Lumley:

„Noch ist nichts Positives entschieden, aber wir dürfen auf baldigen Erfolg hoffen. Die Aussicht, zur Bühne zurückkehren zu müssen, scheint die Gräfin aufs Tiefste zu betrüben; beim bloßen Gedanken daran vergoß sie Thränen. Allein „Oekonomie" ist das Losungswort in Piemont, wegen der Millionen, die an Oesterreich ausgezahlt werden müssen. Zwölf Gesandte sind schon zurückberufen und ihr Gemal dürfte der nächste sein. Oder statt eines Gesandten dürfte ein Chargé d'affaires substituirt und das Gehalt auf die Hälfte reduzirt werden. Unter diesen Umständen fühlt die Gräfin, daß das von ihr zu bringende Opfer unvermeidlich werden dürfte, der Zukunft und des Vermögens ihrer Kinder wegen. In einer Woche wird ihr Schicksal sich wohl entscheiden und dann wird sie Ihnen sofort nach London schreiben. Ich sprach ihr von der Wichtigkeit, diese Neuigkeit schon jetzt in England zu publiziren; allein sie erklärte, daß diese Unterhandlungen zunächst das größte Geheimniß bleiben müßten."

Bald darauf schreibt die Gräfin Rossi selber an Lumley, welcher ihr bereits eine Offerte von 6000 Pf. Sterling (40000 Thlr.) für eine Saison auf seiner Bühne gemacht hatte, nach London:

„Als Herr Thalberg hier war, schien Alles darauf hinzudeuten, daß ich im Stande sein würde, Ihre Offerte anzunehmen. Allein politische Ereignisse scheinen seitdem die Stellung Piemonts mehr befestigt zu haben, und Sie werden begreifen, daß ich in einem solchen Augenblick keinen Entschluß fassen darf, den nur eine absolute Nothwendigkeit rechtfertigen könnte!"

Dann, am 4. Mai heißt es in einem Briefe der Gräfin an Lumley:

„Es sind inzwischen in Turin entscheidende Schritte gethan und spätestens bis zum 15. d. M. müssen wir eine kategorische Antwort erhalten. Sollte diese zu Gunsten Ihres Unternehmens ausfallen, so dürfte ich schon am 25. Mai in London sein. Ich fühle sehr gut, wie höchst schwierig und unangenehm Ihre Lage ist und würde in der That glücklich sein, wenn es in meiner Macht stände, diese traurige Ungewißheit zu enden. Ohne Zweifel werden Sie aber auch einsehen: mit welchen Schwierigkeiten und mit welcher Delikatesse wir zu thun haben! Sobald ich wieder Mademoiselle Sontag bin, soll Ihr Interesse auch ganz das meinige sein, ja von ganzem Herzen und von ganzer Seele!"

Aber auch in den nächsten Briefen muß Lumley immer wieder vertröstet werden: das letzte Wort ist noch nicht gesprochen!

Erst im Juni verlor Graf Rossi definitiv seinen Gesandtschaftsposten in Berlin; sogleich unterschrieb Henriette einen Kontrakt für zwei Saisons in Her Majestys Theatre unter den günstigsten Bedingungen. Aber sie würde trotz ihrer schwierigen und peinlichen Vermögenslage dennoch vor

diesem Schritt zurückgeschreckt sein, wenn sie nicht durch ihren alten Gönner, den Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, und durch den Grafen Westmoreland die Gewißheit erhalten hätte: Mademoiselle Henriette Sontag existirt nur für die englische Opernbühne — in den vornehmen englischen Salons wird die Frau Gräfin Rossi Excellenz den ihr gebührenden Platz unverkümmert einnehmen!

Und so stand Henriette Sontag am 7. Juli 1849 — als die deutschen, französischen und belgischen Zeitungen sich noch darum stritten: ob die Gräfin Rossi jene hellen Seidenstoffe in Gersons maurischem Zimmer für die Brüsseler Societät oder für das Londoner Proscenium auf ihre Lichteffekte geprüft habe — bereits auf der Bühne des königlichen Theaters in London: als Donizetti's Linda di Chamouni! — von dem überfüllten Hause mit einem Beifallssturm empfangen.

Welche Gefühle müssen in jener schweren Stunde ihr Herz durchwogt haben! Der Gedanke an die Vergangenheit, da sie vor vollen zwanzig Jahren zum letzten Mal vor diesem Publikum sang — und wie damals Alles so anders! ... Der Gedanke an ihre alte Mutter in Dresden, die mit Bangen der ersten Nachricht über das Gelingen oder — Mißlingen dieses Wiederauftretens entgegensieht! ... Der Gedanke an ihre geliebte Schwester Nina in dem düsteren Nonnenkleide, die in ihrer stillen, kahlen Klosterzelle in dieser Stunde sicher kniend betet für den Erfolg der theuren Schwester auf den lichtstrahlenden — lustrauschenden — sündigen Brettern ... Der Gedanke an ihren Gatten und ihre heißgeliebten Kinder, deren Zukunft von dem Erfolg dieser Stunde abhängt ...

Auch manchem alten Verehrer der jungen Henriette aus der fröhlichen Zeit vor zwanzig Jahren klopfte das Herz vor Bangigkeit, ehe diese Frau in den Vierzigen, die Mutter von vier Kindern, den ersten Ton gesungen ...

Aber — als dieser Ton durch das athemlose Haus erklungen — o Wunder! da waren diese zwanzig Jahre, die sonst so manche Rosen und Lilien der Schönheit knicken, so manches helle Auge trüben, so manche anmuthige Gestalt und so manche silberhelle Stimme zerstören, wie weggewischt! Henriette Sontag stand im alten Zauber lieblicher Jugendschöne und Anmuth wieder vor den Londonern und ihre helle Silberstimme jubilirte und tirilirte noch ebenso rein und ohrberauschend und herzbethörend — wie in jenen alten jungen Tagen anno 1829! Das Wunder war nicht zu begreifen, aber es war auch nicht zu bestreiten.

Im Theater wurde Henriette Sontag nun Abend für Abend mit Jubel und Beifall überschüttet, — und in der vornehmen Gesellschaft wurde Lady Rossi vergöttert.

Sie sang nach der Linda noch die Rosine im „Barbier“ — die Amina in der „Nachtwandlerin“ — die Desdemona im „Othello“ — die Susanne im „Figaro“ ... und sie durfte den Vergleich mit der jungen schwedischen Nachtigall, Jenny Lind, die kurz vorher ganz England bezaubert hatte, nicht scheuen. — Aber sie wagte jetzt keine Donna Anna — keine Lucrezia Borgia! Henriette Sontag hat sich und ihre Stimme stets so richtig erkannt, daß sie nie eine Rolle gesungen, die ihr mißlingen oder die ihrer Stimme gefährlich werden konnte. So ist sie nie in einer Oper von Spontini oder Meyerbeer aufgetreten. — Die Lucrezia Borgia hat sie später noch ein Mal gesungen — aber dann sogleich wieder bei Seite gelegt, als nicht mehr günstig für sie — bis zu ihrem Schwanengesange in Mexico. —

Lady Rossi feierte kaum geringere Triumphe als Henriette Sontag. Sie glänzte, tanzte und sang in den Salons der Herzogin von Cambridge, der Herzoginnen von Cleveland und Rutland, der russischen Gesandtin, Baronin Brunnow, u. A. — und die herrlichsten Landsitze in England und

Schottland empfingen den Grafen und die Gräfin Rossi als liebe hochgeehrte Gäste.

Ende des Jahres 1849 machte Mademoiselle Sontag mit den Künstlern Thalberg, Calzolari, Lablache und Piatti eine große Konzerttour durch England und Schottland. Auf der Fahrt von Glasgow nach Aberdeen blieb der Eisenbahnzug im hohen Schnee stecken — und die zarte Frau mußte sich zu Fuß durch den furchtbaren Schneesturm kämpfen. Graf Rossi schrieb darüber an Mr. Lumley:

„Hätte Madame de Rossi in diesen Gefahren, mitten in der Nacht und in tiefster Finsterniß — der Schnee lag sechs Fuß hoch vor uns und der Sturm warf uns nieder, als wir die Waggons verließen — weniger Muth und Energie gezeigt — wir Alle würden am nächsten Morgen in den Coupés erfroren — todt gefunden sein! Um Mitternacht war jede Spur von den Eisenbahnwagen unter dem Schnee verschwunden. Hätten wir noch hundert Schritt weiter bis zu einem Obdach wandern müssen — wir Alle würden unterwegs todt niedergesunken sein. Als wir das Haus erreichten, fielen Lablache und mein Diener bewußtlos um ... Madame de Rossi hat dieser schreckliche Zufall auf's tiefste erschüttert ... Sie mußte ihre Kleider auf dem Leibe vor dem Feuer trocknen lassen. Sie können beurtheilen, wie sehr ihre Stimme dabei gelitten hat und wie unmöglich es für sie ist, jetzt in Konzerten zu singen ...“ Zu ihrer Erholung nahmen Graf und Gräfin Rossi die Einladungen der Herzoge von Rutland und Cleveland nach Belvoir Castle und Raby Castle an.

In ihrer zweiten italienischen Opern-Saison 1850 entzückte die Sontag das Publikum in mehreren neuen Rollen: als Zerline im „Don Juan“, als Miranda in Halevy's „Tempesta“, in den „Puritanern“, in der „Tochter des Regiments“ und in „Semiramis“. Letztere Rolle, die sie

zu ihrem Benefiz gewählt, gefiel am wenigsten, und sie legte sie, als nicht mehr passend, bei Seite.

Im November 1850 trat Henriette als Somnambula zum ersten Mal wieder vor die Pariser. Gustav zu Putlitz, der damals grade in Paris anwesend war, aber in Folge der preußischen Mobilmachung am nächsten Tage abreisen mußte, schreibt darüber in seinen „Theater-Erinnerungen“:

„Das Ereigniß erregte ungewöhnliche Spannung und ein heftiges Für und Wider über das Wagniß, obgleich Gräfin Rossi bereits in London bewiesen hatte, daß sie in ihrem Fach immer noch die erste Sängerin der Welt sei. — Gerade dieser Beweis, im Auslande gegeben, machte die Pariser mißtrauisch. Man will sich dort seinen Enthusiasmus selbst machen, noch mehr, man nimmt anmaßend das Recht in Anspruch, daß ohne den Werthstempel Pariser Anerkennung überhaupt keine Berühmtheit existirt. Wir deutschen Landsleute der Gräfin hatten schon oft genug in dem Zweifel Lanzen für die Sängerin brechen müssen, und so war es natürlich, daß wir den Wunsch hatten, Alle der ersten Aufführung beizuwohnen. Aber es war unmöglich, zum Eröffnungsabend der italienischen Saison ein Billet zu bekommen. Wir hatten uns also auf die Wiederholungen vertrösten müssen, mir aber, am Abend vor der Abreise von Paris, war jede Aussicht abgeschnitten, vielleicht für das Leben, dieses Wunder der Bühne, von dem das Kind den lauten Enthusiasmus gehört hatte, — das dann, ein lang entrückter Schatz, aus dem Schacht anderer glänzender Lebensverhältnisse wieder für die Oeffentlichkeit gehoben war, — zu sehen, zu hören und seinen Zauber zu empfinden. Das machte den Abschied von Paris noch schwerer . . .“

Durch Vermittelung des Kapellmeisters Karl Eckert — den wir bereits als Berliner Wunderkind kennen gelernt haben, und der auf besonderen Wunsch der Gräfin Rossi

jetzt die italienische Oper in Paris dirigirte — erhält Gustav zu Putlitz in letzter Stunde doch noch ein Billet zur Somnambula, und kann so über die Trägerin der Titelrolle berichten:

„Die berühmte Sängerin trat auf, aber kein Zeichen des Beifalls, den schon ihr Name berechtigt hätte, empfing sie. Die Wohlgesinntesten verlangten, sie solle sich ihren Pariser Ruhm selbst erringen. Ja, man fühlte ein stilles Widerstreben gegen die Anerkennung. Wir Freunde der Sängerin saßen da in banger Spannung. Aber schon nach dem ersten Erscheinen, den ersten Tönen ging es flüsternd durch die Ränge: „Ist das wirklich Henriette Sontag, die Mutter erwachsener Kinder, die Sängerin, die uns vor zwanzig Jahren auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes entzückte?“ — In der That schien die Sontag, trotz einer gewissen Fülle ihrer Gestalt, so jugendlich in Erscheinung und Anmuth der Bewegungen, so frisch im Klang der Stimme, daß die schnell erfundene Fabel: es sei nicht die Mutter, sondern die Tochter Rossi, die den Ruhm Henriette Sontags erneue, nicht unwahrscheinlich erschien. Aber nun entfaltete die Sängerin die unvergleichliche Kunst des Gesanges, für die keine Schwierigkeit zu existiren schien, und vernichtete damit nicht nur jene Fabel, sondern überwand auch im Sturm jedes Vorurtheil und eroberte spielend, lächelnd den vorenthaltenen Beifall, der schon nach dem ersten Finale mächtig hervorbrach und nun, immer gesteigerter, bis zum Schluß der Oper vorhielt. Damit war das Schicksal der italienischen Saison entschieden und Henriette Sontag in allem Glanz für Paris adoptirt.

„Eins ist der wunderbaren Frau durch ihr wechselvolles Leben, das sie durch die Noth des untergeordneten Theatertreibens, dann durch allen Rausch künstlerisch höchster Erfolge, durch den Glanz äußerer gesellschaftlicher Stellung

führte, treu geblieben: eine ununterbrochene Kette von Huldigungen, die sie auch nicht allein durch ihr Talent, sondern durch Anmuth, Liebenswürdigkeit und ein ebenso menschlich gütiges, als künstlerisch ernst begeistertes Herz verdiente.

„Und doch, trotz der fieberhaften Theilnahme, mit der ich den Erfolg jenes Abends begleitete, konnte mir diese Nachtwandlerin den Eindruck nicht verwischen, den eine andere Darstellerin der Rolle, Jenny Lind, unvergeßlich, grade in dieser Partie zurückgelassen hatte. Wenn diese an Kunst des Gesanges, an eigentlich italienischem Stil, ja fast an Schönheit der Stimme der Sontag nachstand, so überragte sie dieselbe doch in ihrer eigenthümlichen selbstgeschaffenen Auffassung, der ein wunderbar rührender Schmelz der Stimme unwiderstehlichen und unvergeßlichen Reiz verlieh.

„Ein Jahr später sah ich die Sontag in London als Regimentstochter, die sie mit dem Uebermuth eines vierzehnjährigen Mädchens sang und darstellte — aber erst wieder ein Jahr darauf, zum letzten Mal, in Hamburg, in voller Entfaltung ihrer Gesangs- und Darstellungskunst, das Höchste bietend, was mir überhaupt von der Bühne entgegengetreten ist — ihre Susanne in Mozarts „Figaro“. Mag vielleicht eine virtuose Italienerin ihre Somnambula, eine kokette Französin ihre Regimentstochter erreichen können: die Susanne des deutschen Meisters war in der Wiedergabe der deutschen Henriette Sontag unübertrefflich vollendet, und das ebenso im Gesang, als im Spiel.

„Auch in Hamburg mußte die Künstlerin sich ihren Erfolg erst erobern. Man war darüber verstimmt, abnorme Preise zu zahlen, um eine Sängerin zu hören, die das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte. Außerdem hatte die Hamburger Bühne grade damals eine Sängerin im Fach der Sontag, die man mit Recht sehr schätzte, die aber eine

nicht unbedeutende Partei von Theaterhabitué's mit Unrecht für unübertrefflich hielt. Diese Partei nahm nun die Erfolge der Sontag wie eine Beleidigung und Herabsetzung des heimischen Lieblings, und es verlautete von einer beabsichtigten Demonstration für diesen ersten Abend, an dem die beiden Sängerinnen zusammen auftreten würden. Das wußte das ganze Publikum, und ungeschickte, aber wohlwollende Absicht benachrichtigte durch anonyme Briefe sogar Gräfin Rossi davon und warnte und beschwor sie, nicht im Figaro zu singen, da ihre Hamburger Rivalin als Page auftreten solle. Henriette Sontag legte die Warnungsbriefe ruhig bei Seite und erschien als Susanne auf der Bühne. Und nun umspielte, umsang sie den Pagen, den sie keinen Moment aus den Augen ließ, zog ihn so in ihr Spiel hinein, daß es unmöglich gewesen wäre, dem Cherubin auch nur den geringsten Beifall zu spenden, der nicht nothwendig und ganz der Susanne mitgegolten hätte. — Daß dieser Beifall nun immer ein wahrer Sturm war, versteht sich von selbst, aber er blieb auch der Susanne allein treu, und nie ist ein verdienterer einer Künstlerleistung gespendet worden!"

Während der großen Londoner Weltausstellung 1851 war Henriette Sontag wieder der angebete „Stern der Saison". Damals sang sie zum ersten Mal die für sie komponirte „Sontag-Polka", die seitdem zum englischen Volksliede geworden ist.

Im Dezember desselben Jahres besuchte sie ihre Vaterstadt Koblenz, wie eine Königin gefeiert Sie sang in einem Konzert zum Besten der Armen. Hoffmann von Fallersleben, der damals in dem nahen Neuwied lebte, widmete ihr ein Gedicht, das nach dem Konzert von einem Männerchor unter ihrem Fenster im „Trier'schen Hofe" gesungen wurde und das begann:

„Sei gegrüßt mit Sang und Schall!
Königin im Reich des Klanges!
Meisterin des deutschen Sanges!
Frühling wird es überall,
Wo Du singst, o Nachtigall!"

Am nächsten Tage sang sie in Neuwied zum Besten der Kleinkinderschule zwei Lieder, und Hoffmann von Fallersleben rief ihr nach:

„O singe noch lange, lange
So wunderbar wie heut,
Daß uns in Deinem Gesange
Die schön're Welt erfreut
Wir bringen die Zähre der Freude
Dir dar, den herrlichsten Kranz,
Du Liebling der edelen Herzen,
Du Zierde des Vaterlands!"

Des Sängers Wort „noch lange, lange" sollte leider kein prophetisches sein. Schon im nächsten Sommer fühlte Henriette, welche in Ems eine Brunnenkur gebrauchte, sich so angegriffen, daß sie in England vergebens erwartet wurde.

Aber noch ein Mal raffte die zärtlichste Mutter sich auf — zur reichsten Goldernte für ihre Kinder. Sie ging im Frühjahr 1853 nach Amerika, begleitet vom Kapellmeister Karl Eckert. Mitten in ihrem Triumphzuge und in der vollsten Ernte fiel sie dem unerbittlichsten Schnitter zum Opfer. Sie starb am 17. Juni 1854 zu Mexico an der Cholera. Ihr letztes Wort nach Deutschland lautete: „Der Beifall ist hier förmlich tropisch!"

Ihr letztes Sehnen galt ihrem Gatten — ihren Kindern — ihrem Vaterlande . . . Welch ein einsam traurig Sterben — nach dem reichsten und glänzendsten Leben!

Schon früher hatte sie den Wunsch geäußert: dereinst in dem Kloster zu ruhen, in welchem ihre Schwester Nina Nonne, mit dem Klosternamen „Juliane".

Dieser Wunsch ist erfüllt worden. Der Sarg langte zu Schiff in Dresden an. Frau Charles Maier, die Gattin des berühmten Klavier-Virtuosen, die Henriette in ihrer Petersburger Glanzzeit gekannt hatte, stand zufällig auf der Elbbrücke und begleitete den traurigen Leichenzug bis zum Bahnhof. Sie erzählte mir später davon: wie wehmüthig dies Sterben und Begrabenwerden sie gestimmt! — An Dresden gingen die Ueberreste Henriette Sontags fast unbemerkt vorüber. — Ihre arme Mutter, die nun ganz töchterlose, hatte unter Thränenströmen nur das eine Wort: „Der Herr hat's gegeben! Der Herr hat's genommen! Der Name des Herrn sei gelobt!“

Die jungen Grafen Rossi trugen den Sarg ihrer Mutter in die Gruft im Kloster St. Marienthal hinab, welche die Inschrift zeigt:

„Der besten Mutter. Der zärtlichsten Tochter. Der treusten Gattin. Der edelsten Freundin. Der größten Sängerin.“

Nach zehn Jahren ist auch Graf Rossi und im April 1865 Frau Franziska Sontag gestorben.

Schon mehr als zwei Jahrzehnte hat die arme vereinsamte Nonne Nina-Juliane am Sarge der geliebten Schwester Henriette gebetet und geweint und fromme Lieder gesungen ... Mit welchen Gefühlen! Mit welchen Erinnerungen! Sie, die schon als Professin mit dem Leichentuche der Entsagung von den Nonnen zugedeckt wurde — und dann, abgestorben für die Welt, als Himmelsbraut aus dem Sarge aufstand und jeder Schwester den Friedenskuß gab ... Und dabei die unsterblichen Erinnerungen an die alte fröhliche glänzende Sontag-Zeit in Berlin — vor so vielen, vielen Jahren!

Möchte sie im Kloster den Frieden gefunden haben, den die Welt ihr nicht geben konnte.

Ueber Henriettens letzte Ruhestätte schreibt mir eine Freundin, die im August 1877 Kloster und Gruft besuchte:

„Der Pförtner hob eine Fallthür auf und ich stieg in eine düstere feuchte Gruft hinab. Behutsam mußte ich auf Brettern gehn, die lose über Balken gelegt waren und durch die das unvertilgbare Grundwasser glitzerte. Henriettens prachtvoller Sarg von Erz zeigt das erhabene Wappen der Grafen Rossi, mit den Worten auf goldenem Bande: „Alles für meinen König und meine Ehre!“ Auf dem Sarge liegen ein goldener Lorbeerkranz vom alten König Ludwig von Baiern und ein silberner vom Herzog von Koburg. — Tief bedrückt verließ ich die düstere Gruft und dachte: Welch ein einsam Grab — nach einem so jubellauten Leben! — — Henriettens Schwester Nina*) lebt noch als Nonne im Kloster, ist jetzt 67 Jahre alt, aber ganz geistesschwach . . .“

Ja, armes, armes Menschenleben! Wie eitel erscheinst Du in der Todtengruft — als Staub und Asche und Moder! —

*) Auch Nina Sontag ist inzwischen gestorben, Ende 1879.

4. Eine Gastreise nach Petersburg.

Hortensio: — Welch günst'ger Wind
Blies Dich nach Padua von Verona her?
Petruchio: Der Wind, der durch die Welt die Jugend treibt,
Sich Glück wo anders, als daheim zu suchen,
Wo uns Erfahrung spärlich reift!

Shakespeare's: Widerspenstige.

Meine verschiedenen stadt- und weltkundigen bösen Erfahrungen in Berlin mit dem Prinzen August von Preußen, mit Madame Kracau und zuletzt gar mit dem „Grafen Samoilow", die meinen Neidern und Gegnern, besonders dem Prinzen August und meiner Kollegin Mad. Stich und ihren Anhängern, nur zu willkommene Gelegenheit boten, mich zu verdächtigen, ließen es mir doch immer wünschenswerther erscheinen, den Schauplatz meiner Bühnenkunst zu wechseln.

Dazu kam noch Zweierlei, was mich von Berlin forttrieb. Das alte böse Recht der Anziennität an der Berliner Hofbühne, das so selten eine gute und dankbare Rolle an mich fallen ließ, höchstens so jugendliche, für welche Mad. Stich, Mad. Unzelmann und Mad. Devrient-Komitsch durch ihre Jahre absolut unmöglich geworden waren, raubte mir mehr und mehr die Lust, immer und immer wieder schnippische Kammerjungfern, unreife Backfische, mondscheinfarbige Jungfräulein, kecke Hosenrollen und die langweiligsten, indifferentesten Neben-Liebhaberinnen zu spielen. Ich fühlte täglich mehr, daß mein Talent sich auf diesem Boden nicht entfalten könne.

Und dann die pekuniären Sorgen und Nöthe, mit denen die Mutter und ich, je länger wir in dem theuren Berlin

lebten, immer mehr zu kämpfen hatten. Meine Gage war durch des Königs Gnade von 1000 Thl. allerdings bald auf 1200 Thl., seit 1827 auf 1500 Thlr. gestiegen. Aber meine Bühnen- und Gesellschaftstoilette kostete große Summen. Die geselligen Kreise, in denen wir lebten, waren sehr angenehm, aber nicht nur das Gesellschaften-Geben ist kostspielig, auch das in Gesellschaft-Gehen, oder vielmehr Fahren. Selbst die zarten Aufmerksamkeiten an Blumen und Früchten, die der jungen Künstlerin und dem hübschen Mädchen dargebracht wurden, verschlangen im Laufe des Jahres an Trinkgeldern ein kleines Vermögen. So bekamen wir jedes Mal einen Schreck, wenn der königliche Lakai uns ein Körbchen mit Sanssouci-Trauben, Pfirsichen oder Ananas vom „Herrn Geheim-Kämmerier Timm" brachte. Solch ein königliches Geschenk verlangte auch stets ein königliches Trinkgeld. — Am schlimmsten aber derangirten mich die fortwährenden Ansprüche, welche mein leichtsinniger Bruder Karl, der flotte badische Reiter-Lieutenant, an meine Kasse machte.

Die Mutter hatte ihm längst ihre ganze Wittwen-Pension von 600 Gulden abgetreten. Aber selbst dieser Zuschuß reichte nie. Alljährlich mußte Schwester Lina so und so viele große und kleine Lieutenants-Bären losbinden.

So nahm ich denn im Frühjahr 1828 mit Freuden einen ehrenvollen und vortheilhaften Gastspiel-Antrag nach Petersburg an, der ein Engagement in Aussicht stellte.

Aber eine Reise von Berlin nach Petersburg damals — — gegen heute!

Heute steigt man um elf Uhr Abends in das weiche, warme Koupee des Kurierzugs, hüllt sich in Pelz und Reisedecken, erwacht zum Morgenkaffee in Dirschau, frühstückt à la fourchette in Königsberg — dinirt um vier Uhr in Eydtkuhnen und am andern Tage um sechs Uhr behaglich in Petersburg . . .

Heute ist eine Kunstreise von Berlin nach Petersburg ein Gedanke — eine Laune ... Damals — besonders im Winter — war sie ein schwerer Entschluß — eine That ... ja, ein Opfer, das man sich selber brachte. Denn welche Anstrengungen und Geldopfer kosteten nicht nur die wochenlange Reise, sondern auch die Vorbereitungen dazu. Da mußte für Reisepelze gesorgt werden, als gings nach Sibirien. Da galt es einen bequemen und sehr, sehr dauerhaften Reisewagen zu erstehen, der die seltene Eigenschaft besaß, die 103 deutschen Meilen schauerlicher, unchaussirter, aufgeweichter Wege bis Polangen und die noch schauerlicheren 840 Werst grundlosen russischen Bodens bis Petersburg standhaft zu überwinden. Da durfte auch ein zuverlässiger und handfester Bedienter nicht fehlen, der unter Umständen den Muth hatte, ein paar schutzlose Frauen gegen deutsche Galanterien und gegen russische Kosaken, Zollbeamte, betrunkene Bauern und dergleichen Landstraßengewächse zu schützen.

Heute kostet eine Reise nach Petersburg 10 ... damals fast 100 Friedrichsd'or!

Und wie sieht es mit dem goldenen Lohn für ein solches Kunstmartyrium aus? — Die Bedingungen, unter denen heut ein Gastspiel oder ein Engagement in Petersburg abgeschlossen wird, sind zehn Mal günstiger, als damals. Wenigstens in diesem Punkte lebt man heut im goldenen Zeitalter der Kunst. Das silberne ist in die vierziger Jahre gefallen. Ich hatte das eiserne durchzukämpfen.

Aber wie? — ist denn die Kunst in dem inzwischen dahingerollten halben Jahrhundert auch um das zehnfache gewachsen?

Wohl kaum ... aber das Virtuosenthum!

Heute ist die Gastspielfahrt eines ersten Kunstvirtuosen durch Rußland ein Triumphzug ... Damals war die Reise eines Künstlers ein Kreuzzug.

Und doch war jene Art zu reisen viel poetischer, als heute. Wenigstens für ein junges, fröhliches und muthiges Herz. Besonders denke ich noch heute mit Vergnügen zurück an die stillen, klaren Mondscheinnächte, die ich in der molligen Wagenecke neben der Mutter durchwachte, mein munteres Hündchen Lisinka im Schooß, wenn draußen Dörfer und Wälder wie im Traum an uns vorüberflogen und der Postillion dazu den alten Dessauer oder das Mantellied so melancholisch blies . . .

Und was Alles erlebte man auf einer solchen langsamen, wochenlangen Reise!

Anfangs März 1828 verließen wir Berlin, um gleich nach den Fasten in Petersburg einzutreffen. Zwei Tage und zwei Nächte fuhren wir, mit Ausnahme eines kleinen Haltepunktes in Elbing, ununterbrochen weiter, sobald nur neue Extrapostpferde vor unsern Wagen beschafft werden konnten.

Von Königsberg bis Memel ging die Fahrt durch trostlose, öde Gegenden, zum Theil an der Meeresküste entlang — derselbe Weg, den einst die fieberkranke Königin Luise auf der Flucht vor den Franzosen gemacht hatte. Es waren uns schaurige Begebenheiten von dem Versinken im Triebsande erzählt, — aber wir fuhren ja mit preußischen Postillonen: also getrost vorwärts!

Memel machte durch die niedrigen Häuser, die drückende Stille, die in diesem Orte herrschte, auf mich einen traurigen Eindruck.

Und dann ging's auf die russische Grenze und das entsetzlichste aller Mauthhäuser zu . . .

Der russische Konsul in Memel, an den ich empfohlen war, hatte mir zum Schutz seinen russisch sprechenden Sekretär bis Polangen mitgegeben und hinzugefügt: „Indessen einige Trinkgelder müssen Sie schon geben; die Mauthbeamten sind bei der kleinen Besoldung darauf angewiesen!“

Aber bald sollten wir zu der trostlosen Einsicht kommen, daß unser Ritter für uns das fünfte Rad am Wagen war, denn es fehlte ihm die allernöthigste Energie.

„Sie führen doch keine neuen Gegenstände mit sich?“ fragte er ängstlich.

„Allerdings, meinen Reisebedarf.“

„Schlimm, sehr schlimm!“

„Warum?“

„Man wird Sie chikaniren —“

„Klappern Sie nur mit dem Gelde, dann rechnen die Beamten auf gute Trinkgelder!“

„Ich habe keines bei mir,“ erwiderte der Ritter etwas verlegen.

„Hier, mein Herr!“ sagte ich, indem ich ihm einige Rubel einhändigte.

Eine Stunde vor Polangen sahen wir bewaffnete Reiter auf uns zukommen. Unser Schützer sagte: „Erschrecken Sie nicht; es sind nur Grenzwächter!“

„Und was gehen uns diese an? Was wollen sie?“

„Uns bis zum Mauthhause begleiten.“

„Warum aber das?“

„Um Sie zu eskortiren, wenn Sie verdächtig erscheinen oder Contrebande bei sich führen — in eine Sicherheit, die Ihnen schwerlich gefallen würde . . .“

„Sehr erfreulich!“ sagte ich und betrachtete neugierig die Reiter, die übrigens ganz hübsch aussahen, leicht, graziös auf den kleinen flinken Pferden saßen, aus martialischen, bärtigen Gesichtern gutmüthig uns anblickten und mit geschwungenen Lanzen unsern Wagen in die Mitte nahmen. Als wären wir Kriegsgefangene, hielten sie uns umringt und verließen uns nicht eher, bis der Wagen vor dem Zollgebäude anhielt.

Dante's Wort: „Ihr, die Ihr eintretet, laßt jede Hoffnung draußen!“ hätte als Schild vor der Eingangsthür hängen

müssen, dann wären wir würdig vorbereitet gewesen auf dieses Höllenzimmer.

Ein furchtbarer Qualm von Hitze und verpesteter Luft schlug uns entgegen. Die Doppelfenster ließen durch die trüben Scheiben wenig Tageshelle ein. Eine Menge Juden saßen und standen umher, uns neugierig anschauend. Die Beamten empfingen uns mürrisch und gingen langsam an's Durchsuchen der Koffer, welche der Bediente hereintragen half. Aus aufgedunsenen, graublassen Gesichtern traf uns manchmal ein lauernder Blick, wenn ein Gepäckstück ihnen aufzufallen schien. Der Sekretär wischte sich den Angstschweiß von der Stirn, als einer der Untersuchenden mit den schmutzigsten Fingern ihm Atlasschuhe vorhielt, eifrigst dabei sprechend. Ich trat näher.

„Was fragt der Unhöfliche?"

„Warum Sie neue Schuhe mit sich führen?"

„Soll ich etwa in alten Schuhen vor Ihren Majestäten in Petersburg spielen? — oder dort erst Schuhe anmessen lassen? Verdolmetschen Sie ihm das, ich bitte, Wort für Wort — und betonen Sie, daß die Kaiserin Alexandra mich persönlich nach Petersburg zum Gastspiel eingeladen hat!"

Das half, es wurde weiter ausgepackt, etwas schneller, da hörte ich plötzlich hinter mir Ohrfeigen austheilen und heftig reden. Ich wandte mich um und sah einen Knirps von Beamten, kaum achtzehn Jahre alt, einen alten, ehrwürdigen Bauer mit schneeweißem Haar und langem Bart, der verlegen seine Mütze drehte und leise Entschuldigungen stammelte, rechts und links heftig ohrfeigen! Entrüstet stellte ich mich rasch vor den Greis, und ihn mit ausgebreiteten Armen schützend, rief ich ganz außer mir, ohne daran zu denken, daß meine Worte nicht verstanden würden: „Hat er gefehlt, so wird er gestraft werden, aber nicht durch Sie,

junger Mensch! Ehren Sie das Alter! Ohrfeigt man einen Greis, der mit einem Fuß schon im Grabe steht?“

Nun wurde es lebendig in dem dumpfen Zimmer. Die Juden schrien, die Beamten traten auf uns zu, die Wache stürzte herein und unser Bedienter rief, Alle übertönend: „Wir stehen unter preußischem Schutz! Wir sind Preußen!“ — Die arme Mutter war auf einen Stuhl gesunken, kaum im Stande, unser Hündchen zurückzuhalten, welches wie rasend bellte und mich vertheidigen wollte. Der winzige Beamte ballte die Faust und suchte dem Bauer näher zu kommen. Der Sekretair sagte blaß und zitternd: „Was thun Sie? Man wird Sie nicht weiter reisen lassen!“

„Desto besser, desto besser!“ entgegnete ich immer hitziger und blieb schützend vor dem alten Manne stehen. „Ich will gar nicht weiter, ich will nach Memel zurück, mir ist alle Lust nach näherer Bekanntschaft mit einem Lande vergangen, in welches man wie ein Verbrecher von bewaffneten Reitern eingeführt, wo man wie ein Schmuggler behandelt wird, und wo uralte arme Leute geohrfeigt werden ... Ich will zurück! Verdolmetschen Sie das und sagen Sie, ich würde alles hier Vorgefallene dem Konsul in Memel mittheilen und ihn ersuchen, mein Nichteintreffen in Petersburg zu melden, und auch die Ursache desselben. Erfährt dann Fürst Wolkonski, auf welche Weise die Unterbeamten die Befehle der Vorgesetzten überschreiten, so wird die Strafe nicht ausbleiben und der boshafte Knirps da übel wegkommen!“ ...

Endlich sprach der Sekretär mit Energie. Ich vernahm öfters das Wort: Knäs (Fürst) Wolkonski. Die Beamten befahlen dem Ohrfeigengeber, das Zimmer zu verlassen, und als endlich — leider zu spät — unser Ritter vernehmlich mit Geld klapperte, ging das Untersuchen der Effekten rasch vorwärts, und bald konnten wir weiter fahren.

Mein alter Bauer wischte eine Thräne nach der andern

mit seinen zitternden Händen ab, ich steckte ihm Geld zu und streichelte seine mißhandelten Wangen, ihm freundlich Trost zusprechend, als müsse er mich verstehen. Er dankte mit Blicken, als wollten sie sagen: „Glück und Segen mit Dir, Fremde! Das erste Wesen, das sich meiner annahm!“

Die Juden eskortirten uns, freundlich nickend, an den Wagen, die Beamten grüßten sogar, und der Bauer schwenkte seine Mütze, glückliche Reise wünschend. Der Sekretär hatte sich von allen Alterationen etwas erholt und versprach dem Konsul Bericht zu erstatten; wir suchten durch ein Geschenk in klingender Münze ihm die angstvolle Stunde zu versüßen.

Und weiter ging's der Düna zu — mit dem ersten russischen Postillon. Es war ein blutjunger, bildhübscher Junge, geschmeidig und übermüthig wild wie eine Katze. In einen langen, mit Schafpelz besetzten Kittel gehüllt, der um die schlanke Taille von einem Ledergürtel gehalten wurde, auf dem Zottelkopf mit den blanken, wilden Augen eine Bärenmütze — so stand er bald auf der Deichsel, bald sprang er ab und lief schreiend und peitschenknallend neben den Pferden her, die doch gar keines Treibens bedurften und wie das wilde Heer über Knüppeldämme, zugefrorene Gräben und Wasserpfützen mit uns dahin flogen. Vergebens lud der Bediente den kleinen Wilden ein, neben ihm auf dem Bock Platz zu nehmen. Der wies ihm lachend die blitzenden Prachtzähne und sprang übermüthig weiter, daß die langen Haare ihm um den Kopf flogen. Als ich einige Töne der russischen Nationalhymne sang und ihm freundlich dabei zunickte, verstand er mich sogleich, stimmte hell ein und sang uns all' seine melancholischen russischen Volkslieder, daß uns die vierzehn Werst (ungefähr zwei deutsche Meilen) bis zur nächsten Station sehr schnell und angenehm dahin flogen.

Ich fügte zum ausgemachten Trinkgeld noch ein Extra-na wodky, zu Schnaps, hinzu; das war mir in Memel an-

gerathen worden. Da blinkten die weißen Zähne noch viel lustiger, er konnte nicht müde werden, der guten „Matuschka“ (Mütterchen) die Hand zu küssen. Lachend zeigte er auch dem nachfolgenden Postillon das Geschenk und nun waren wir geborgen. Schnell und vorsichtig wurden wir weiter gefahren bis an das Ufer der Düna, welche uns noch von Riga trennte.

Aber, o weh! Hier standen Wächter am Ufer und verboten uns das Passiren des schon morschen Eises. Jede Minute könne der Eisgang eintreten. Und doch wurde ich von dem Direktor Dölle bestimmt zum Gastspiel in Riga erwartet — und sollte morgen auftreten. In dieser Rathlosigkeit brachte mir der soeben aus Riga angelangte Theaterdiener einen Brief des geängsteten Direktors, mit den rührendsten Bitten, ihn nicht im Stich zu lassen — das Haus sei für morgen bereits ausverkauft. Aus besonderer Rücksicht habe ihm der theaterenthusiastische Gouverneur erlaubt, die Ueberfahrt und den Transport der Effekten auf kleinen Schlitten, je mit einem Pferde bespannt, zu bewerkstelligen. Doch müßte mit größter Schnelligkeit Alles vor sich gehen: Sattler und Schmied würden das Zerlegen des Wagens besorgen. Ich möge es wagen, es ginge noch gefahrlos. Jeden Augenblick könnten die Kanonenschüsse dröhnen, und dann sei das Passiren aufs Strengste verboten. Wie lange, sobald sich das Eis in Bewegung gesetzt habe, jede Kommunikation gehemmt bleibe, lasse sich zum Voraus nicht bestimmen, und wo ich in diesem Falle mit der Mutter ein Unterkommen finden würde? . . .

„In Gottes Namen denn vorwärts!“ sprach die Mutter. Es begann nun um den Wagen von geschäftigen Leuten zu wimmeln, die das Gepäck abluden und den Wagen auseinander nahmen; wir sahen ergebungsvoll dem Zerstörungswerke zu. Auf einen Schlitten kamen die Räder, auf den

zweiten die Koffer, auf den dritten und größten der schwerfällige Wagenkasten, auf den vierten die Mutter und ich, das Hündchen Lisinka, dem das Treiben sehr zu mißfallen schien, zwischen uns, auf den fünften der Bediente mit der Chatoulle. Die treue Seele gelobte uns zu retten, wenn wir dem Versinken nahe wären. Voraus fuhren der Schmied, der Sattler und der Theaterdiener, immer rufend und warnend vor morschen Stellen.

Wir schlossen die Augen, hielten uns umschlungen und fühlten, daß es rasch im Fluge weiter ging. Konnte nicht das muntere Klingen der Schlittenglocken unser Grabgeläute bedeuten? Wir wurden reichlich mit Wasser bespritzt, das schon fußhoch auf dem Eise stand. Oft glaubten wir zu sinken ... O, wie schaurig krachte das Eis! Dann fuhren wir erschreckt auf und blickten nach dem rettenden Ufer aus. Endlich war die schaurige Fahrt überstanden. Direktor Dölle empfing uns mit seinem gesammten Personal am Ufer; er war freudig ergriffen. Die Damen umarmten uns unter Lachen und Weinen; wie alte Bekannte wurden wir bewillkommt. Klopfenden Herzens hatten Alle den Windungen der Schlittenkarawane zugesehen; sie geleiteten uns nun im Triumph nach Riga hinein zur „Stadt London", wo wir von der liebenswürdigen Wirthin, Mad. Seemann, zu unserer Aufnahme Alles sorglichst hergerichtet fanden.

Eine halbe Stunde darauf dröhnten die verhängnißvollen Kanonenschläge.

Der Erfolg meines Gastspiels war ein in jeder Hinsicht zufriedenstellender. Sämmtliche Reisekosten wurden durch die Einnahmen gedeckt. Am meisten gefiel ich als Agnes in Zieglers „Mann im Feuer" — eine naive Konversationsrolle. Fünfmal spielte ich die Agnes, und im Ganzen vierzehnmal in drei Wochen. Die Mitglieder unterstützten mich auf so freundliche, herzliche Art, daß ich wirklich wähnte,

unter Freunden zu sein. Die Stücke waren musterhaft einstudirt; Direktor Dölle hatte ganz vortreffliche Künstler zu fesseln gewußt. Und die guten Rigaer verwöhnten mich durch gastfreie, liebenswürdige Aufnahme.

Die Weiterreise nach Petersbung war sehr unerquicklich und anstrengend.

Nichts ermüdet die Sehnerven so sehr, wie der Blick tagelang auf schneebedeckte Ebenen. Ein Dorf glich im Aussehen dem andern; saubere, zierlich gebaute Holzhäuser, wenig Leben, Alles still, man möchte sagen schlummerartig. In den Stationslokalen fanden wir überall große Zimmer und mit schwarzem Leder überzogene Sophas; die Wirthsleute und Posthalter waren höflich, sprachen auch deutsch, aber sie erschienen mir theilnahmlos, stumpf, wie resignirt im ewigen Einerlei ohne Wunsch und Klage dahinvegetirend. Als ein schöner Menschenschlag zeichneten sich die Bauern aus, vor Allen die Männer mit ihren guthmüthigen, freundlichen Physiognomien. Die Frauen, obwohl auch von blühender Gesichtsfarbe, hatten nicht so regelmäßige Züge; aus den Augen sprach wenig Intelligenz, auch waren sie meistens zu stark, beinahe plump gewachsen, was um so mehr auffiel, da die russische Landestracht der Männer sehr kleidsam ist. Der um die kurzen Ueberröcke oder die bunten Hemden geschnallte Gürtel läßt die Figur schlank und nicht ohne Grazie erscheinen. Von der allerheitersten Seite zeigt sich der Eingeborene in einem gewissen Stadium des Rausches. Ein gar fröhlich aussehender Bauer verbeugte sich immerfort lächelnd vor mir, als ich an ihm vorüberging, suchte meine Hand zu fassen, küßte sie und sagte: „Matuschka! Matuschka, sei nicht böse, daß ich ein kleines Räuschchen habe!"

Zuweilen wurde die Einförmigkeit durch einen Kourierwagen, Telega genannt, unterbrochen; ein einspänniger Holzwagen ohne Federn mit sehr hohen Rädern, welcher in

rasendem Tempo vorübersauste. So begegnete uns auch die schöne Großfürstin Helene mit ihrer Suite, nach Deutschland reisend. Mit Schwindel erregender Schnelligkeit flogen alle Equipagen und Telegas an uns vorüber.

Eine Meile vor Petersburg trafen wir auf schöne Landhäuser, „Datschen“ genannt, großartigere Villen, als im Berliner Thiergarten. Und dann fuhren wir in die Residenz Peters des Großen und Katharinas hinein. Wie eine Wunderstadt aus Tausend und einer Nacht taucht sie aus der weiten Wüste auf, durch die wir bisher geeilt. Die hohen vergoldeten Kirchen-Kuppeln, die riesenhaften Paläste, die endlosen breiten Straßen, besonders der prächtige Alexander Newsky-Prospekt machen beim ersten Anblick einen eigenthümlichen fremdartigen Eindruck, ebenso die unzähligen Viergespanne mit kleinen Knaben auf dem Vorderpferde, die hellen Kinderstimmen fortwährend rufend: „Padi, Padi!“ Aufgepaßt!

Unser Empfang in Petersburg war nichts weniger als angenehm, da wir die russischen Verhältnisse gar nicht kannten. Wir stiegen in einem großen wüsten Hôtel ab. Der Direktor des deutschen Theaters, Herr von Helmersen, erwartete uns, begleitet von seinem Faktotum, Herrn Damier, über dessen Beihülfe beim Aufsuchen einer Wohnung er uns zu verfügen bat, hinzufügend: „denn hier können Sie nicht wohnen!“

„Warum nicht?“ fragte ich verwundert. „Wir sind ja doch in einem Gasthofe!“

„Gewiß! Aber die russischen Familien bringen ihre Betten, Speisen, Diener und Köche stets mit ins Hôtel!“

„Also gibt's in diesem Gasthofe kein Bett für uns und nichts zu essen?„

„Nein! Nicht das Geringste!“

„Sehr tröstlich!“

Helmersen — um in Rücksicht auf sein hohes Alter seinen völligen Mangel an Energie so schonend wie möglich zu be-

zeichnen — war ein sanfter, lieber, in diesem Augenblick nur von einer Idee beherrschter Mann, nämlich: mein Auftreten bei Hofe! Und das mußte morgen geschehen, denn übermorgen reiste die kaiserliche Familie zum Frühjahrsaufenthalt nach der Krim ab.

Und so dachte Helmersen weder an unsere Müdigkeit, noch an eine Erquickung. Er drängte nur:

„Eilen Sie schnell zum Fürsten Wolkonski, nein erst zum Oberkammerherrn der Kaiserin, um den Empfehlungsbrief des Geheim-Kämmeriers Timm aus Berlin abzugeben, dann zum Fürsten Dolgoruki, dann zum Fürsten Gutaizow ...“

„Um Gottes willen, warum denn zu vier hohen Herren? Sind Sie nicht Direktor der deutschen Bühne?“

„Ja wohl! Intendant derselben aber ist Fürst Gutaizow, — Dolgoruki Intendant vom französischen Theater, der zur Vorstellung bei Hofe auch seine Mitglieder vorbereiten muß, denn diese spielen nach den Deutschen. Der Oberkammerherr muß Ihro Majestät der Kaiserin Alexandra Ihre Ankunft melden, und Fürst Wolkonski dann anfragen, ob noch eine Vorstellung stattfinden kann, und wann?“

„Hören Sie auf!“ rief ich, Helmersen ins Wort fallend, — „wie soll ich das Alles behalten?“

„Es ist kein Augenblick zu verlieren,“ drängte Helmersen. „Rasch, machen Sie sich fertig; ich schicke nach einem Wagen!“

„Aber es ist ja noch nicht ausgepackt,“ erwiderte ich in größter Aufregung; „ich kann mich doch nicht im Reisekleid vorstellen? Meine Wangen glühen, die Augen brennen mir von Staub, Hitze und Ermüdung.“

„Und vor allen Dingen muß doch meine Tochter erst etwas essen!“ rief die gute Mutter besorgt.

„Warum?“ frug Helmersen sehr naiv, indem er seine wasserblauen Augen groß aufriß.

„Warum? weil ich hungrig bin!“ entgegnete ich entrüstet. „Denken Sie doch, die ganze Nacht hindurch gefahren und nicht einmal eine Tasse Kaffee oder Thee zur Erquickung!“

„Ja,“ seufzte Helmersen, „dann werden Sie nicht bei Hofe spielen. Erläßt man heute nicht noch die Befehle, so ist das Theater im großen Saal des Winterpalastes nicht mehr bis morgen herzurichten, und übermorgen reisen die Majestäten ab . . .“

Er verstummte kleinmüthig, — seine Weisheit war zu Ende.

Also rasch wurden der rosa Atlasüberrock und das schwarze Sammetbaret ausgepackt, die Locken von den Wickeln befreit, hoch, desperat hoch aufgethürmt, das Baret aufgestülpt . . . und fort ging es. Der Bediente kam uns im Korridor entgegen, indem er triumphirend ein Rebhuhn präsentirte, welches er einem Koch abgekauft. Stehend aß ich etwas davon, beinahe erstickend vor Eile, denn Helmersen rief verzweiflungsvoll: „Wir kommen zu spät, zu spät!“ — So stürzten wir die Treppe hinab in den Wagen und steuerten dem Winterpalais zu — Helmersen glücklich, ich halbtodt von der Hetzjagd. Unterwegs fragte mich der weise Direktor: was ich spielen wolle, im Fall mir die Wahl überlassen würde? Ich entschied mich — im Hinblick auf meine Rigaer Erfolge in dieser Rolle — für den „Mann im Feuer“. Helmersen bewies durch den Umstand, daß er keinen Einspruch erhob, die größte Unkenntniß seines Personals.

Endlich stiegen wir vor dem riesengroßen, prachtvollen Winterpalais aus, in dem über 3000 Menschen wohnen. Es ging über mehrere Treppen durch unendliche Gänge, bis wir die Gemächer des Oberkammerherrn erreichten. Ich verbeugte mich vor einem würdig aussehenden Manne und überreichte den Empfehlungsbrief von Freund Timm. Nachdem er das Schreiben durchflogen, versicherte er auf sehr liebenswürdige Art, daß er sogleich seine Herrin von meiner Ankunft in

Kenntniß setzen würde, und er hoffe sicher, ich sei noch zu rechter Zeit angelangt. „Sagen Sie dies Fürst Wolkonski," fügte er, sich empfehlend, hinzu.

Helmersen durchwanderte wie verjüngt mit mir abermals endlose Gangwindungen. Dann war auch Wolkonski's Wohnung erreicht. Im Vorzimmer saßen und standen eine Menge hoher Militärpersonen; es blitzte förmlich von Ordenssternen. Ich wurde verwundert angestaunt, und ich selbst fühlte nur zu sehr meine Wangen brennen, meine Augen glühen. Helmersen mußte zuerst mit dem Fürsten sprechen und kam bald zurück, um mich demselben vorzustellen. Wolkonski's Aeußeres war nicht einnehmend: klein, alt, häßlich, — aber während des Sprechens gewann er sehr, denn neben den Formen des feinsten Weltmannes wußte er sich klug und angenehm zu unterhalten. Er versprach ebenfalls, sogleich mit der Kaiserin zu sprechen, ließ sich von Helmersen das Stück „Der Mann im Feuer" aufschreiben, und händigte mir einige Zeilen für Fürst Dolgoruki ein. Wir fuhren gewiß eine halbe Stunde, ehe wir zu dessen Palais gelangten.

Dolgoruki sah mich befremdet an. Später gab er mir lachend die Erklärung: „Ihre hochrothen Wangen, die fieberhaft blickenden Augen, das Baret, so verwegen aufgesetzt, — Alles das erschreckte mich fast! . . ." Nachdem ich aber Wolkonski's Zeilen übergeben und alle Erlebnisse und Abhetzereien mitgetheilt hatte, wurde er sehr artig, versprach mir nach Kräften beizustehen und rieth uns, Fürst Cutaizow zu besuchen.

Dieser war der einsilbigste von Allen, aber zuvorkommend und artig.

Wie ich dann noch den grade zum Besuch in Petersburg anwesenden jungen Prinzen Wilhelm von Preußen, den jetzigen Kaiser, um seine freundliche Vermittlung für mein Auftreten

bei Hofe ansprechen mußte, — habe ich bereits im ersten Bande dieser Memoiren erzählt, in dem Kapitel: „Bei Seiner Majestät!“

Jetzt war ich aber auch so erschöpft, daß ich schluchzend in den Wagen sank und rief: „Nun zur Mutter! Spielen oder nicht, — ich bedarf der Ruhe.“ Helmersen blieb ungerührt bei meinen Klagen, denn mein Gastspiel schien sich brillant zu gestalten, indem der Anfang desselben bei Hofe gemacht wurde. — Zum Glück war bereits ein hübsches Privat-Logis in Beschlag genommen; der Bediente geleitete uns in die neue Behausung, und die Mutter bewillkommte mich mit einem sehr erwünschten Souper. Endlich konnten wir uns einer erquickenden Ruhe hingeben, deren Wohlthat ich, wie noch nie, empfand.

Um acht Uhr anderen Morgens wurde ich zur Probe ins Winterpalais abgeholt, Abends sollte gespielt werden. Ich bewunderte den Prachtsaal, in welchem sich das kleine reizende Theater befand, — desto weniger die Schauspieler. Ich erkannte das lebensfrische Lustspiel kaum wieder bei dieser Darstellungsweise. In Berlin hatten wir es in 1½ Stunden gespielt, hier dehnte es sich durch 2½ Stunden. Keine Spur von Konversationston, kein Humor! Der große, starke Barlow als General sprach nicht, er deklamirte. Das „Guten Morgen, liebe Agnes!“ trug er vor wie: Geh' in ein Kloster, Ophelia!“ Wiebe, der den jugendlichen Liebhaber gab, spielte ernst und sprach monoton langsam, wie ein Büßender; sein Lächeln war gezwungen, als kostete es ihm entsetzliche Muskelanstrengung. Von sämmtlichen Beschäftigten wurde jedes Wort angstvoll dem Souffleur abgelauscht . . . genug, ich kam aus der Probe völlig entmuthigt zu Hause an. Verzweiflungsvoll klagte ich der Mutter meine Noth und Angst wegen der Vorstellung. Die Ueberzeugung, daß die hohen Herrschaften sich langweilen müßten, und das

Bewußtsein, daß ich Unglückliche die Veranlassung zu dieser Aufführung sei, benahmen mir Muth und Heiterkeit. Ich wollte sogar zu Fürst Wolkonski eilen, ihm Alles sagen und auf die Vorstellung vor dem Hofe verzichten. Aber dann hätte ich auch nicht mehr am deutschen Theater in Petersburg gastiren können, denn die Schauspieler hätten ja den Grund meiner jetzigen Weigerung, vor dem Hofe aufzutreten, erfahren, und der Zweck der kostspieligen und mühsamen Reise wäre verfehlt gewesen. Mit betrübterem Herzen konnte kaum einer Auszeichnung entgegengesehn werden.

Ehe die Ouvertüre begann, sah ich durch ein Löwenauge des Vorhanges und betrachtete das glänzende vornehme Publikum. Prinz Wilhelm von Preußen saß neben seiner erlauchten Schwester Alexandra und sprach lebhaft mit ihr; die Kaiserin-Mutter Maria, eine Prinzessin von Württemberg, erblickte ich neben Nikolaus und ich konnte kaum begreifen, daß diese schöne, blühende, kaum 40 Jahre alt aussehende Frau: des Kaisers Mutter war.

Mit Herzklopfen trat ich auf die Bühne; ich hatte das erste Wort zu sprechen.

Die Kollegen schienen das Gedächtniß jetzt völlig verloren zu haben. Mühsam, unerquicklich schläfrig schlich das muntere Lustspiel dahin. Zum Ueberfluß beging Barlow, jahrelang schon in Petersburg, noch die Taktlosigkeit: im letzten Akt als General in einem altfränkischen, großgeblumten Schlafrock zu erscheinen. Beschort in Berlin hatte zu dieser Duellscene, welche ohne Licht im Wohnzimmer vor sich gehen soll, einen Ueberrock gewählt, und Barlow stolzirte vor den Kaiserinnen im schlotterigen Schlafrock herum: der dicke, große Mann auf der kleinen Bühne ... Es war entsetzlich anzusehn!

Ich konnte es nicht mehr aushalten; ich verschwand hinter dem großen Schirme des improvisirten Garderobezimmers,

der in einer Ecke des weiten Saals hinter der Bühne angebracht war. Ich fühlte, daß ich blaß unter der Schminke war. Da wurde ich gerufen; kleinmüthig trat ich aus meinem Versteck hervor und sah Fürst Wolkonski vor mir. Er überreichte mir einen reichen Schmuck mit den Worten: „De la part de l'impératrice!"

„Ich danke!" erwiderte ich kleinlaut. „Nicht wahr, mein Fürst, die Herrschaften haben sich entsetzlich gelangweilt? Ich sie leider mit! Und Barlow's Schlußkostüm . . ."

„Ja, das war freilich unerquicklich, aber Sie haben gefallen. Haben Sie nicht bemerkt, wie die Kaiserin so herzlich lachte, der Kaiser applaudirte?"

„Das ist Balsam für mich; aber — darum ist doch nicht weniger schrecklich gespielt worden. Ich bin in Verzweiflung!"

Wolkonski lächelte freundlich: „Deshalb nehmen Sie ein Engagement bei uns an. Für bessere Mitglieder soll gesorgt werden; Sie müssen dem deutschen Theater hier den künstlerischen Impuls geben. Durch Ihr Talent, Ihre Thätigkeit und Liebe zur Kunst kann viel gebessert und die ganze Bühne gehoben werden, und dann wird es Ihnen gut bei uns gefallen."

Ich sagte aufrichtig, daß ich gern in Petersburg bleiben würde, um so recht nach Herzenslust in allen Fächern spielen zu können; aber erst müsse doch auch das Publikum seine Ansicht über mich zu erkennen geben!

Und das deutsche Publikum Peterburgs war mir von dem ersten Auftreten an günstig gestimmt. Es hätte mich am liebsten gleich ganz dabehalten.

Die liebe Frühlingssonne, sowie der glänzende Erfolg meines Gastspiels hatten meine Betrübniß bald verscheucht. Die Stücke, in denen ich im deutschen Theater spielte, waren besser einstudirt als die Vorstellung bei Hofe. Barlow lernte

ich im tragischen Fach als denkenden und mit Gefühl spielenden Künstler kennen, und Wiebe und die anderen Kollegen erschienen weniger steif und kopflos.

Nur litt der gute Barlow an der fixen Idee: das Publikum und seine Mitspieler durch immer neue geistreiche Theater-Koups überraschen und zur Bewunderung fortreißen zu wollen. Welche Alteration hat er mir dadurch in „Romeo und Julia" verursacht.

Ich spielte die Julia, die ich — wie im ersten Bande meiner Memoiren im Kapitel „Herzog Mephisto" ausführlicher erzählt ist — bei dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz in Berlin einstudirt hatte, jetzt in Petersburg überhaupt zum ersten Mal in meinem Theaterleben.

In Erinnerung an Pius Alexander Wolff als Romeo und Mad. Stich als Julia, hatte ich in der Probe mit Romeo-Barlow verabredet: im letzten Akt eine ergreifende Gruppe nach einem berühmten Gemälde zu bilden. Julia ruht im Sarge, welcher auf einer Erhöhung von sieben oder acht Stufen steht. Nachdem Romeo die scheintodte Geliebte zum letzten Male umarmt hat, tritt er einige Stufen zurück, nimmt Gift und stürzt, unter Qualen seine Seele aushauchend, den letzten Blick auf seine Gattin gerichtet, am Sarge nieder, so daß der sich anlehnende Körper von demselben gestützt wird. Die erwachte Julia kniet dann nach der Flucht Lorenzo's bei ihm hin, ersticht sich und stirbt, ihr Haupt an Romeo's Brust geneigt. Die Väter ersteigen die Stufen und reichen sich zur Versöhnung die Hände über der Gruppe Romeo's und Julia's.

In der Probe ging auch Alles gut — — aber am Abend gab es, Dank Barlow's geistreichen Ueberraschungen, keine kleine Verwirrung.

Nach dem über Erwarten gelungenen vierten Akt und der schweren Giftscene lag ich ganz vergnügt in der Nähe

des grimmigen Tybalt in der Gruft, mit stiller Vorfreude auf die Wirkung des malerischen Schlußtableaus.

Romeo nahm Abschied von meiner Leiche, ich hörte ihn die Stufen hinabsteigen, — wunderte mich aber, daß, wie in der Probe, das Gerüst nicht vom fallenden schweren Körper Barlow's erzitterte. Lorenzo kommt, ich erwache mit der Frage: „Und wo ist mein Gemal?“ — und vernehme die Schreckenskunde: „Dein Gatte liegt zu Deinen Füßen todt!“ ... Ich soll als Julia aufschreien, ihn entseelt erblickend; — ich schreie, sehe aber keinen Romeo zu meinen Füßen todt! Ich bemerkte wohl, daß Lorenzo mich die Stufen herabziehen wollte, hielt das aber für ein fein kombinirtes Spiel, um mich dem Schreckensort des Todes zu entreißen ... Lorenzo flieht. Ich fahre fort: „Geh' nur, entweich'! denn ich will nicht von hinnen!“ und „Was ist das? ein Fläschchen fest in meines Liebsten Hand? Gift, seh' ich wohl, war sein voreilig Ende ...“ Aber ich sehe den Gatten nicht auf den Stufen am Sarge — und ich muß mich doch mit dem an seinem Gürtel befestigten Dolche tödten, wenn das Stück tragisch enden soll ...

So steige ich denn die Stufen hinab, indem ich die Pause mit verzweiflungsvollem Händeringen auszufüllen suche ... und erblicke den Geliebten nicht weit vom Souffleurkasten auf dem Rücken liegend, Kopf abwärts und die Füße mir zugewendet, mit weit aufgerissenen Augen und purpurrothem Gesicht ... Der ganze Hergang wurde mir augenblicklich klar.

Barlow hatte, unsere Verabredung verschmähend, um größeren Effekt hervorzubringen, der Länge nach kopfüber stürzen wollen, dabei aber total vergessen, daß der Boden, wie bei jeder Bühne, eine schiefe Ebene bildet. Der dicke, um schlanker zu erscheinen, stark geschnürte Mann lag nun da, dem Ersticken nahe, und ich kam noch gerade rechtzeitig,

um diese Strafe von ihm abzuwenden, — oder ihn zu zwingen, durch sein Aufstehen die herrliche Tragödie als Possenspiel enden zu lassen. — Einen Augenblick starrte ich diesen furchtbaren Romeo wie das Haupt der Medusa an, warf mich dann neben ihm nieder, seinen Kopf aufhebend und ihn zärtlich im Arm behaltend. „Sie retten mich vom Tode!“ — flüsterte er mir in dem ihm eigenen tragischen Pathos zu. — Es war keine leichte Aufgabe für mich, den ehrlichen dicken Jovis- — oder richtiger Boviskopf so lange zu stützen, bis die lieben Väter sich versöhnt hatten — denn man muß berücksichtigen, daß ich mich inzwischen selber erdolcht hatte. Und dabei wollte mir mein Romeo während dieser Schlußscene und in dieser verzweifelten Situation seine Todesqualen schildern — aber meine Geduld und meine — Ernsthaftigkeit waren zu Ende. Ich kniff den todten Romeo nicht gerade sanft in den fetten Hals und flüsterte donnernd: „Still! Oder ich lasse Ihren Kopf fallen!“ — Das half augenblicklich. Romeo verstummte — und dankte mir nachher herzlichst für seine Rettung.

Auch an dem russischen Ballet- und Sänger-Korps und an den Maschinisten sollte ich merkwürdig — russische Erfahrungen machen.

„Warum,“ — ich sollte damals nun einmal aus den Warums nicht herauskommen, — „warum lachten die Tänzerinnen während meines Solos?“ fragte ich den Balletmeister nach dem ersten Akt der Probe von Preziosa. „Wenn in Berlin mein Tanz nicht ausgelacht wurde, wird er wohl auch vor diesen Jüngerinnen Terpsichore's Gnade finden können.“

„Es sind Russinnen,“ entgegnete der französische Balletmeister achselzuckend. „Diese unterstützen nicht gern die Deutschen.“

„Ah so,“ bemerkte ich; „deshalb sehen auch die russischen

Choristen so verdrossen aus und singen Weber's herrliche Melodien so kauderwälsch und rufen stets anstatt: Heil Preziosa, Heil der Schönen —: hil Pitschoso, hil di schnula!"

Der Kapellmeister schob die Schuld dem Chordirektor zu: dieser verwies den Automaten ihr Kauderwälsch, und während der Vorstellung vernahm man kein Russisch-Chinesisch und kein Lachen der Tänzerinnen.

Dann schien es dem Maschinisten bei der Feuerscene in „Käthchen von Heilbronn" ganz gleichgiltig zu sein, ob eine Deutsche den Hals bräche oder nicht. Er ließ die Säule, an welche sich Käthchen beim Sturz anklammert, auf der Probe so blitzschnell und ruckweise fallen, daß sie umschlug. Zum Glück hatte ich mir den Vorgang zeigen lassen, und als ich meine Bedenken darüber äußerte, antwortete der Maschinist kaltblütig: „Nitschewo!"

„Was sagt er?" fragte ich.

„Nitschewo soll ausdrücken: es hat nichts zu bedeuten," wurde mir erklärt.

Ich trat etwas erregt auf den Harmlosen zu: „Mein lieber Herr Nitschewo, wenn ich diesen Abend bemerken sollte, daß Sie bei der Feuerscene nicht aufpassen, so gehe ich nicht auf die Brücke, und mit nichts, d. h. ohne Käthchen, fällt die Säule herab. Sie müssen sich dann verantworten. Empfehlen Sie aber Ihren Maschinisten Vorsicht an, so daß ich mich der Säule anvertrauen kann, — dann erhalten Sie na-wodka!" (Trinkgeld zu Schnaps.) Das leuchtete dem Nitschewo ein und charmant gelangte ich von der brennenden Brücke, sanft mit der Säule herabsinkend, in die Arme meines Wetter von Strahl. —

Ich trat — außer der einen Vorstellung bei Hofe — im Ganzen während dieses Gastspiels — zwölf Mal vor den Petersburgern auf und mit immer wachsendem Beifall. Die sechste und zwölfte Rolle spielte ich zu meinem Benefice.

Für jede andere Rolle erhielt ich 300 Rubel Papier, etwa hundert Thaler preußisch.

Dann bot der Intendant mir ein dreijähriges Engagement an: 8000 Papier-Rubel Jahresgage und ein Benefice, mit 3000 Rubeln garantirt.

Da auch das gesellige deutsche Leben in Petersburg mir sehr gefiel, so unterschrieb ich freudig einen Kontrakt auf drei Jahre. Ich versprach wieder in Petersburg einzutreffen, sobald ich könnte. Mein Berliner Kontrakt lief noch bis April 1830. Aber ich hoffte auf die Gnade des Königs, der mich sicher früher ziehen lassen werde, besonders da ich zu seiner geliebten Tochter Alexandra ging.

Am meisten lockte mich der Gedanke nach Petersburg: hier bist Du wirklich erste „Erste Liebhaberin“ und kannst nach Herzenslust erste und dankbare Rollen spielen und keine Mad. Stich darf sie Dir streitig machen!

Auf der Rückreise gastirte ich wieder mit freundlichstem Erfolg in Riga, Mitau, Memel und traf am 5. Juli zum Gastspiel in Königsberg ein. — Am 22. Juli waren wir wieder in Berlin.

Von hier aus schrieb meine Mutter am 31. Juli 1828 an ihren treuen Beistand und meinen früheren Vormund, Hofgerichtsadvokat Bayer in Rastadt über unsere Verhältnisse:

„Seit acht Tagen sind wir aus Petersburg glücklich zurück und ich habe Ihnen heut nur Gutes zu melden. Diese weite beschwerliche Reise hat Lina viel Glück gebracht; unsere Lage wird dadurch eine ganz andere werden. — Welch' Gehalt Lina hier hatte, wissen Sie. Daß man in Berlin mit 1500 Thlr. keine großen Sprünge machen kann, weiß Jeder. Daß mein Karl noch Jahre lang die größte Unterstützung braucht und keine andere Stütze hat, als Lina, wissen Sie, theurer Freund, nur allein. Deßhalb hat Lina

nach reiflicher Ueberlegung das angebotene Engagement nach Petersburg angenommen. Sie wird sich dort auf 5000 Thlr. stehen. Wir warten nur auf die Rückkehr des guten Königs aus dem Bade, um ihn um Erlaubniß zu bitten, daß Lina das neue Engagement bald antreten dürfe. Wir hoffen auf seine Gnade, da der König Niemanden von seinem Glück zurückhält.

In Petersburg ist es sehr schön. Liebe gebildete Leute haben uns wie alte Bekannte bei sich aufgenommen. Lina's guter Charakter, ihr natürliches heiteres Wesen ohne alle Koketterie hat ihr auch im geselligen Leben alle Herzen gewonnen. Im deutschen Theater ist sie mit einem Beifall beehrt worden, wie die größte Künstlerin. Sie braucht die Woche nur zwei Mal zu spielen und nur schöne Rollen, die ihr Freude machen, während sie hier in Berlin in den letzten drei Jahren oft 4—5 Mal die Woche spielen mußte und Mad. Stich keiner jüngeren Schauspielerin neue gute Rollen abgibt. Dies Alles muß aber bis zur Entscheidung des Königs das größte Geheimniß bleiben.

Mein Sohn Karl ist augenblicklich zum Besuch hier. Er ist in den zwei Jahren, seit wir ihn nicht sahen, stärker an Körper und Geist geworden. Vorgestern wurde er 25 Jahre alt und ich hoffe zu Gott, die Zeit des Leichtsinns liegt jetzt hinter ihm. Seine Reise hierher, seine Civil-Equipirung, da fremde Offiziere hier nicht in Uniform erscheinen, und die Bezahlung eines neuen Pferdes — (denn zwei sind ihm in einem Jahre blind geworden, wie er beweisen will!) — das Alles kostet uns wieder wenigstens tausend Gulden. Welch' ein Glück, daß Lina jetzt so gute Einnahmen hatte! Die Petersburger Reise hat ihr nach Abzug aller Unkosten für Garderobe, Wagen, Bedienten, Postpferde und Gasthöfe einen reinen Gewinnn von 3000 Thlr. gebracht, ohne das Geschenk der Kaiserin Alexandra, das auf 400 Thlr. geschätzt

wird. Von Riga aus haben wir schon einige Schulden bei den Verwandten in Braunschweig abbezahlt. Noch ein Paar so glückliche Gastreisen und alle Sorgen und Schulden liegen hinter uns. Die letzten zehn schweren Jahre werden Lina und ich aber nie vergessen. — Wenn der König Lina's Bitte um frühere Entlassung bewilligt, so will sie — ehe sie nach Petersburg geht — eine große Kunstreise durch Deutschland und dabei wieder gute Geschäfte machen ..."

Zwischen all' diese goldnen Träume und Pläne trat aber plötzlich eine neue Erscheinung und machte nicht nur durch sie — nein, durch mein ganzes Leben einen bösen, unauslöschlichen Querstrich ..: Prinz Leopold von Koburg!

V.

Prinz Leopold.

Le marquis peu-à-peu —
monsieur tout doucement!
König Georg IV.
über den Prinzen Leopold.

Zu einem großen Manne gehört Beides:
Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige
Dinge als wichtige Dinge zu behandeln!

Lessing.

1. Was er webt, das weiss kein Weber!

Jahre kommen und vergehen,
An dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, das weiß kein Weber.

Heine.

Mit welchem Jubel kam ich Anfang September 1828 aus der Probe von Töpfer's Lustspiel: „Der beste Ton“ nach Hause, der Mutter fröhlich zurufend:

„Heute bringe ich eine hübsche Neuigkeit mit! Denke Dir, Mutter, Dein Jugendgespiele, Prinz Leopold von Koburg, ist in Potsdam zum Besuch beim Könige angelangt und an drei Abenden soll ich vor ihm auf der kleinen Bühne im Neuen Palais spielen. Vielleicht ist Vetter Christian Stockmar in der Begleitung des Prinzen und er kann dann sehen, was in den sechs Jahren, seit wir in Koburg waren und ich vor ihm deklamiren mußte und er mir erlaubte, Schauspielerin zu werden — was in dieser Zeit aus der Kousine Linchen und aus der kleinen Komödiantin geworden ist. Ich hoffe, ich werde mit Ehren vor ihm bestehen können. Und ob wohl der Prinz noch so hübsch ist, wie auf dem Bilde, das wir damals in Ketschendorf bei der stolzen Herzogin-Mutter von ihm sahen? Schön und melancholisch, wie der Prinz von Homburg ... Wie alt mag der Prinz jetzt sein?“

„Er war fast fünf Jahre jünger, als ich!“ — sagte die Mutter. „Er muß achtunddreißig zählen. Als Knabe war er bildschön, schlank und geschmeidig, mit dunklen Locken und

großen stillen Aurikelaugen, die immer wie in tiefen Gedanken blickten. Ich mochte seinen lustigen Bruder Ernst, den jetzt regierenden Herzog, trotz seiner kecken Streiche viel lieber, als den zurückhaltenden, vorsichtig klügelnden Leopold. Ich möchte den Jugendgespielen nach so vielen Jahren gern wiedersehen. Sollte er auch das Berliner Theater besuchen, so mußt Du mir einen guten Platz besorgen — nicht in der Schauspielerloge, sondern im ersten Rang, gegenüber der Königlichen Loge. — Es wundert mich aber doch, daß Vetter Christian uns nicht einen Wink von diesem hohen Besuch in Potsdam gegeben hat. Sollte der Baron Stockmar als Gast des Königs etwa gar die Kousine Schauspielerin und die Tante Theatermutter nicht kennen wollen?“

„Nein, Mutter, gewiß nicht. Das sieht Vetter Christian nicht ähnlich. Vielleicht ist er gar nicht im Gefolge des Prinzen in Potsdam. Nun, das werde ich ja morgen durch Papa Timm erfahren. — Was mich aber am meisten alterirt, ist: daß ich vor dem Prinzen und also vielleicht auch vor Vetter Christian zuerst in dem dummen Stück, das der König so gern hat, als Hottentottin auftreten, singen und hottentottisch tanzen soll — in dem abscheulichen rothen verblichenen Rock, der vor acht Jahren für Johanna Eunicke angefertigt wurde und nun aus Sparsamkeitsrücksichten für mich durch einen handbreiten knallrothen Saum verlängert wurde, weil ich größer bin, als die Eunicke. Was müssen Prinz Leopold und sein Stocki denken, wenn sie mich wie einen halbgesottenen Krebs hottentottisch herumspringen sehen! Mein Trost ist, daß ich am nächsten Abend im „Besten Ton“ als reizende Leopoldine von Strehlen versuchen kann, die alberne Hottentottin vergessen zu machen. Als dritte Rolle spiele ich in Potsdam die Fanny in den „Launen des Zufalls“. Ich muß heute noch den Garderobekorb packen, denn morgen früh um 7 Uhr holt Jäger mich mit dem grünen Theaterwagen

ab. Ich bringe aber auch für die drei Tage baare 12 Thaler Diäten mit nach Hause. Dafür wollen wir uns bene thun — und Du kaufst Dir einen neuen Sammethut für den Herbst. Amalie Wolff, Ludwig Devrient und Rebenstein fahren mit in dem Grünen. Mit Amalie Wolff logire ich in dem Kastellanhause des Potsdamer Stadttheaters. Bei Timm werde ich sicher mit den Tänzerinnen zum Essen eingeladen und bringe Dir also eine große Tüte voll Konfekt mit . . ."

So plauderte ich harmlos mit der guten Mutter — so fuhr ich ahnungslos am andern Morgen meinem Verhängniß entgegen.

Vom Geheimkämmerier Timm erfuhr ich während seines Diners, daß Vetter Christian nicht in der Begleitung des Prinzen sei. Ob er in London oder in Koburg weilte, wußte er nicht, versprach das aber vom Adjutanten des Prinzen zu erforschen. Beim Dessert erschien der König, wie gewöhnlich, auf ein Plauder-Viertelstündchen, und sagte mir freundlich:

„Freue mich auf Hottentottin, singen und tanzen charmant. Lustige Stück gewählt, um den sehr ernsten, schweigsamen Gast zu erheitern. Schon nach Ihnen gefragt — Kousine von Baron Stockmar — leider nicht mitgekommen — in Koburg — Prinz ihm über Ihr Spiel rapportiren — zusammennehmen — recht lustig sein — auch Devrient animiren . . ."

Während das Orchester vor Beginn der „Hottentottin" eine heitere Ouvertüre spielte, stand ich neugierig am Löwenauge des Vorhanges und sah — kaum fünf Schritt vor der Bühne — neben dem Könige einen schlanken hochgewachsenen Herrn in rother goldblitzender englischer Uniform, mit blassem edlen Gesicht, kurzem schwarzen, glatt anliegenden Haar und großen dunklen melancholischen Augen. Das Gesicht war

mehr interessant, als schön, und sah bedeutend älter aus, als ich es mir gedacht hatte. An der ganzen frappirenden Erscheinung fiel mir bald ein krankhafter Zug von Müdigkeit auf, die an Erschöpfung streifte — müde in den schlaffen Zügen, müde in der Haltung, müde beim langsamen Sprechen, müde im matten Blick der Augen ...

„Also das ist Vetter Christians Augapfel, mehr sein Freund, als Gebieter!“ — dachte ich bei mir. — „Wie traurig er aussieht. Ob er denn noch immer so tief um seine früh gestorbene Gemalin, die Prinzessin Charlotte, trauert? Es muß doch süß sein, so heiß geliebt zu werden — besonders wenn man noch nicht gestorben ist! Der arme traurige Prinz! Nun, die Hottentottin wird heute ihr Bestes thun, ihn heiterer zu stimmen ...“

Und ich that mein Bestes. Ich hatte Ludwig Devrient das Wort des Königs wieder gesagt und mit ihm allerlei neue hottentottische Ueberraschungen verabredet. Meister Ludwig spielte den bramarbasirenden aufschneiderischen Hagestolz, der vorgibt, in allen Ländern der Welt gewesen zu sein und alle Sprachen der Erde zu sprechen, zum Küssen.

Ich trat zuerst als Gräfin Florentine im eleganten Reisekostüm von hellblauer Seide auf, singend:

> Der Männer Herzen zu bestricken,
> Gab uns Natur die Grazie und Verstand ...

Schon jetzt bemerkte ich mit Genugthuung, daß Prinz Leopold sein Augenglas nicht von mir wandte und daß er wie umgewandelt dasaß, lebhaft angeregt, ganz Auge und ganz Ohr.

Gräfin Florentine liebt ihren Vetter — der aber die Marotte hat, nur für die Schönheiten ferner Länder zu schwärmen, die er nie gesehen. Ihn zu bekehren, weiß mein alter Vertrauter, Ludwig Devrient, Rath. Ich erscheine

in der zweiten Scene vor dem geliebten Vetter als echte Hottentottin im kurzen rothen Rock, mit Tigerfell, Korallenschmuck, buntem Federkopfputz und singe mit Meister Ludwig ein hottentottisches Duett, nach der Melodie des Duetts aus der „Zauberflöte“ zwischen Papageno und Papagena.

Devrient begann mit urkomischer, heiser krächzender Stimme:

„Ritsch li clum ru britsch brätsch tschum tschi . . .“

Ich antwortete ähnlich — dann sangen wir Beide aus vollem Halse:

„Bim squam letsch bu natsch qual brum schwa . . .“

Devrient war unerschöpflich im schaudervollsten Hottentottisch, und ich bemühte mich, mit ihm Schritt zu halten . . . Und, der König mit seinem Hofe lachte herzlich — und sogar den müden melancholischen Prinzen Leopold ertappte ich einige Mal bei einem kurzen leisen Lachen.

Dann kam mein toller Hottentottischer Solotanz, bei dem kleinen Balletmeister Lauchery einstudirt — und Prinz Leopolds Glas war wieder in lebhafter Bewegung, meinen lustigen Sprüngen zu folgen.

Auch meine Leopoldine von Strehlen und meine Fanny fanden am zweiten und dritten Abend dieselbe Theilnahme vor den Augen des fremden Prinzen. Dabei mußte ich immer denken: sollte er auch wohl — wie einst der Herzog von Wellington auf dem Brühl'schen Balle — finden: daß ich große Aehnlichkeit mit seiner seligen Charlotte habe? — Merkwürdig aber ist es, daß er während der Pause nicht ein einziges Mal auf die Bühne kommt, mir ein freundliches Wort vom Vetter Christian zu sagen. Was der Prinz dem Baron wohl später von mir erzählen wird?

Von Papa Timm hörte ich, daß der Prinz sehr still am Hofe lebe, mit dem Könige ernste politische Gespräche habe und von demselben mit dem Schwarzen Adlerorden geschmückt sei.

Die Griechen wollten den Prinzen zu ihrem Könige machen, er habe aber mit vielen Gegnern zu kämpfen ...

Seelenvergnügt, mit meinen zwölf Thalern Diäten in der Tasche, reich an Neuigkeiten und mit einer großen Tüte königlichem Dessert-Confekt kehrte ich nach der dritten Vorstellung spät in der Nacht zur Mutter zurück — merkte aber gleich, daß etwas passirt sein mußte. Sie war in auffallend gedrückter Stimmung. Und ich erfuhr den Grund nur zu bald.

Bruder Karl hatte geschrieben und — obgleich wir erst über Sommer die größten Opfer für ihn gebracht — schon wieder gegen tausend Gulden Ehrenschulden. Wenn wir ihn nicht noch ein Mal — zum letzten Mal retteten: müsse er den Dienst quittiren und nach Amerika auswandern ...

Das war ein trauriges Nachspiel zu der fröhlichen Potsdamer Fahrt. Wie armselig lagen die zwölf blanken Thaler da, die ich noch vor wenigen Minuten so stolz auf den Tisch gezählt hatte. Ich schluchzte in Empörung und Bangigkeit:

„Der unselige Bruder wird uns noch ganz zu Grunde richten! Auch in Petersburg würden sein Leichtsinn und seine ewigen Schulden uns verfolgen und ausplündern — was nutzt da alles Ringen und Streben. Nein — mag er nach Amerika gehn! Ich kann ihm nicht wieder helfen!“

Am andern Morgen aber kam doch das Mitleid wieder über uns und wir beschlossen: dem Leichtsinnigen noch ein Mal — zum letzten Mal zu helfen.

Wie wir trübselig dasaßen und beriethen: auf welche Weise wir das Geld auftreiben — welchen Schmuck wir verkaufen und verpfänden könnten? — da wurde uns ein Herr Hühnlein gemeldet. Ein kleiner dicker, sehr frisch und munter aussehender Herr, elegant gekleidet und frisirt, stand vor uns und stellte sich als Kammerdiener des Prinzen Leopold von Koburg vor.

„Ah! Sie bringen uns wohl Nachricht vom Baron Stockmar!" — sagte die Mutter. — „Ich höre, er weilt in Koburg bei seiner Familie?"

„Und der Herr Baron wird dies Mal viele Monate in Koburg bleiben, denn der Prinz geht in vierzehn Tagen für den ganzen Winter nach Italien. Aber" — und der dicke Hühnlein machte eine sehr wichtige Miene — „ich komme eigentlich nicht im Auftrag des Herrn Baron, sondern Seine Hoheit Prinz Leopold lassen anfragen: ob Sie morgen um 12 Uhr die Frau Rittmeisterin und Fräulein Tochter begrüßen können — übermorgen schon geht's weiter nach Koburg. Ich freue mich darauf, denn auch ich bin ein Koburger Kind!"

Natürlich versprach die Mutter, den ganzen Tag zur Verfügung Sr. Hoheit zu sein.

„Wie artig vom Prinzen Leopold, uns aufzusuchen!" — rief ich vergnügt. — „Gewiß will er uns Grüße von Vetter Christian bringen — und Christelchen Stockmar wiedersehn. Ich bin sehr gespannt, den interessanten Prinzen mit den melancholischen Augen im Zimmer mir gegenüber zu sehen. Was er wohl zu meiner Hottentottin und Leopoldine von Strehlen sagen wird! Hoffentlich berichtet er dem guten Vetter, daß ich eine echte Künstlerin geworden bin und ihm keine Schande mache!" —

Dann ging es geschäftig an's Werk, unsern kleinen bescheidenen Salon zum Empfang des Prinzen mit frischen Blumen zu schmücken und unsere eigene Toilette zu berathen. — Ich war in einer ganz eigenen Erregung, ohne aber auch nur leise zu ahnen, daß die verhängnißvollste Stunde meines Lebens nahe.

Am andern Morgen machten wir eine hübsche gewählte, aber doch einfache Haustoilette. Die schöne, stattliche Mutter in schwarzer Seide und dem duftigen Blondenhäubchen sah

sehr vornehm aus; ich fand mich in dem lichtblauen Kleide mit weißen Tüllrüschen frisch und blühend. Und dann gegen 12 Uhr fuhr eine gewöhnliche Miethequipage vor unsere Wohnung, Mohrenstraße 48. Es charakterisirt den stets überaus vorsichtigen Prinzen: daß er zu diesem Besuche bei einer Schauspielerin die ihm zur Verfügung stehende Hof-equipage verschmäht hatte.

Ich huschte in's Nebenzimmer, dessen Thür offen blieb, weil die Mutter es für taktvoller hielt, daß ich vor Sr. Hoheit erst erschiene — wenn man mich zu sehen wünsche.

Ich hörte, wie Figaro Hühnlein Se. Hoheit in aller Form anmeldete, — dann einen langsamen schweren Tritt und eine wohlklingende Stimme sehr langsam und bedächtig sagen:

„Ich freue mich, meine freundliche Jugendgespielin — das muntere Christelchen Stockmar — nach so vielen Jahren wieder begrüßen zu können. Ich bringe Ihnen die schönsten Grüße Ihres Neveu Christian, der mir ein theurer und treuer Freund geworden ist — Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter, die zu sehn und als Künstlerin zu bewundern ich ja schon Gelegenheit hatte. Ich wünsche Christelchen Stockmar von Herzen Glück, daß sie die Mutter einer so lieblichen Tochter und trefflichen, allbeliebten Künstlerin geworden ist."

„Hat Lina Ew. Hoheit wohl durch ihr Aeußeres an ihren armen seligen Vater erinnert, dessen Ebenbild sie ist, und mit dem Sie damals so gern ritten und fochten, als er in Koburg um mich freite?"

„Allerdings frappirte mich die große Aehnlichkeit mit dem guten, lustigen Stallmeister Heinrich Bauer, der leider so jung sterben mußte, — — noch mehr aber eine gradezu erstaunliche Aehnlichkeit mit einer mir theuren Verstorbenen — mit meiner Gemalin, Prinzeß Charlotte . . . Ich freue mich, Ihnen und meinem guten Stocki Sr. Majestät des

Königs Worte wieder sagen zu können. Sie lauteten: „Karoline Bauer ist nicht nur eine Zierde unserer Bühne — sondern sie und ihre würdige Mutter sind auch in ihrem tadellosen Privatleben allgemein geachtet und beliebt!“ — — Frau Rittmeisterin, darf ich Ihrer Tochter nicht mein Kompliment machen über ihr entzückendes, graziöses Spiel?“

„Lina wird sich sehr geehrt fühlen — Lina, Du wirst gewünscht!“

Und so trat ich denn unbefangen — heiter über die Schwelle und machte meine schönste Verbeugung.

Der Prinz erhob sich — und starrte mich einige Sekunden, wie überrascht, sprachlos an ... Er gestand mir später, ich sei ihm wie die Göttin der Jugend und des Frühlings erschienen: so blühend und rosig, so heiter und sonnig! Was er auf der Bühne für weiße und rothe Schminke gehalten, sei durch die natürliche Frische meiner Wangen beschämt worden.

Freilich fühlte ich mich unter diesem langen prüfenden Blick immer höher erglühen und seltsam befangen. Eine mir fremde Beklommenheit legte sich um mein Herz und meine sonst so helle, plauderlustige Stimme wurde stockend. Dies Bewußtsein erhöhte noch meine Verwirrung, so daß ich anfangs wenig an der Unterhaltung über Berlin, Koburg, meine Petersburger Reise u. s. w. Theil nehmen konnte. Daß der Prinz, welcher neben der Mutter auf dem Sopha mir gegenüber saß, trotz der Nähe mich oft und lange durch seine Lorgnette musterte, berührte mich gradezu peinlich.

Der Eindruck, den die Persönlichkeit des Prinzen auf mich machte, war kein so günstiger, wie in der Beleuchtung des Theaters und in der rothen englischen Galauniform. Er trug einen ungewöhnlich langen, von oben bis unten dicht zugeknöpften schwarzen Ueberrock. Das kurze, peinlich glatt anliegende, von Pomade glänzende schwarze Haar ergab

sich bei Tageslicht als eine — sehr kunstvolle Perrücke. Dazu die blasse matte Gesichtsfarbe, der müde — müde Ausdruck — die vorgebeugte schlaffe Haltung — das langsame bedächtige leise Sprechen . . . das Alles erinnerte mehr an einen pedantischen Stubengelehrten und an einen alten Junggesellen in den Fünfzigern, als an einen lebensfröhlichen Prinzen von achtunddreißig Jahren! Nur der feine, anmuthig lächelnde Mund und die großen dunklen melancholischen Augen hatten etwas ungemein Anziehendes und Fesselndes.

Was hatte den einst so glänzend schönen, lebensfrischen, siegessicheren Prinzen, der Englands Thronerbin im Sturm erobert, vor den Jahren schon so alt und müde — müde — — ja, zu einer solchen melancholischen Ruine gemacht? War es der unsterbliche Schmerz um sein so früh verlornes Liebesglück, mit dem ja auch eine Kronenhoffnung zu Grabe ging? War es sonst ein schweres Leiden, das so früh Jugendblüte und Jugendmuth gebrochen? Oder . . . ?

Ich war damals noch unschuldsvoll genug, den armen Prinzen für ein schwer geprüftes Menschenkind zu halten und das innigste Mitleid mit ihm zu fühlen.

Nach einer Stunde ziemlich mühsamer Konversation, deren Kosten meistens von der Mutter getragen waren, sagte der Prinz plötzlich — mit gezwungenem Lachen und mit verlegenem Stocken:

„A propos! Freund Stockmar hat mir noch den Auftrag gegeben, seine Kousine ein wenig zu examiniren — — unter vier Augen . . . Darf ich das, Frau Rittmeisterin?“

Die Mutter blickte ganz verdutzt auf — versuchte dann aber doch, indem sie aufstand, zu scherzen:

„Ohne Scheu, Hoheit! Lina wird dem väterlichen Examinator und dem gütigen Gebieter ihres Vetters Christian Stockmar nach Pflicht und Gewissen antworten — denn sie darf das, Hoheit. Meine Tochter hat nichts zu verschweigen!“

— Damit ging die Mutter, mir einen ermuthigenden Blick zuwerfend, in's Nebenzimmer, dessen Thür offen blieb.

Eine Weile saßen wir uns stumm gegenüber. Meine Wangen und meine Schläfen glühten und mein Herz klopfte hörbar. Ich senkte die Augen und faltete die Hände, in denen das Blut bis in die Fingerspitzen brennend pulsirte... Was wollte der Prinz mich fragen, wobei die Mutter nicht zugegen sein durfte? — Sprach er wirklich im Auftrage Vetter Christian's? Waren meine trüben Erlebnisse mit dem Prinzen August und dem unseligen Samoilow-Grimm schon zu des Vetters Ohren gedrungen? Oder hatte der König zu dem Prinzen davon geplaudert? Und warum sprach er jetzt nicht? Konnte er das erste Wort nicht finden? ... Endlich unterbrach ich die peinliche Pause und sagte möglichst heiter:

„Hoheit! Ich bin zur Beichte bereit! Ich werde offen und wahr beantworten, was Sie mich fragen werden — denn Sie werden mich nichts fragen, was ich nicht beantworten darf!“ — Der Gedanke: die Mutter hört Alles! — erhöhte mein Selbstgefühl und meine Kraft.

Und es begann jene merkwürdige Unterredung, die für mein ganzes Leben entscheidend werden — die mich auf unklare Bahnen drängen und für alle Zeit unglücklich machen sollte. Und doch habe ich in jener Stunde kein Wort gesprochen, das ich heute bereuen müßte! Es war eben mein Verhängniß, unglücklich zu werden. Bis dahin war ich gut und rein. Diese Unterredung brachte mich in Wirren, Zwiespalt und schiefe Stellungen, denen ich bei meinem leicht beweglichen, schwankenden Charakter nicht gewachsen war. Ich mußte anfangen, auch im Leben Komödie zu spielen — als ich dem Spiel auf den Brettern entsagte. Und das thut dem Charakter und dem Herzen nicht gut.

Ich weiß noch jedes Wort aus dieser Unterredung zwischen dem Prinzen und mir, als hätten wir uns gestern — und

nicht vor einem halben Jahrhundert so gegenüber gesessen. Denn wie oft habe ich auf meine eigenen Worte der Wahrheit zurückweisen müssen, wenn der Prinz später anonyme Briefe erhielt, die mich verleumdeten und sogar meine Mädchenehre verdächtigten! Nichts hatte ich verschwiegen, Alles offen und ehrlich beantwortet, was ich gefragt wurde. Diese reine Wahrheit wurde noch oft der blanke Schild, den ich dem engherzigen kleinlichen Prinzen und seinem ergebensten Baron Stockmar mit Entrüstung vorhalten konnte, wenn sie mich beschuldigten: ich hätte Alles schlau kombinirt und meine gefährlichen Netze nach dem arglosen, goldenen Prinzen ausgeworfen . . .

Doch mein erregtes — gemißhandeltes Herz eilt voraus. Ich muß versuchen, meine Feder zu zügeln.

Endlich begann der Prinz — anfangs in der alten pedantisch-bedächtigen, langsamen Sprechweise — nach und nach lebhafter und wärmer:

— „Darf ich Stockmar versichern, daß Sie nicht bereut haben, Schauspielerin geworden zu sein?“

— „Nie, Hoheit, habe ich das bereut — und ich hoffe es auch nie zu bereuen. Ich schwärme heute womöglich noch mehr für meinen Beruf, als am Beginn meiner Laufbahn. Ob ich den wahren Beruf zur Schauspielerin habe — werden Hoheit sich nach eigenem Augenschein beantworten. Meine große Gastreise nach Rußland ist über Erwarten glücklich ausgefallen. In Königsberg — in Riga — in Mitau — in Petersburg hat man mich mit Beifall und Liebe überschüttet — und bald werde ich in ein glänzendes Engagement nach Petersburg gehen, das meine Zukunft sicher stellt!“

— „Welche Aussichten für diese — Zukunft bieten sich Ihnen?“

— „Ich werde in Petersburg und bei einigen Gastspielen jährlich gegen 5000 Thlr. verdienen — und nach einem zwölfjährigen Engagement erhalte ich als russische

Hofschauspielerin eine lebenslängliche Pension von 1000 Thlr. die ich verzehren kann, wo ich will!“

— „Und wenn Sie krank würden?“

— „Hoheit! Das steht in Gottes Hand!“

Nach einer langen Pause begann der Prinz nicht ohne Stocken und mit sichtlicher Erregung wieder:

— „Ich dachte eigentlich an eine andere — Zukunft. Sollten auch Sie noch nie daran gedacht haben? Es wäre wunderbar, wenn bei Ihrer gewinnenden Persönlichkeit Ihr Herz — oder Ihre Hand noch nicht begehrt wären!“

— „O, begehrt sind das eine — oder die andere — oder beide zusammen schon oft. Aber kein günstiger Stern leuchtete dazu.

— „Und es hat nie einen kleinen Herzens-Roman gegeben?“

— „O sogar viele — viele ... und noch dazu große, skandalöse ...“

Der Prinz schnellte, wie von der Viper gestochen, vom Sopha empor und blieb erblassend vor mir stehen.

— „Hoheit, ich bitte aussprechen zu dürfen. Jetzt müssen Sie alles wissen, denn ich fühle, daß Sie — und wahrscheinlich auch mein Vetter Stockmar bereits Etwas erfahren haben von jenem doppelten Unglück, das mich in den letzten Jahren ohne meine Schuld — ja, Hoheit ohne meine Schuld! — hier in Berlin betroffen hat ... Manch ehrenvoller Heirathsantrag hat mich erfreut — aber die reichen Freier waren nicht liebenswerth — und wenn ich heirathe, muß ich einen reichen Mann wählen, denn ich bin die Stütze meiner Mutter ... Manch ehrenrühriger Antrag hat mich empört und ich habe die Hunderttausende, die mir zu Füßen gelegt wurden, mit Entrüstung von mir gestoßen ... Lina Bauer verkauft sich nicht, selbst nicht an einen Gatten, wenn sie ihn nicht liebt ... Und dann kam ein schöner junger und anscheinend reicher und vornehmer Mann, der mich

glühend liebte und der mir gefiel — ich wurde seine verlobte Braut . . . und erfuhr drei Tage später, daß ein Unwürdiger mich schändlich betrogen hatte . . . Das, Hoheit, ist das eine Unglück, das ich erlebte und von dem ich Ihnen sprach — das andere ist der Prinz August, der mich zu verführen — und jetzt zu verderben sucht . . . Hoheit, ich bitte Sie inständigst, Se. Majestät zu fragen, ob ich Ihnen ein unwahres Wort gesagt habe . . ."

Der Prinz ging in sichtbarer Aufregung einige Mal durch's Zimmer. Dann blieb er wieder vor mir, die ich auch aufgestanden war und zitternd am Fauteuil lehnte, stehen und seine wunderbaren Augen ruhten fest in den meinigen und sein Athem berührte mich heiß und er sagte flüsternd:"

— „Ich weiß, daß Sie die Wahrheit sagen — selbst wenn Se. Majestät mir das nicht schon bestätigt hätte, als er mir von dem Unglück jener — Verlobung erzählte. Den Prinzen August kenne ich — kennt die Welt! . . . Und Ihr Herz wurde nie gefesselt?"

— „Nie!"

— „Ihr Herz ist auch heute noch ganz frei?

— „Ganz frei!"

Der Prinz ergriff meine beiden Hände und zog mich dicht an sich und hauchte mir ins Ohr:

— „Und wenn ein armer müder, schwer geprüfter Mann, der von der Welt wegen seiner hohen Geburt und seiner Erdengüter beneidet wird, der sich aber oft recht unglücklich und vereinsamt fühlt, — — wenn der vor Sie träte und sagte: Komm mit mir in meine goldene Einsamkeit! Ich will Dich lieb haben und ehren als mein theures Weib und Dich behüten vor jedem neuen — Unglück Deines Herzens! Du sollst aller Erdensorgen enthoben und auch für Deine Familie soll gesorgt sein . . . aber Du mußt auch entsagen können — entsagen dem Glanz und dem Ruhm der Bühne, entsagen

den Huldigungen und der lauten Lust der Welt ... Du mußt Dich diesem Manne in treuer Liebe und trauter glücklicher Häuslichkeit ganz allein — ganz allein widmen! ... Wenn diese Frage an Sie gerichtet würde — welche Antwort hätte Ihr Herz?"

Ich erbebte und die Thränen stürzten mir aus den Augen — denn dieser arme müde, schwer geprüfte Mann stand ja vor mir! — Ergriffen brachte ich mühsam und kaum hörbar die Worte über die Lippen:

— „Wenn ich diesem Manne in seine Einsamkeit folgen sollte, müßte ich ihn überschwänglich lieben!"

— „Und würden Sie mich — mit der Zeit — so lieben können, daß Sie mir die Bühne und die Welt opferten?"

— „Ich weiß es nicht, Hoheit, — aber ich glaube, ich könnte es versuchen — — und dann würde ich Ihnen die volle Wahrheit sagen ..." Mir schwindelte und ich mußte mich am Fauteuil halten, um vor Erregung nicht zu fallen.

Ich fühlte einen leisen Kuß auf meiner Stirn. Dann ging der Prinz zur Mutter ins Nebenzimmer und ich hörte, wie er sagte:

„Liebe Freundin, Sie haben Alles mit angehört und ich habe nur noch Weniges hinzuzufügen. Seit Jahren sehne ich mich nach einem treuen weiblichen Wesen, das mir die verlorne Häuslichkeit ersetzt, — nach einem edlen selbstlosen Herzen, dem ich in Liebe vertrauen kann. Viele glänzende Schönheiten hätten sich mir gern in die Arme geworfen — aber aus frivoler Berechnung, um mich zu benutzen und auszubeuten. Ich bin all' die langen Jahre seit dem Tode meiner Gemalin einsam geblieben. Jetzt glaube ich in Ihrer Tochter jenes sympathische Wesen gefunden zu haben. Schon auf den ersten Blick neigte sich mein Herz zu ihr hin — weil sie meiner seligen Charlotte so wunderbar ähnlich sieht ... Was für eine Stellung ich Ihrer Tochter an meiner Seite

bieten kann — weiß ich heute noch nicht. Daß es aber nur eine durchaus ehrenvolle und auf sittlicher Basis ruhende sein wird und daß ich mit den reinsten Gesinnungen vor Ihnen stehe, glaube ich Ihnen nicht besser beweisen zu können, als daß ich alles Weitere, alle Aeußerlichkeiten, Ihre und Lina's Zukunft ganz in die reine Hand und an das treue Herz Christian Stockmars lege. Ich eile morgen nach Koburg und werde sogleich vor Ihrem Neffen und meinem besten Gewissensrathe eine volle Beichte ablegen. Er wird Ihnen, wie auch mir so gut und richtig rathen, wie kein Anderer es kann. Er hat nicht nur das Wohl seines Freundes — er hat auch das wahre Heil seiner Kousine und seiner Familie — und die Reinheit seines Namens zu beachten. Da möchte ich Sie bitten, noch während meiner Anwesenheit — also binnen vierzehn Tagen — mit Lina zum Besuch Ihres Neffen nach Koburg zu kommen. Dort hoffe ich, soll sich Alles zu beiderseitiger Zufriedenheit klären und ein freundlicher Bund fürs Leben sich knüpfen. Die herzliche Zuneigung, die ich beim ersten Sehn für Lina faßte, ist heute zur leidenschaftlichen Liebe gewachsen. Lassen Sie mich mit einer schönen Hoffnung auf ein baldiges fröhliches Wiedersehn in unserer alten Heimat abreisen!"

Das war die längste Rede, die ich jemals von den Lippen des sonst so schweigsamen Prinzen gehört habe. Er folgte ein Mal — vielleicht das einzige Mal in seinem Leben dem Impulse seines plötzlich erwärmten — kühlen Herzens und erwog und klügelte nicht pedantisch, was er sprach, wie's sonst die Art des Marquis peu-à-peu — und des Monsieur tout doucement war, wie sein Schwiegervater, der König Georg IV. ihn nannte.

Wir müssen eine seltsame Gruppe gebildet haben, als der Prinz mit der konsternirten Mutter an der Hand wieder zu mir trat, athemlos, mich leise an sich ziehend und die

schönen traurigen Augen bittend auf mich gerichtet ... Ich, sonst so resolut und lebensmuthig und fröhlich — in Thränen, glühend roth, verschüchtert, gar nicht im Reinen mit meinen Empfindungen ... und doch von dieser prinzlichen Liebeserklärung freundlich angemuthet und geschmeichelt ... Die Mutter mit gefalteten Händen — erschüttert — fassungslos ...

So steht das Bild noch immer vor meinem geistigen Auge.

„Was darf ich hoffen?“ — fragte der Prinz.

Da sagte die Mutter, mühsam nach Fassung ringend, aber mit der ihr eigenen Würde:

„Hoheit, Sie haben uns so überrascht, daß wir heute unmöglich schon eine Antwort auf diese Lebensfrage haben können. Lina muß ihr Herz erst prüfen — und auch Sie, mein Prinz, das Ihrige: ob Ihre schnell entfachte Leidenschaft nicht auch eben so schnell wieder entflieht? Aber das glaube ich Ihnen heute schon versprechen zu können, daß wir gern zum Besuch in meine Heimat kommen werden, wenn Baron Stockmar uns freundlich und aus eigenem Herzenstriebe einladet — und wenn Lina hier einen kurzen Reiseurlaub erthält, was nach dem langen Petersburger Urlaub mir sehr fraglich erscheint ...“

— „O, im schlimmsten Fall bitten Sie Se. Majestät persönlich um Urlaub, weil Sie mit Baron Stockmar in Familien-Angelegenheiten Rücksprache nehmen müßten! Bei Extrapost werden allenfalls sechs Tage für die Reise genügen. Ich zähle die Stunden bis zu Ihrer Ankunft. Aber, ich bitte, beobachten Sie das strengste Geheimniß über meinen heutigen Besuch und den Grund Ihrer Reise nach Koburg. An einem einzigen unvorsichtigen Wort könnte Alles scheitern. Mein öffentliches und mein Privatleben wird gerade jetzt viel umspäht. Ich habe viele Freunde — aber auch Feinde ... Und nun leben Sie herzlich wohl und gedenken meiner —

wenn's sein kann — in Liebe! Also auf glückbringendes Wiedersehn in Koburg!"

Und fort war der Prinz, die Mutter und mich wie betäubt zurücklassend. Das Alles war so überraschend — überrumpelnd über uns gekommen, wie ein wüster Traum ... — bald beglückend, bald beängstigend. Tief ergriffen schloß ich die erschütterte Mutter in die Arme und schluchzte:

„Mutter, was wird daraus werden? Ein höchstes Erdenglück — oder eine neue bitterste Enttäuschung? Sollen wir nach Koburg fahren — den zweiten verhängnißvollen Schritt auf diesem neuen Wege? Oder sollen wir dem Prinzen gleich jetzt abschreiben? Wer soll uns in diesem Zwiespalt rathen, da der Prinz ja ausdrücklich verboten hat, hier Jemanden in's Vertrauen zu ziehen?"

Mit wunderbarer Festigkeit sagte die Mutter:

„Hier gibt es nur zwei Berather und Leiter auf Erden: Vetter Christian — und Dein eigenes Herz, Lina. Christian Stockmar ist nach seines Vaters Tode das Haupt der Familie und durch und durch ein Ehrenmann. Ueberdies kennt Niemand den Prinzen Leopold und alle Verhältnisse, die in Erwägung zu ziehen sind, so wie er, der schon Jahre lang des Prinzen Geschäfte führt und sein vollstes Vertrauen besitzt. Warten wir also zunächst ab: ob Christian uns zu diesem verhängnißvollen Wiedersehn mit dem Prinzen nach Koburg einladet. Das wird er nur thun, wenn er diesen Schritt sowohl für seinen geliebten Herrn — als auch für uns, seine nächsten Verwandten, für ersprießlich hält — und wenn er es vor seinem Gewissen verantworten kann. — Dann aber, Lina, muß Dein eigen Herz Dich berathen und führen — und in diesem Punkt würde selbst ich nicht wagen: Dir zu oder abzurathen! Glaubst Du den Prinzen lieben und ihm in der gewünschten Stille — natürlich in vollen Ehren — Dein Leben widmen zu können?"

— „Ich weiß es nicht, Mutter!“ — rief ich weinend und lachend. „Er ist so viel älter als ich und hat gar nichts von einem feurigen Liebhaber an sich. Auf der Bühne würde er in einer solchen Rolle sicher ausgepfiffen werden. Er machte eher auf mich den Eindruck eines guten Papa — oder eines gelehrten Hypochonders, eines Stubenprofessors. Und hast Du die Perrücke wohl bemerkt? Entsetzlich! Und den langweiligen Ueberrock, der ihm um die langen dünnen Beine schlotterte, wie ein Schlafrock? Und so dicht zugeknöpft, als fürchteten Se. Hoheit sich bei diesem sonnigen Wetter zu erkälten! — Aber dennoch hat der Prinz mich gerührt und fascinirt: durch seine schönen melancholischen Augen! Er muß die Prinzessin Charlotte sehr geliebt haben und tief um sie trauern — und sich in seiner Vereinsamung sehr unglücklich fühlen. Ich denke es mir sehr schön und beglückend, zu versuchen: einem edlen Manne sein verlornes Glück wieder erblühen zu lassen ... Aber warum hat der Prinz nicht längst eine ebenbürtige Gemalin erwählt, er, der in seiner früheren berühmten Jugendschöne doch sicher die Wahl unter den schönsten Prinzessinnen aller regierenden Häuser hatte?“

„Da irrest Du, Lina. Darüber hat Christian mich schon vor sechs Jahren in Koburg aufgeklärt. Prinz Leopold ist von Hause aus ganz arm, wie alle Koburgischen Prinzen. Er hat nur als Gemal der verstorbenen Princess Royal seine Stellung und sein Jahrgehalt in England. Beides würde er verlieren, wenn er eine andere Prinzessin heirathete. Auch Du wirst aus diesen und andern Gründen nur seine Gemalin zur linken Hand werden können ... Und hast Du wohl bemerkt: wie absichtlich der Prinz mehrere Mal das „Stillleben“ betonte, das Dich erwartete, und daß Du die Entsagungskraft haben müßtest: nur ihm Dich ganz zu widmen — fern vom Geräusch der Welt? Wirst Du, auf

der Bühne gefeiert und im geselligen Leben verwöhnt, ein solches Stillleben ertragen können?“

Das hatte ich mir nicht klar gemacht — diese Worte fielen zum ersten Mal beklemmend auf mein Herz. Ich wünschte fast: die Einladung nach Koburg möchte nicht anlangen — und ich das ganze Erlebniß mit seinen Versuchungen wie einen bunten Traum betrachten dürfen. — Nur die Sorge um Bruder Karl's neue Schulden rief zwischendurch die Sehnsucht nach einem sorgenfreien, sturmlosen Stillleben in mir wach.

Da — am fünften Tage nach des Prinzen Abreise — langte ein kurzer freundlicher Brief von Vetter Christian an, der uns einlud, sobald wie möglich auf einige Tage nach Koburg zu kommen ... Alles Andere mündlich!

Vom Prinzen und von dem Zweck dieser Reise keine Silbe. Kein zuredendes — kein warnendes Wort! Ganz der kluge diplomatische Vetter, der Niemand in seine Karten blicken ließ. Es mußte uns natürlich nur noch mehr beunruhigen, daß wir so gar nicht erfuhren: wie der Vetter über des Prinzen Pläne und Hoffnungen dachte. — Um die Mutter zu beruhigen, sagte ich jedoch möglichst fröhlich: „Gott will ein Wiedersehn mit Prinz Leopold! Sonst hätte Vetter Christian uns nicht gerufen! Nun will ich noch die letzte Schicksalsprobe versuchen: ob ich zur Reise Urlaub erhalte!“

Aber der Intendant Graf Redern schlug mir die erbetenen sechs Tage Urlaub rundweg ab: weil ich erst vor sechs Wochen von meinem sechsmonatlichen Reiseurlaub aus Rußland zurückgekehrt sei — und noch über Herbst in Raupachs „Ritterwort“ eine Hauptrolle zu spielen und die nöthigen Proben mitzumachen habe ...

In peinlicher Erregung eilte ich mit Vetter Christians Brief zu Papa Timm, — und der erwirkte mir wirklich

bei Sr. Majestät einen „sechstägigen Reiseurlaub nach Koburg in dringenden Familien-Angelegenheiten“ — — und schon am andern Morgen saßen die Mutter und ich in unserem russischen Reisewagen, ein blasender Postillon auf dem Bock — — und bewegten Herzens ging es in den sonnigen Septembermorgen hinaus — durch lachende Gegenden — dem freundlichen heimatlichen Koburg zu — einem neuen goldenen Glück entgegen . . .

Ja, je weiter wir fuhren, desto fröhlicher und hoffnungsvoller wurden unsere Herzen. Hatte doch meine erste Reise nach Koburg — vor just sechs Jahren — mir viel Freude und Glück gebracht! Damals hatte Vetter Christian das entscheidende glückbringende Wort gesprochen: „Es soll mich freuen, eine Künstlerin Kousine — und eine Kousine Künstlerin nennen zu können!“ — und so war ich nach meines Herzens heißestem Wunsch Schauspielerin geworden — und hatte das selten zu bereuen gehabt. — So beschlossen denn die Mutter und ich: auch jetzt mit vollstem Vertrauen den klugen edlen Vetter das entscheidende Wort über meine Zukunft sprechen zu lassen! — und dieser Entschluß hatte uns die Herzen leicht und fröhlich gemacht. — Auch war es mir eine süße Genugthuung, nach sechs Jahren beharrlichsten Ringens und Strebens vor den lieben Verwandten in der Mutter Heimat als anerkannte Künstlerin wieder zu erscheinen: wo das fünfzehnjährige Linchen sich so eifrig bemüht hatte, ihre kleinen schauspielerischen Talente leuchten zu lassen, um die geliebten Bretter betreten zu dürfen. Und wie Vieles gab es unterwegs zu besprechen! Wie Vieles hatte sich inzwischen verändert: um uns — in uns — und bei den Verwandten!

In dem Dorfe Eishausen fanden wir den freundlichen Pfarrer Kühner nicht mehr vor; er ruhte seit einem Jahre auf dem Friedhofe. Sein räthselhafter Freund dort drüben in dem geheimnißvollen Schlosse lebte mit seiner unglücklichen

Gefährtin noch eben so still und unsichtbar weiter, wie vor Jahren ... Aber die Sonne schien so warm und so hell, daß mir auch nicht der leiseste Gedanke kam: Armes junges leichtherziges Menschenkind, nimm an jener unsichtbaren „Gräfin“ dort in dem düsteren Schlosse und an ihrem geheimnißvollen „Stillleben“ ein abschreckendes Beispiel — kehre um — flieh, so lange es noch Zeit ist, ehe der goldene Käfig sich hinter Dir geschlossen hat. Du könntest als „Gräfin“ noch unglücklicher werden, als diese namenlose Gräfin von Schloß Eishausen ...

In Rodach fanden wir viel verändert. Der Onkel Justizamtmann war vor drei Jahren bei dem furchtbaren Brande des Städtchens am Schlage gestorben und seine Wittwe und Tochter, Kousine Rieckchen, nach Koburg übergesiedelt. Auch der verehrte „Patriarch von Rodach“, der poetische Superintendent Hohnbaum war seinem Freunde Stockmar ins Grab gefolgt.

Am zweiten Tage nach unserer Abreise von Berlin langten wir am späten Nachmittag in dem stillen Koburg an und stiegen in dem einzigen guten Gasthofe ab, den die kleine Residenz damals hatte und wo von Vetter Christian Logis für uns bestellt war. Der freundliche Wirth theilte uns mit, daß er auf Wunsch des Herrn Baron Stockmar diesen sogleich von dem Eintreffen der Damen in Kenntniß setzen und daß der Herr Baron noch heute zu unserer Begrüßung erscheinen werde!“ — Wir konnten mit Genugthuung wahrnehmen, daß der „Herr Baron“ in den Augen unseres Wirths eine sehr wichtige Persönlichkeit war.

Und kaum hatten wir nach der langen anstrengenden Fahrt frische Toilette gemacht, so hörten wir rasche Tritte nahen — und Vetter Christian stand vor uns, die Mutter und mich herzlich umarmend, mit den in seiner lebhaften Art gesprudelten Worten:

„Willkommen in der alten Heimat, Tante Christiane, — willkommen in Koburg, Kousine Lina — ei, bist Du groß und hübsch geworden, seit wir uns hier zum letzten Mal sahen! Ja, da begreife ich, daß ein gewisses Herz so schnell und so gründlich Feuer gefangen hat. Doch davon später. Möge der Himmel uns erleuchten, daß wir das Rechte finden und dereinst gern an die romantische Veranlassung Eures Besuches zurückdenken . . .“

Der Vetter war sehr erregt. Man fühlte bei jedem Wort, wie es in ihm vibrirte und daß er sich bemühte, seine Bewegung unter Scherz zu verbergen. Er sah blaß und angegriffen aus. Wie eigen er das „romantisch“ betonte — und wie seine klugen Augen mich dabei so durchdringend betrachteten, als wollten sie in der verborgensten Falte meines Herzens lesen!

Ich verlor dabei vollends alle Fassung — und brach in Thränen aus.

Der Vetter mußte wohl mit seiner Musterung zufrieden sein, denn er sagte freundlich, mich bei beiden Händen erfassend:

„Wie — Du, Fräulein Lustspiel, sentimental? — Nein, das leide ich nicht — heute hast Du ja auch noch nicht die geringste Ursache zu Thränen . . . und unsere Aufgabe soll es sein: Dir auch spätere Thränen der Enttäuschung und der Reue zu ersparen . . .“

Die Mutter wollte Manches über die „romantische Veranlassung unseres Besuches“ erläutern — Manches in Bezug auf den Prinzen und die Meinung des Vetters über die Pläne seines Gebieters erfragen — — aber mit etwas forcirter Heiterkeit unterbrach sie Christian:

„Heute nichts von Geschäften, Tante Christiane! Dergleichen darf man nicht vom Zaun brechen — wie meine Mutter sagen würde. Ihr seid angegriffen von der weiten Reise, das habe ich an Lina's Thränen bemerkt. Ich komme,

um Euch zu meiner Mutter abzuholen, sie erwartet uns zum Abendessen. Auch meine Frau und Schwestern, Karoline Opitz und Rieckchen sind dort. Daß Ihr Euch denen gegenüber mit keiner Silbe verrathet! Niemand darf vorläufig wissen: weßhalb Ihr hier seid. Das muß noch auf lange Zeit das vollste Geheimniß zwischen dem Prinzen Leopold und uns bleiben, wenn wir zu einem Einverständniß gelangen, — und ein Geheimniß für alle Zeiten: wenn der prinzliche Herzenstraum — Traum bleibt. Doch darüber sprechen wir morgen früh ausführlich und frank und frei von der Leber weg — ohne alle Sentimentalität. Damit habe ich nichts zu thun. Meine Aufgabe ist: meinen Gebieter, der mich seines Vertrauens und seiner Freundschaft würdigt, vor einem übereilten Schritt zu hüten, besonders in dieser Stunde, wo es sich für ihn um eine andere goldene Hoffnung — ja, daß ich es gradezu sage: um eine Königskrone handelt, — — aber auch Euch, meine theuren Blutsverwandten, zu bewahren vor bitteren Enttäuschungen und vor bösen Flecken auf Eurem — und meinem Namen ... Doch jetzt kommt zur Mutter!“

Die Tante Stockmar und ihre beiden Töchter, die milde Präsidentin Opitz und das quecksilberne, überlustige Rieckchen, das schon bedenklich auf die alte Jungfer lossteuerte, nahmen uns sehr freundlich auf — um so spröder that aber Christians Frau, Fanny Stockmar, deren herbe Natur in den sieben Jahren dieser seltsamen liebelosen Ehe, in welcher der Gatte in englischen Hofkreisen, die Gattin mit den Kindern in dem kleinstädtischen Koburg lebte, nur noch bitterer und schroffer geworden war. Ihre großen klugen Augen musterten mich kalt und unfreundlich. Sie mochte die Kousine nicht, die so viel jünger und hübscher war und der ihr Gatte so viel Aufmerksamkeit erwies. Frau Fanny von Stockmar wurde später meine bitterste Feindin — aus Eifersucht.

Auch Vetter Christian beobachtete mich den ganzen Abend über scharf, obgleich er das unter heiteren Scherzen zu verbergen suchte. Ich war für ihn eine diplomatische Studie geworden, die er bis in ihre geheimsten Fasern zerlegen und erforschen mußte, ehe er über sie das endgiltige Urtheil sprechen konnte. — Eignet sie sich zur Lebeusgefährtin für meinen Prinzen — oder nicht? Darf ich den Bund begünstigen — oder muß ich hemmend eingreifen? — Diese Fragen las ich bei jedem Blick in des Vetters klugen, scharfen Augen — und das machte den Familienabend nicht gemüthlicher!

Christian Stockmar war jetzt 41 Jahre alt, aber noch eben so schlank und mager und beweglich, wie vor sechs Jahren. Nur der englisirte Deutsche war in Manieren und Kleidung mehr hervorgetreten, auch frappirte mich wieder bei ihm die seltsame Mischung des Bürgerlichen und Höfischen in seinem Wesen. Am meiften aber hatte inzwischen sein eigenartiges Talent zum — diktatorischen Herrschen an scharfer Prägung gewonnen.

Das fühlte ich besonders, als der Vetter am andern Morgen wieder bei uns im Hôtel erschien — zur Konferenz! Da war er ganz der Chargé d'affaires des Prinzen Leopold von Koburg, der mit diplomatischer Schärfe und Kühle das pro et contra abwog — und mit geradezu klassischer Aufrichtigkeit uns alle Verhältnisse in purster Nacktheit enthüllte, daß die Mutter und ich wie betäubt dasaßen. Unbarmherzig entblätterte er die poetischen Blüten, die mein Herz dem erlauchten Verehrer mit nach Koburg gebracht hatte — bis auf den dürren Stengel: das Geschäft! Und er duldete keinen Widerspruch.

In die Sophaecke zurückgelehnt, die Augen fest auf mich gerichtet, begann Baron Christian Stockmar, den Prinz Leopold gern nannte „mon fidèle soutien et ami“ — mit klarer Stimme:

„Daß mein Herr sich nach einem stillen häuslichen Liebesglück sehnt, begreife und billige ich von Herzen. Die dummen Liebschaften, mit denen Se. Hoheit sich amüsirt, um die ewige Langeweile zu vertreiben, ruiniren Leib und Seele. Hin und wieder schien sich wohl ein ernsteres Verhältniß anknüpfen zu wollen. Schöne vornehme Damen warfen ihre Netze nach dem Prinzen aus, der früher wirklich eine verführerische Persönlichkeit war, — theils in romantischer Abenteuerlust, wie die liebestolle Lady Ellenborough, die sich inzwischen mit dem oesterreichischen Gesandtschafts-Attaché Prinzen Felix Schwarzenberg getröstet hat, oder aus Berechnung, wie die Gräfin Fiquelmont aus Wien. Wenn aber diese Damen von dem Stillleben hörten, in welchem sie dem Prinzen ganz allein leben sollten, fern von aller rauschenden Geselligkeit, wie todt für die Welt, und daß auch ihre Apanage als eine sehr bescheidene ausfallen müßte — dann zuckten sie gewöhnlich ängstlich zurück — — oder der Prinz ließ sie laufen, wenn er dahinter kam, daß er nur der Gegenstand einer schnöden Geldspekulation gewesen. Prinz Leopold ist nicht reich. Er besitzt nur als Gemal der verstorbenen Princess Royal eine englische Jahresrente von 50,000 Pfd. Sterling — und was seine große Sparsamkeit im Laufe der Jahre davon zurückgelegt hat. Ja, der Prinz ist sehr sparsam. Große Schätze sind also nicht bei ihm zu holen.

Nach so manchen Herzensenttäuschungen scheint der Prinz sich jetzt zum ersten Mal wirklich ernstlich und so leidenschaftlich in Lina verliebt zu haben, wie — sein nicht geringes Phlegma das zuläßt. Und das begreife ich vollkommen, denn Lina ist nicht nur ein hübsches, in frischester Jugend blühendes — sie ist auch ein liebenswürdiges Mädchen. — Daß der Prinz es ehrlich meint und ein nur durchaus ehrenhaftes Band knüpfen will, versteht sich von selbst, denn sonst hätte

er die Angelegenheit nicht in meine Hände gelegt und mir nicht carte-blanche gegeben. Er weiß, daß ich im Punkt der Ehre keinen Spaß verstehe — und daß Lina's Mutter eine geborene Stockmar ist. Der Prinz stellt Euch Beide also von vorn herein unter meinen Schutz — und sich aus freien Stücken in mir einen Beobachter seiner Handlungen.

Es würde also eine Trauung zur linken Hand stattfinden und Lina den Titel einer Gräfin erhalten — allerdings in größter Stille. Denn wenn Beides an die große Glocke gehängt würde, so könnten des Prinzen Feinde in den englischen Zeitungen und wohl gar im Parlament über diese Ehe Lärm schlagen — und Prinz Leopold dadurch am Ende sein Jahrgehalt und seine Stellung in England verlieren.

Ueberdies ist dem Prinzen schon seit drei Jahren die Krone Griechenlands in Aussicht gestellt und augenblicklich werden die Verhandlungen über diesen Punkt wieder aufgenommen. Zu diesem Zweck wird mein Herr den Winter über in Italien verleben, um den Griechen näher zu sein. Sollte er also schließlich König von Griechenland werden, so könnte er unmöglich eine morganatische Gemalin mit nach Athen bringen. Die Politik würde gebieten, daß er den Griechen eine rechtmäßige Königin zuführte. Für diesen Fall müßte das geheime Band, das Lina mit dem Prinzen nur verbinden darf, eben so still wieder gelöst werden, wie es — vielleicht — geknüpft wurde. Also wohlgemerkt: nur vor Gott und vor Deinen nächsten Verwandten würdest Du als Gattin des Prinzen dastehn, vor der Welt aber, wenn sie dennoch Deine verlorene Spur wieder auffinden sollte, vielleicht in einem weniger — reinen Lichte. Ich halte es für meine Pflicht, Euch auf alle schlimmsten Fälle und auf alle möglichen Gefahren aufmerksam zu machen.

Sollten diesem Bunde Kinder entsprießen, was ich — aufrichtig gesagt — nicht wünsche, denn die Verwicklungen

würden dadurch nur vermehrt werden, — so würden diese Kinder den Grafentitel ihrer Mutter erhalten und in anständiger Weise versorgt werden, ebenso wie für Dich gesorgt würde, Karoline, wenn das Band durch die Verhältnisse über kurz oder lang wieder gelöst werden müßte.

Du würdest für Dein Leben eine sichere, sorgenlose Existenz haben — aber auch nicht mehr! Christian Stockmar's Kousine dürfte in diesem Falle noch weniger habgierig erscheinen, als eine Fremde. Willst Du Dich dem Prinzen in Liebe widmen — so thust Du es auf Deine Gefahr. Mich würde allein dabei der Gedanke beruhigen: daß ich den Prinzen in guten Händen weiß — und daß er sonst in die schlimmsten fallen könnte. Also ohne allen Eigennutz, Lina! Denn sonst würde Dein Vetter Christian der erste sein, der sich gegen Dich wendete.

Noch Eins ist zu bedenken: wird des Prinzen so schnell entfachte Liebe auch Stand halten? Wie ich ihn kenne, glaube ich es kaum. Die Herzen dieser hohen Herren sind aus ganz eigenem Holze geschnitzt. Und was dann, wenn das Flämmchen schon nach der Brautnacht erloschen? Du würdest dann nur um so unglücklicher werden.

Mein dringender ehrlicher Rath — sowohl als Euer naher Verwandter, wie als treuer Diener und Freund meines Herrn — ist also: Nichts übereilen! Nicht binden, ehe Ihr Herzen und Nieren sorgsam geprüft! Auch der Prinz muß sich prüfen! Er geht von hier aus in wenigen Tagen nach Neapel. Vielleicht entscheidet sich dort die griechische Kronen-Frage, die ja auch für diese Herzensangelegenheit von Wichtigkeit ist.

Und nun gib mir eine ehrliche Antwort, Karoline: willst Du meinem treuen Rath unbedingt und in allen Stücken folgen und Dich jetzt und auch später meiner erfahrenen Leitung anvertrauen? —— Oder willst Du, verlockt durch

Deinen schnellen Sieg über den Prinzen, seinen neuen stürmischen Bitten Gehör geben — denn er will Dich morgen wieder allein sprechen — und eigenwillig Deinen Weg gehn ... in's goldne Glück ... oder blind in's Verderben rennend? — Ich erwarte ein entscheidendes Ja — oder Nein!"

Und ich weinte laut auf: „Ja! ja! Vetter, ich folge blindlings Deinem Rath und Deiner Leitung!"

Erschüttert rief die Mutter: „O Gott! Zwischen welche Klippen sind wir da gerathen! Mein Herz sagt mir: Lina, bleibe frei! Bleibe Künstlerin! Wir sind diesen Gefahren nicht gewachsen!"

Wären wir doch dieser warnenden Stimme des treusten Mutterherzens gefolgt!

* * *

Am Nachmittage sollte ich den Prinzen sehen. Ihm zu Ehren wurde auf der Rosenau, dem herrlichen Sommerschlosse des regierenden Herzogs, eine Art Volksfest gefeiert und Vetter Christian wollte uns dazu abholen. In einer beängstigenderen Stimmung habe ich mich kaum jemals zu einem Feste geschmückt. Des Vetters geschäftsmäßige Erörterungen lasteten schwer auf meinem Herzen. Wie viel Ungewißheit — wie viel peinliche Bedenken lagen da vor mir ... Und was da in weiter Ferne vielleicht winkte: war das wirklich das ersehnte Herzensglück, von dem mein junges Herz träumte?

„O Mutter, welche neuen Wirren und Kämpfe, welche Gemüthsbewegungen liegen vor uns! Das arme Menschenleben ist doch nicht leicht!" — sagte ich betrübt. — „Das Schlimmste aber ist, daß ich immer noch nicht weiß: ob ich den Prinzen so lieben kann, wie es doch nöthig ist, wenn ich seinetwegen der Bühne und der Welt entsagen soll! Am meisten würde mich die immerwährende Angst vor Bruder Karls ewig neuen Anforderungen in ein sorgenloses Stillleben drängen!"

Die Mutter suchte mich damit zu beruhigen: daß wir nach Vetter Christians Ausspruch ja noch ein volles halbes Jahr Zeit zum Bedenken und Prüfen hätten — und daß ich im Frühjahr ja immer noch ein entscheidendes Nein! sagen könne ... Dabei putzte die Gute mit verzeihlicher Muttereitelkeit mich aber doch heraus — wie eine Braut. — Ich trug eine duftige rosa Toilette mit weißem Kachemir-Umhang und ein weißes Sammet-Barett mit Marabouts auf den hochfrisirten Locken.

Um zwei Uhr hielt Vetter Christian mit einem leichten eleganten offenen Wagen vor unserm Hôtel. Im Fond saß Kousine Rieckchen und lachte und winkte uns zu. Christian, der selber kutschirte, kam noch auf eine Minute hinaufgesprungen, hastig instruirend: „Daß Ihr Euch vor Rieckchen durch kein Wort verrathet — und draußen bei dem Fest vor den hohen Herrschaften durch keinen Blick! Ich habe auch dem Prinzen gerathen, Euch nur aus der Ferne zu bemerken und mit Wort und Miene sehr vorsichtig zu sein. Die Herzogin-Wittwe ist sehr mißtrauisch und hat Argusaugen und überall ihre Späher. Sie ist mir schon längst nicht grün und hat nach Kräften — wenn auch vergebens — dagegen intriguirt: daß ich, der ehemalige simple Leibarzt, eine so hervorragende Stellung im Hofhalte und im Vertrauen des Prinzen, ihres zärtlichen Lieblingssohnes, einnehme. Wenn sie jetzt etwas merkte, sie würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, daß nicht meine schöne Kousine den Stockmarschen Einfluß vermehrte! Also die peinlichste Vorsicht! Dagegen könnt Ihr morgen, wenn wir nach dem stillen Füllbach fahren, nach Herzenslust mit dem Prinzen liebäugeln und plaudern ...“

Die angenehme Fahrt nach der schönen Rosenau, einer Schöpfung des Herzogs Ernst, und der frische sonnige Herbsttag stimmte mich heiterer. Ich saß neben dem kut-

schirenden Vetter, der in seiner unwiderstehlich liebenswürdigsten humoristischen Weise plauderte und scherzte, während Rieckchen so übermüthig plapperte und lachte, daß die vielen Fußgänger, die zum Fest hinauszogen, zu beiden Seiten des Weges stehen blieben, uns anstaunten und den allgemein verehrten Herrn Baron und seine Gesellschaft ehrerbietig grüßten.

Zwischendurch konnte ich mit Christian manch verstohlenes trauliches Wort flüstern. Er war viel milder und heiterer als bei der ersten Begrüßung. Erst später habe ich erfahren, daß die Mutter ihm am Morgen mein Tagebuch zugesteckt und daß die Herzensergießungen der bis dahin kindlich reinen Lina ihn gerührt hatten.

Mein Bedenken: daß ich mich nie entschließen könne, mich von der Mutter zu trennen! — zerstreute der Vetter sogleich durch das Wort: „Natürlich kommt sie mit nach England und bewohnt mit Dir dasselbe Haus. Zur Einzelhaft würde ich Dich denn doch nicht verurtheilen lassen!“ — Das klang wie Scherz — blieb mir aber unvergeßlich als späterer traurigster Ernst. —

Auf dem großen Rasenplatz vor dem herrlichen, im gothischen Stil erbauten Lustschlosse der Rosenau, fanden wir ein reges buntes Leben und Treiben von fröhlichen Städtern und geputzten Landleuten in ihrer originellen, farbenreichen Kirchgangstracht. Im weiten Bogen waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen. Aus mächtigen Fässern wurde schäumendes Frei-Bier verzapft. Auf glühenden Rosten schmorten und dufteten die kleinen fetten Würstchen — Koburger Lerchen genannt — das Nationalgericht bei allen Schützen-, Jahrmarkt- und Kirmeß-Festen. Eine Musikbande spielte lustige Tänze und dazu drehten sich fröhlich Städter und Dörfler auf dem kurzgeschornen Rasen.

Kaum hatten wir uns unter die Menge gemischt, so war Christian Stockmar von Bekannten umringt. Da gab es ein immerwährendes Begrüßen, Vorstellen und Sichverneigen. Auch die Mutter wurde von alten Freunden herzlich bewillkommt. Ich wurde zum Tanz geholt — und fühlte mit Befriedigung, daß Aller Augen auf mich gerichtet waren. Ich hätte ja nicht 21 Jahr und nicht — Schauspielerin sein müssen!

Ich drehte mich gerade mit einem schmucken Bauerburschen im Ländler, als ich in der Menge ringsum eine auffallende Bewegung bemerkte. Von Mund zu Mund ging ein Flüstern: „Sie kommen — die hohen Herrschaften!"

Auf der Terrasse erschienen der regierende Herzog Ernst mit der Herzogin-Mutter, Prinz Leopold mit seinen Neffen, den jungen Prinzen Ernst und Albert. Sie wurden mit Hurrah begrüßt. Ich bemerkte mit Genugthuung, wie Prinz Leopold sogleich sein Glas nahm und es über die bunte Menge gleiten ließ. Und dann hatte er mich gefunden.

Gleich darauf machten der Herzog und die Prinzen einen Rundgang über den Festplatz, grüßten freundlich nach allen Seiten und blieben bald hier, bald dort plaudernd stehen. Nicht ohne Herzklopfen sah ich die Herrschaften sich unseren Plätzen nähern ... und dann standen sie vor uns. Der Herzog sprach mit Stockmar, begrüßte freundlich meine Mutter und mich, scherzte mit dem heiteren Rieckchen. Prinz Leopold bewillkommte mich mit den Augen; es lag ein Einverständniß in unseren Blicken, das mich erröthen machte. Laut sagte der Prinz: „Ich freue mich, die reizende Hottentottin, die mich in Potsdam durch ihren Tanz entzückte, sich hier so munter mit den koburgischen Bauerburschen auf dem Rasen drehen zu sehen!"

Ich entgegnete: „Hoheit beglücken mich, daß Sie sich der armen Hottentottin überhaupt noch erinnern! Das

Wagniß des Tanzes ist hier auf dem Rasen kaum ein geringeres — als auf der kleinen Bühne des Neuen Palais vor so kunstverwöhnten Augen!"

Der Prinz verneigte sich lächelnd und flüsterte mir zu: „Ich ersehne die Stunde des Wiedersehens in Füllbach! Auf gutes Glück!"

Dazu ein leuchtender Blick — der mich in's Herz traf.

Ich fühlte, wie ich glühte. Der Prinz nahm mich immer mehr gefangen. Ich war kaum im Stande, die neugierigen Fragen der lebhaften Kousine über die tanzende „Hottentottin" und wie mir der Prinz gefallen, unbefangen zu beantworten. Zum Glück gab Christian mir seinen Arm, mich umher zu führen. Lachend flüsterte er mir zu: „So habe ich Dich denn zum ersten Mal Komödie spielen sehen, Kousinchen, — und Du hast charmant aus dem Stegreif gespielt: es war wirklich, als sprächst Du den Prinzen zum ersten Mal. Auch er hat sich gut gehalten. Hast Du aber wohl bemerkt: wie die alte Herzogin Euch nicht aus den Augen ließ und wie viel forschende Blicke auf Euch gerichtet waren? Also Vorsicht — die größte Vorsicht auch ferner!"

Auf dem Festplatz wechselten mit dem Tanze allerlei Volksbelustigungen ab: Stangenklettern — Hahnenschlag — Sackhüpfen und dergl. Munter tummelten sich die jungen Prinzen, der braune kräftige zehnjährige Ernst, der jetzt regierende Herzog, und der blonde zarte neunjährige Albert, der spätere Gemal der Königin Viktoria von England, mit ihren Spielkameraden und ihren Windspielen in der Menge umher . . . Glückliche Kinder, die nicht ahnten: warum ihre holde arme Mutter so fern weilte — für immer von ihren zärtlich geliebten Kindern getrennt!

Bei meinem ersten Besuch in Koburg, 1822, hatte ich die schöne blonde Herzogin Luise noch gesehen, — von welcher der würdige alte Superintendent Hohnbaum fünf Jahre

vorher bei ihrem Brauteinzuge in Koburg so begeistert und — so prophetisch geschrieben hatte: „Sie ist ein höchst natürliches und liebenswürdiges Wesen. Sie werden sie aber in Koburg schon so lange auf die Polirmühle und unter die Glanzpresse bringen, bis sie so flach und glatt, wie die übrigen wird ... Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend eine Hofuntugend ihr Herz verdorben haben könne. Sie ist in meinen Augen ein außerordentlich seltenes Wesen!“

Und wie hatte man diese seltene, liebenswürdige Fürstin in Koburg auf die Polirmühle und unter die Glanzpresse gebracht! Schon 1822 war die herzogliche Ehe die unglücklichste. Als gleich darauf die in Paris gedruckten und mit dem zierlichen Namenszuge der Verfasserin versehenen Memoiren der „schönen Griechin“ Alexandre Panam erschienen — das erste Buch, das nach den verschärften Karlsbader Censurbeschlüssen vom deutschen Bunde verboten wurde — da entstand zwischen den Gatten immer größere Entfremdung. Die Koburger nahmen meistens Partei für die arme schöne Herzogin. Im Sommer 1824 kam es sogar zu einem förmlichen Volksaufruhr zu Gunsten der gemißhandelten Frau. Das Volk stürmte das herzogliche Residenzschloß — das Militair erklärte sich offen für die Herzogin. Dem Günstling des Herzogs, Herrn v. Schimbowsky, wurden die Fenster eingeworfen und der Garten verwüstet — der Herzog Ernst flüchtete nach Wien und klagte beim Bundestag. Der beauftragte eine königl. sächsische Kommission: die Aufruhrgeschichte in Koburg zu untersuchen und den Frieden wieder herzustellen!

Die Herzogin verlangte, geschieden zu werden — und da ihr das aus „politischen“ Rücksichten verweigert wurde, weil Koburg die Erbschaft des Herzogthums Gotha, dessen letzter Fürstensproß die Herzogin Luise war, nicht verlieren wollte — so versuchte die unglückliche Frau den Herzog

durch ihr kompromittirendes Leben zur Scheidung zu zwingen. Davon erzählte der Koburger Graf Korneillan: . . . „Die Herzogin hat allerdings tolle Streiche mit Liebhabern gemacht und sie gar nicht verhehlt. Sie ist von wilder Unbefangenheit und sagt und treibt mit unschuldig-kecker Offenheit, was andere verbergen; dabei ist sie liebenswürdig und verführerisch . . .“

Erst 1826 wurde die Herzogin, die schon seit zwei Jahren von ihrem Gatten und ihren beiden Söhnen entfernt und unter dem Namen einer Gräfin von Pölzig (nach Anderen: Belzig) und Beyersdorf zu St. Wendel am Rhein gelebt hatte, förmlich vom Herzog geschieden. Sie heirathete darauf den koburgischen Lieutenant Alexander von Hanstein, der vom Herzog von Altenburg (nach Anderen: von Hildburghausen!) zum Grafen von Pölzig erhoben war, und lebte mit ihm in glücklicher Ehe am Rhein oder in Paris. Dort bin ich der merkwürdigen Frau später wieder begegnet — und dort ist sie 1831 gestorben, ohne ihre Söhne Ernst und Albert wieder gesehen zu haben. — Aber selbst im Tode war sie noch extravagant. Sie setzte ihrem Gatten, dem Grafen von Pölzig, eine bedeutende Jahresrente aus, unter der Bedingung: daß er sich nie von ihrer Leiche trenne! Würde er auch nur eine Nacht in einem Hause zubringen, das nicht zugleich die irdischen Ueberreste der seligen Gattin berge — so werde er seine Jahresrente einbüßen . . .

Jahre lang hat der unglückliche Graf Pölzig die einbalsamirte Leiche seiner Gemalin mit sich in der Welt umhergeschleppt . . . bis er, der inzwischen ein Fräulein von Karlowitz geheirathet, eines Morgens zu seinem Schreck den kostbaren Sarg spurlos verschwunden fand. Da aber seine Rente fortbezahlt wurde, tröstete er sich sehr gern über diesen Verlust.

Die Familie Koburg-Gotha hatte nur dem immer

neuen Zeitungsstoff der „wandelnden Leiche“ ein Ende gemacht. — —

* * *

Am Morgen nach jenem heiteren Volksfest in der Rosenau, das mit einem brillanten Feuerwerk schloß, holte Christian Stockmar uns in seinem Wagen zur verhängnißvollen Fahrt nach dem Gut Füllbach ab. Der Vetter kutschirte wieder selbst, damit ja kein plaudernder Kutscher ein Wörtchen erlauschen könne, und war heiterster Laune, sprudelnd von dem ihm eigenen satirischen Humor. — Nur als das freundliche Füllbach in Sicht kam, wurde er plötzlich ernst. Auf ein bescheidenes Haus, fast versteckt unter alten Bäumen, deutend, sagte er: „Vielleicht entscheidet sich dort Eure Zukunft für's Leben! Möchte sie sich so gestalten, daß wir Alle dereinst ohne Reue auf dies Landhaus und auf diese Stunde zurückblicken! Aber noch ein Mal beschwöre ich Dich, Lina, laß Dich nicht schon heute zu einem bindenden Versprechen bewegen! Behalte Dir vollste Freiheit bis zum Frühjahr, bis zur Heimkehr des Prinzen aus Italien, — auch ihm dieselbe Freiheit lassend. Vielleicht bringt er eine Krone mit — dann gehst Du als russische Hofschauspielerin nach Petersburg, mit dem Bewußtsein: an dem freien Könige von Griechenland Dir einen treuen hilfreichen Freund für's Leben gewonnen zu haben ... Ich wünsche Dir und dem Prinzen von Herzen, daß dies die glückliche Lösung des kurzen Liebesromans sein möge ... Dabei hättet Ihr Beide Euch nichts vorzuwerfen ...“

Ja, warum durfte diese glückliche Lösung mich nicht frei machen, ehe ich gebunden?!

Ein halbes Jahrhundert schon brüte ich fragend — anklagend über diesem: Warum? — Warum? — Werde ich über den Sternen dereinst eine gute Antwort erhalten?

* * *

Wir fuhren durch den Park vor das bescheidene freundliche Landhaus. Alles war so still, wie in einem Zaubergarten. Kein Mensch war zu sehen, keine Stimme zu hören. Nur einige Silberfasanen spazierten langsam über den Rasen; auf dem Dach im Sonnenschein saßen weiße Tauben mit schwarzen Köpfen, zärtlich gurrend und sich schnäbelnd.

Als der Wagen vor dem Gartensaal hielt, eilte der kleine dicke Allerwelts-Hühnlein in weißer Küchenschürze herbei, dem Vetter die Pferde abnehmend. Er keuchte vor Geschäftigkeit und sein gutmüthiges Vollmondsgesicht glühte wie eine Pfingstrose und ein strahlendes verschmitztes Lächeln spielte um seinen fetten Mund. Figaro war ganz in seinem Element: Pferdeknecht — Koch — Tafeldecker — Kammerdiener — Vertrauter . . . Alles in seiner Person vereinend, damit nur keine fremde Person ins Geheimniß blicken könne.

In der offenen Thür des Gartensaals erschien die hohe Gestalt des Prinzen, sich vortheilhaft aus der sonnigen Luft abhebend. Er empfing uns freundlich — ja herzlich. Er kam mir jünger und frischer vor, als beim ersten Sprechen in Berlin und gab sich unbefangener und ungezwungener. Er nahm meine beiden Hände und sah mir tief in die Augen und sagte zärtlich: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Es ist ein gutes Zeichen und ich darf hoffen!"

Dieser gemüthliche Empfang gab auch mir meine heitere Unbefangenheit wieder — und bald saß ich an des Prinzen Seite fröhlich plaudernd am Frühstückstisch, fast vergessend, daß mein Nachbar eine — Hoheit! Meister Hühnlein servirte gewandt ein ganz stattliches déjeuner à la fourchette und ließ süßen goldnen Bordeaux in unsere Gläser perlen und vorzüglich frappirten Champagner knallen und schäumen — und wir speisten behaglich à quatre, als hätten wir schon manches Mal so bei einander gesessen — nichts weiter als: glückliche Menschenkinder. Vetter Christian sprudelte von

Witz und Laune — der Prinz thaute mehr und mehr auf, drückte mir unter dem Tisch zärtlich die Hand und stieß mit der Mutter und mir klingend an: „Auf baldiges — noch fröhlicheres Wiedersehen in England!“ — und mein Glas und mein Herz klangen hoffnungsfreudig dazu.

Nach dem Kaffee führte der Prinz mich scherzend in's Nebenzimmer. Die Thür blieb offen und ich konnte die Mutter und Christian sprechen hören. Das stärkte meine Unbefangenheit und meinen Muth.

Der Prinz zog mich zärtlich in seine Arme und küßte mich auf Stirn und Mund und sagte herzlich:

„So darf ich denn hoffen, daß Ihr Herz mir freundlich gesinnt ist — und mit der Zeit auch lernen wird, den so viel älteren, hart geprüften Mann ein wenig lieb zu gewinnen. Mehr kann ich heute nicht verlangen. Ihnen aber muß ich schon heute sagen: daß Sie mir seit unserem ersten Sehen von Stunde zu Stunde theurer geworden sind — und daß ich an Ihrer Seite das so früh verlorne Glück — Ruhe — Frieden wieder zu finden hoffe . . . Nur Eins bitte ich mir jetzt schon zu sagen, frei und offen: Gibt es einen Mann, den Sie lieber haben, als mich — den für mich aufzugeben, Ihnen schwer fallen würde?“

Aus vollem wahren Herzen konnte ich antworten:

„Nein, Hoheit, es gibt keinen Mann, den ich lieber habe, als Sie, — und mein Herz fühlt sich mehr und mehr zu Ihnen hingezogen!“

„Ich danke Ihnen. Das genügt mir für heute vollkommen. Der gute Stocki verlangt für seine Kousine und für mich eine längere Prüfungszeit, bis ich von meiner italienischen Reise zurückkehre. Ich bin damit einverstanden. Wir werden uns inzwischen schreiben und so näher kennen lernen . . . Ihr Vetter hat Ihnen auch meine Verhältnisse offen dargelegt. Wird Sie das gebotene Stillleben unserer Liebe nicht zurück-

schrecken? Werden Sie nicht bereuen, ein glänzendes Künstlerleben für einen armen vereinsamten Mann zu opfern?“

„Ich hoffe, nein — so lange Ihre Liebe und Ihr Vertrauen mir bewahrt bleiben! ... Und meine Mutter muß mich nicht verlassen?“

„Nein, sie wird Ihre treue Freundin bleiben und immer bei Ihnen sein, wenn meine Stellung mich zwingt, Sie allein zu lassen. Ich werde Ihrer guten Mutter dafür dankbar sein ...“

Und wieder umarmte und küßte der Prinz mich zärtlich. Dann führte er mich an der Hand in den Gartensaal zurück.

Vetter Christian machte große finstere Augen — aber der Prinz sagte heiter:

„Nein, Stocki, Sie haben keine Ursache, böse zu sein. Es bleibt Alles beim Alten — nach Ihrem diktatorischen Willen. Erst im Frühling — nach meiner Heimkehr aus Italien — wird das beglückende Liebesband geknüpft werden, wenn — — Ihre holde Kousine mich dann noch will!“

Dann nahm der Prinz Stockmar am Arm und führte ihn in den Garten ... Ich warf mich unter glücklichen Thränen in die Arme der Mutter und schluchzte selig: „Es wird Alles — Alles gut werden! Welch' ein schönes Loos ist mir beschieden an der Seite dieses edlen Mannes!“

Als der Prinz und Stockmar nach einer Weile zurückkehrten, sah auch Vetter Christian wieder heiter aus und er nickte mir zufrieden zu.

Hühnlein hatte angespannt. Der Vetter drängte zur schnellen Heimfahrt, daß wir in Koburg und der Prinz auf der Rosenau nicht vermißt würden. Noch ein Mal drückte mich der Prinz zärtlich ans Herz und flüsterte mir ins Ohr:

„Bleiben Sie mir gut! Auf ein beglückendes Wiedersehn im Frühling! Ich schreibe Ihnen von Neapel aus und erwarte dort Antwort. Alles Uebrige legen wir vertrauens-

voll in die Hände Ihres guten Vetters Stockmar. Leben Sie wohl!"

Die Pferde zogen an — und wir rollten davon. Der Prinz blieb im hellen Sonnenschein vor der Thür des Gartensaals stehen und winkte uns nach, bis der Wagen hinter den Bäumen verschwunden . . .

Mir war das Herz so voll und so selig und ich dankte Gott: so geliebt zu sein!

Auch beglückte es mich, daß Vetter Christian auf der Heimfahrt so heiter war und mich und mein Benehmen lobte. Er sagte: „Lina, Du hast tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, wie noch kein ander Weib, seit ich ihn kenne. Hoffen wir also das Beste für beide Theile. Aber — sei vorsichtig in der Korrespondenz. Laß Dich auch im Briefe nicht zu einem voreiligen bindenden Wort hinreißen. Bis zum Frühling läuft noch viel Wasser bergab und Manches kann sich da ändern. Auch sind, wie meine Mutter sagt: die großen Herrn aus ganz besonderem Teig geknetet und nie ist man ihrer sicher. Also Vorsicht! Vorsicht! Auch bei mir zu Hause. Meine Frau brennt schon darauf, zu erforschen: was Euer plötzlicher kurzer Besuch und unsere geheimnißvollen Spazierfahrten zu bedeuten haben. Es bleibt also dabei, daß Ihr mich wegen Karls Leichtsinn und Louis' Zukunft habt um Rath fragen wollen — und daß wir heute der Tante Christiane Jugenderinnerungen in Füllbach und auf dem Glockenberg aufgefrischt haben!"

So fuhren wir denn noch auf den Glockenberg mit dem freundlichen Landhause und dem schönen Garten, wo meine Mutter ihre Kindheit verlebt hatte. Alles damals — 1828 — im Besitz des Ministers von Wangenheim.

Den Abend verlebten wir in Christians Hause mit seiner Mutter und den Schwestern. Hier sah ich auch zum ersten Mal sein fünfjähriges Söhnchen Ernst, der unter

des Vaters Leitung später Schatzmeister der Königin Viktoria wurde — und dann als Privatsekretär der Prinzeß Royal Viktoria, Preußens Kronprinzessin, nach Berlin kam. Ein böses Rückenmarksleiden hat ihn aber schon längst ins Privatleben zurückgeführt. — Christian Stockmars damals einjähriges Töchterchen Marie ist jung als Gattin des Literarhistorikers Professor Hermann Hettner in Dresden gestorben. Deren Tochter Elisabeth hat mich in den jüngsten Jahren wiederholt mit ihrer alten, unverwüstlich jugendlustigen Großtante Friederike Stockmar auf meinem schweizer Broëlberge besucht.

Frau Fanny von Stockmar war in übelster Laune und bohrte den ganzen Abend über mit ihren scharfen Augen und ihrer spitzen Zunge an mir herum, zu erforschen: was ich denn eigentlich in Koburg wollte! Daß Christian und ich etwas vor ihr verbargen, hatte ihr stets waches Mißtrauen längst geahnt. Aber was? — Später habe ich erfahren, daß die unglückliche Frau schon damals eifersüchtig auf mich war.

Ich war froh, als unser Reisewagen Abends um 11 Uhr vor der Thür hielt und der Postillon uns lustig zum Thore und in die mondhelle Nacht hinaus blies. Wie viel hatten die Mutter und ich uns zu erzählen — aus übervollen glücklichen Herzen! Wir fuhren die ganze Nacht durch. In der andern Nacht, genau am Ende meines sechstägigen Urlaubs langten wir wieder in Berlin an. Beim Auspacken fanden wir im Wagenkasten ein Packet mit einem schönen rosa Stoff zu einem eleganten Putzkleide und einem Zettel von Vetter Christians Hand, der mich durch die Worte erfreute: „Zur freundlichen Erinnerung an Koburg!“

Kam das Geschenk vom Vetter — oder vom Prinzen? — Mein Herz sagte: Von ihm, der Dich so zärtlich liebt! Rosa ist die Farbe der Liebe!

O ich armer Tropf! —

2. Hangen und Bangen!

Freudvoll und leidvoll
Gedankenvoll sein;
Hangen und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Goethe: Egmont.

Schon am andern Morgen mußte ich in die Probe zu Raupach's „Ritterwort“. Ich betrat die Bühne mit ganz eigenen Gefühlen. Während der ganzen Probe wurde ich den Gedanken nicht los: Dies Spiel ist schon jetzt ein Abschiednehmen von den geliebten Brettern! — Und das Herz that mir dabei weh.

Das wiederholte sich bei jedem Auftreten. Immer bedrückte mich die Frage: Wirst Du diese Rolle jemals wieder spielen?

Ich spielte nie mit solchem Eifer, solcher hingebenden Liebe, wie in jenem Winter. Es war, als müßte ich meinen Beruf, meine Kunst und die berauschende Bühnenluft noch recht auskosten, — ehe das Alles für immer vorbei. Ich fühlte, wie mit dieser Liebe auch meine Kunst von Rolle zu Rolle wuchs. Und ich hatte die hohe Genugthuung: daß auch das Publikum und sogar die Kollegen dies anerkannten!

Wie der sonst so abstoßende finstere Raupach sich mir mehr und mehr näherte, habe ich in einem früheren Kapitel schon erzählt. Er wies mir bedeutendere Rollen in seinen Stücken zu und studirte sie mir ein. Meine Gräfin Flora von Tourelles im „Ritterwort“ fand nicht nur des Dichters

vollste Anerkennung, auch des Publikums rauschenden Beifall. Als Malvina in Raupachs „Vater und Tochter“ wurde ich mitten in der Rede von stürmischem Applaus unterbrochen, was damals ein Ereigniß war. Nach dieser Scene drückte mir Regisseur Weiß herzlich die Hand und sagte: „Ich freue mich der Künstlerin, die Sie über Winter geworden sind!“

Als ich in Ifflands „Aussteuer“ als Sophie die große Scene mit Ludwig Devrient gespielt, rief dieser hinter den Koulissen freudig aus: „Unsere Bauer ist heute unübertrefflich!“ — Wie mich das beglückte! — Wie mich aber auch der Gedanke schmerzte: Noch einige Wochen — und Du spielst wohl nie — nie wieder mit dem großen Meister Ludwig! Und doch bist auch Du für die Bühne geboren! Ihr Spiel ist Dein wahrer Beruf!

Kam dann aber ein liebevoller Brief aus Neapel vom Prinzen Leopold, — so jubelte ich wieder: Glücklich allein ist die Seele, die liebt! Welch' ein beneidenswerthes Los winkt Dir an der Seite dieses edlen zärtlichen Prinzen — fern von allen Sorgen des Lebens und von allen Kabalen und Intriguen der Bretter! Und ich bat Gott inbrünstig: mir des theuren Mannes Zuneigung zu erhalten!

Auch von Vetter Christian langten freundliche Briefe an. Alle seine Bedenken schienen überwunden — bis auf das eine: ich würde das Stillleben auf einem englischen Landsitze nicht ertragen! — Zwischendurch klang aber doch immer wieder seine Freude: seinen Herrn in so guten selbstlosen Händen zu wissen! — und die Hoffnung: daß sich nicht nur des Prinzen, sondern auch sein eigenes Leben durch unsere Anwesenheit in England gemüthlicher und behaglicher gestalten werde!

So bemühte ich mich denn redlich, in meinen Antworten des Vetters letztes Bedenken zu verscheuchen. Und das gelang mir nur zu gut.

Da — im Januar 1829 — drangen allerlei Neckereien und verblümte Andeutungen an mein Ohr, in vertrauten geselligen Kreisen und auch im Verkehr mit den Kollegen hinter den Koulissen. Man kam auf meine plötzliche Herbstreise nach Koburg zurück und fragte mich: wie es mir dort gefallen habe? Die Einen stichelten auf den schönen reichen Prinzen Leopold — die Andern auf den verliebten regierenden Herzog . . . Ich muß recht fassungslos und verdutzt dabei ausgesehen haben — bis Amalie Wolff mir reinen Wein einschenkte.

Die Gute tippte erst behutsam an: „Kleene, ist es wahr, was die Leute sagen, daß Sie bald die Bühne verlassen und ein großes Glück machen werden?“

„Was sagen die Leute?“ — stotterte ich.

„Daß ein hoher Herr Sie liebt und an der linken Hand heirathen will. Nur weiß man nicht genau: ob es der Herzog oder der Prinz Koburg ist . . .“

„Und das nennen Sie ein großes Glück?“ — sagte ich verwirrt. — „Ich fühle mich ja so glücklich als Schauspielerin . . .“

„Unsinn, Kleene, — als ob man immer zwanzig Jahre und immer hübsch bliebe! Und haben nicht auch Sie schon merkwürdige Erfahrungen auf der Bühne gemacht? Müssen Sie sich nicht mit der Stich um jede neue Rolle förmlich beißen, wie die Hunde um einen Knochen? Und schnappt nicht sogar die kleine unbedeutende Leonhardt Ihnen manche hübsche jugendliche Rolle fort, weil sie — vom Prinzen Karl protegirt wird? Durfte nicht im vorigen Jahre die hübsche Gans Mlle. Ku . . Ihre Preziosa hier spielen, weil sie die Liebste des alten Großherzogs von Baden war und dieser ihr einen Empfehlungsbrief an den Fürsten Wittgenstein mitgegeben hatte? Und darf nicht der erste beste Bengel von Rezensent, der Sie mit seiner Liebe beglücken möchte

und dem Sie ein schiefes Mäulchen machen, Sie in seinem Blatt ungestraft herunterreißen? Und was wird Ihnen erst in Petersburg geboten werden? Da betrachten alle hohen Theatergötter, wie ich mir habe sagen lassen — bis zum Kaiser hinauf — Alles, was auf der Bühne jung und hübsch ist, von vornherein als ihr freies Eigenthum ... Aber wehe, wehe, wenn Sie auf der Bühne alt werden — und dennoch spielen müssen, spielen um's liebe tägliche Brod ... Nichts Traurigeres, als eine komische Alte, der das Herz blutet und die Zähne ausgefallen sind ... Einst habe ich vor Goethe die Iphigenie und die Leonore im Tasso gespielt ... heut spiele ich die Kiekebusch und die Madame Hersch mit dem törkschen Shawl ... und dennoch gibt es Kolleginnen genug, die mich auch um diese Rollen lebendigen Leibes beerben möchten ... Das ist auch Ihre Zukunft auf der Bühne — wenn Sie diesem „hohen Glück" der Bretter nicht entsagen wollen ... Aber ich merke es Ihnen an, Kleene: es hat sich in Koburg schon etwas angesponnen, wovon Sie nicht sprechen dürfen. Möchte es etwas Gutes für Sie sein — das wahre Glück! Doch hüte Dich, fein's Blümelein, vor dem Schicksal der „schönen Griechin ..."

Ganz verdutzt kam ich zur Mutter zurück und theilte ihr alles Gehörte mit. Wie war nur unser Koburger Geheimniß verrathen? Wir hatten zu Niemandem geplaudert. Und nun hatte man mich gar mit dem liderlichen Herzog Ernst in Verdacht ... War ein Brief verloren gegangen oder auf der Post geöffnet? Man hörte damals noch hin und wieder von dem „schwarzen Post-Kabinet", in welchem alle irgendwie auffallenden Briefe gelesen wurden.

Die Mutter und ich hielten es für unsere Pflicht, ungesäumt Vetter Christian von den Berliner Gerüchten in Kenntniß zu setzen und seine Verhaltungsregeln zu erbitten.

Umgehend kam die kurze Ordre: jeder Briefwechsel zwischen uns müsse sofort abgebrochen werden — bis auf Weiteres. Allen Neckereien hätten wir das entschiedenste Nein — im Nothfall unverfrorenste Grobheit entgegen zu setzen!

Und so erhielt ich volle vier Monate hindurch nicht das leiseste Lebenszeichen von Vetter Christian aus Koburg oder vom Prinzen aus Neapel. Eine Zeit der quälendsten Ungewißheit — eines ewigen Hangens und Bangens in schwebender Pein für mich und die Mutter!

Täglich fragten wir uns: Was wird daraus werden? — Hat der Prinz Dich schon vergessen? Sind andere Hindernisse eingetreten? — Denkt der Prinz nur an die griechische Königskrone, von der hin und wieder in den Zeitungen die Rede ist? Opfert er das ersehnte stille Glück an Deiner Seite gern dem Glanze einer Krone? — War das Ganze ein beglückender Traum . . . ?

Und immer poetischer und liebenswürdiger erschien mir der Prinz, je ferner er mir entschwebte. Seine schönen melancholischen Augen wollten mir nicht aus dem Sinn. In jenen Tagen des Hangens und Bangens habe ich mich im Sehnen nach einem stillen Herzensglück und im täglichen Ausschauen nach einem Liebeszeichen wirklich in dies Idol meiner — Träume verliebt. Es verklärte sich vor meinem sehnenden, rückblickenden Auge immer leuchtender. Ich glaube sogar, ich hätte — wenn Jemand über des Prinzen Perrücke zu spotten gewagt — geschworen: diese Perrücke sei der wahre Heiligenschein für den armen, vielgeprüften Märtyrer seines Herzens!

So vergingen Wochen auf Wochen in qualvoller Ungewißheit. In Berlin hatten die Neckereien aufgehört, da alle neuen Anknüpfungspunkte fehlten. Die Einen glaubten, es sei ein falsches Gerücht gewesen, — die Andern: der anfangs geplante oder angeknüpfte Bund sei längst wieder aufgegeben.

Wie weit aber das unklare Gerücht damals schon gedrungen war, habe ich erst vierzig Jahre später in Varnhagens Tagebüchern gelesen. Da heißt es unter dem 5. Februar 1829 aus Kassel, wo Varnhagen damals im Auftrage Friedrich Wilhelms III. weilte, um das eheliche Zerwürfniß zwischen dem Kurfürsten und der Kurfürstin (wegen der Maitresse Gräfin Reichenbach, geb. Ortlepp) womöglich beizulegen, wörtlich:

„Der Kurfürst will sein Verhältniß zur Gräfin von Reichenbach als etwas schlechthin Einziges, mit keinem Andern Vergleichbares, durch seine Besonderheit völlig legitimes angesehen und so behandelt wissen; er tadelt als etwas Anstößiges, daß der Großherzog von Darmstadt die Schauspielerin Mlle. Peche zur Geliebten habe, der Herzog von Koburg die Schauspielerin Karoline Bauer dazu habe werben wollen.“

Wie mochte jenes Gerücht nach Kassel zu den kurfürstlichen Ohren gelangt sein? Hatte Herr v. Varnhagen selber es etwa mit von Berlin gebracht? — Und es ließ sich doch auf nichts zurückführen, als auf meine flüchtige Reise nach Koburg — und auf einige mit Vetter Christian und dem Prinzen Leopold gewechselte Briefe. Hielt man Beide etwa gar für Kuppler des regierenden Herzogs? —

Vom Januar bis Ende April hatte ich weder vom Prinzen Leopold, noch von Christian Stockmar eine Zeile empfangen. Ich wußte nicht mal, ob der Eine noch in Italien und der Andere noch in Koburg weilte.

Da komme ich eines Mittags aus der Probe nach Hause und sehe an unserer Korridorklingel einen jungen Herrn stehen. Wir betreten zugleich die Wohnung. Er fragt nach der Mutter und stellt sich als ein Kommis des Bankhauses Lewald vor, beauftragt: auf Ordre des Baron Stockmar in London an die Frau Rittmeisterin Bauer zwölf Hundert Thaler zu zahlen und einen Brief einzuhändigen!

Mir klopfte das Herz. Die Mutter erblaßte. Die Entscheidungsstunde war da.

Die Mutter zitterte so, daß sie kaum die Quittung über den Empfang des Geldes unterschreiben konnte. Als wir allein waren, mußte ich den verhängnißvollen Brief öffnen. Er war von Christians Hand und aus London an mich gerichtet. Er lautete:

„Meine gute Karoline!

Solltest Du wirklich der Bühne entsagen können und Dein Herz noch so empfinden, wie Deine Briefe darthaten, so verlasse Berlin spätestens in einigen Wochen. Du wirst mit Sehnsucht erwartet und kannst frohen Muthes und ruhigen Gemüthes den neuen Lebensweg betreten. Grüße freundlichst Deine Mutter. Ihr müßt über Frankfurt a. M. und Brüssel nach Calais reisen, ohne Bedienten, und bei Niemandem ein Wort verlauten lassen, sonst stehe ich für nichts ein. Steigt in Calais im Hôtel Mesiève ab; dort wird Eurer Hühnlein harren, um Euch nach Dover und weiter zu begleiten.

Verlange also ungesäumt Deinen Abschied von der Bühne. Sollte die Entlassung vor Ablauf des Kontrakts verweigert werden, so wende Dich durch Deinen alten Freund und Gönner Timm an die Gnade des Königs, aber mit der Bitte: das Geheimniß vor der Hand streng zu bewahren.

Alle anderen Angelegenheiten können von hier aus beseitigt werden. Gieb den Bekannten an: Du verließest Berlin, um Gastrollen zu geben.

Lebt wohl! Gott behüte Euch! Auf frohes Wiedersehn!

Dein treuer Vetter Stockmar.

P. S. Hoffentlich genügen 1200 Thaler zu den nöthigsten Ausgaben und zum Reisegeld.“

„Es soll also sein! Gott will es!“ rief ich namenlos ergriffen aus und schloß die Mutter stürmisch in die Arme.

Da erst bemerkte ich, daß sie stumm und blaß dastand und daß ein Schatten auf ihrem Gesicht lag. — „Mutter, was hast Du? Du sagst kein Wort? Freust Du Dich denn nicht mit mir, daß das so heiß ersehnte Glück jetzt wirklich da ist? — Ich fühle mich wahrhaft beseligt — wie der Erde und allen ihren Sorgen und Kämpfen entrückt!“

„Der Prinz hätte Dir, mit der er jetzt ein so wichtiges, heiliges Lebensband knüpft, auch ein Wort der Liebe und der Treue und ermuthigender Zusicherung schreiben müssen, — jetzt, wo Du ihm zu Liebe einen Dich beglückenden Lebenspfad aufgibst und im Vertrauen auf ihn einen uns heute noch ganz verhüllten Weg einschlägst ... Sollte der Prinz etwa in gar zu kluglicher Vorsicht alle Verantwortung für diesen Schritt seinem getreuen Stockmar aufladen wollen? Der Gedanke bedrückt mich!“ — Das Alles brachte die Mutter nur mühsam vor.

Ich war wie vom Donner gerührt. Denn die kluge, energische Mutter hatte sonst viel mehr Muth und Unternehmungsgeist, als ihre leichtbewegliche, leichtherzige Tochter.

„O Mutter, es ist ja noch Zeit, zurückzutreten. Laß uns geschwind das Geld wieder zusammenpacken und an Christian zurückschicken. Dann sind wir wieder frei!“ — rief ich unter hervorstürzenden Thränen aus.

„Und dann, Lina? Dann sitzen wir wieder in den alten Sorgen und Nöthen ... Und was steht Dir in Petersburg bevor? Ich kann die lüsternen Blicke und frivolen Scherze von Fürst Wolkonski und Kutaizow immer noch nicht vergessen. Am liebsten wünschte ich, Du könntest sorgenlos bei der Berliner Bühne bleiben ... O hätte doch der liebe Gott Dein Gebet um unseres seligen Lottchens Fürbitte erhört und uns etwas in der Lotterie gewinnen lassen — wir wären aller Sorgen und aller Versuchungen ledig!“

„Mutter, Schwester Lottchens Fürbitte hat uns den guten Prinzen Leopold zugeführt!“ — rief ich wieder muthig und fröhlich aus. — „Er ist das uns bescheerte große Loos — das beglückendste, das mir zu Theil werden konnte ... Und nun frisch an's Werk, daß ich schnell meinen Abschied erhalte und wir unserem Glück entgegen eilen können. Wie schön, wenn wir noch den Frühling an der Seite des Prinzen verleben können, auf seinem schönen Landsitze Claremont!“

Ja, wie unschuldig war ich damals noch: daß ich an ein Glück an der Seite des Prinzen — auf seinem Landsitze Claremont dachte!

„So wollen wir in diesem Zwiespalt unserer Wünsche und Bedenken noch einmal das Schicksal entscheiden lassen!“ — sagte die Mutter gefaßter. — „Wird Dir der Abschied bis Mitte Mai von der Intendenz und vom Könige bewilligt — so gehen wir nach England.

Wird Dir das Gesuch abgeschlagen, so bleiben wir geduldig bis zum Ablauf Deines Kontrakts hier — und dann weiter, wie Gott will! — Erst nach endgiltiger Entscheidung antworten wir Christian und dem Prinzen!“

Von diesem Wort an beunruhigte die Mutter mich nicht mehr durch Bedenklichkeiten, sie sah mich so hoffnungsselig, so überglücklich, und es schien, als stärkte meine Zuversicht die ihrige.

Noch denselben Abend sandte ich mein schriftliches Abschiedsgesuch, motivirt durch Gastreisen vor Antritt meines Petersburger Engagements, an den Intendanten Grafen Redern — — und erhielt natürlich einen fulminanten abschlägigen Bescheid.

So machte die Mutter sich schweren Herzens auf den Weg zu Papa Timm, theilte ihm Alles im tiefsten Vertrauen mit, legte Vetter Christians Briefe vor und bat um

freundliche Vermittelung bei Sr. Majestät . . . während ich zu Hause vor Unruhe fast verging. Wurde in dieser Stunde doch um meine Zukunft — und meines Lebens Glück und Wehe gewürfelt.

Endlich kehrte die Mutter zurück: mit hochgerötheten Wangen und frohen Hoffnungen. Der gute Geheimkämmerier hatte Vetter Christians Briefe mit Befriedigung gelesen und auch gemeint: dies seltene Glück dürften wir nicht von uns stoßen! Er wollte noch denselben Abend mit dem Könige über Alles sprechen und er hoffe auf günstige Entscheidung!

Wir hatten nur eine Furcht: der gute etwas schwatzhafte Timm oder Se. Majestät möchten unser großes Geheimniß ausplaudern.

Schon nach zwei Tagen brachte Timm mir selber die geheime Kabinetsordre: Se. Majestät bewilligten meine Entlassung von der Bühne am 14. Mai 1829 in Gnaden und in den huldvollsten Ausdrücken: „um meinem Glück nicht im Wege zu sein!“

So war der Würfel denn gefallen! Ich lachte und weinte in einem Athem. Ich jubelte über mein goldenes Glück der Zukunft — und ich vergoß manche bange heimliche Thräne über mein nahes Scheiden von der Bühne und von den vielen theuren Berliner Freunden. Ja, heimliche Thränen, denn Niemand durfte ja wissen: daß ich ging — und warum ich ging! Jeder Besuch und jedes Auftreten war für mich solch schmerzliches Abschiednehmen. Und mir war es, als wären die Freunde gerade in diesen Tagen besonders lieb und gut zu mir — und als würde meinen letzten Rollen vom Publikum ungewöhnliche Theilnahme entgegen gebracht.

Meine letzte neue Rolle hatte ich am 14. April in Jünger's „List gegen List“ als Henriette gespielt. Zum

vorletzten Mal betrat ich als stummer Viktorin die Bühne — und fand darauf in der Zeitung folgendes Gedicht:

An Mlle. Karoline Bauer.

Nach der Darstellung des Viktorin in dem Melodram: „Die Waise und der Mörder“.

Nicht Worte braucht's, wenn so die Blicke sprechen,
Wenn Schmerz im Auge glüht und Freude strahlt,
Das Inn're sich in jedem Zuge malt,
Ein stummes Wort des Vaters Tod zu rächen.

Nicht Worte braucht's, das Höchste zu erringen! —
Was ist das Wort, wo nicht das Auge spricht?
Wo mit dem Spiel beredter Mienen nicht
In uns zugleich verwandte Töne klingen?! —

Und sprichst Du endlich, ist er überwunden
Der Schrecken, der die Zunge dauernd band;
Dann ziehst auch uns Du in der Musen Land,
Wo Deine Stirn den Lorbeer schon gefunden.

Drum nimm den Dank, der in der Wehmuth Feier
Das Auge Dir im Glanz der Zähren weiht.
Die Kunst hat zu den Besten Dich gereiht,
Ein ächt Juwel, das Allen werth und theuer! —

L. d. T.

Und nie wieder sollte ich den geliebten Viktorin spielen! Nie wieder durch mein Spiel einen Dichter zu Versen begeistern!

Zum letzten Mal erschien ich als Preußische Hofschauspielerin am 6. Mai 1829 auf der Berliner Bühne — als Christine, Königin von Schweden, in „Christinens Liebe und Entsagung“. Und Niemand wußte, daß es das letzte Mal war: als der König — Timm — meine Mutter — und Graf Redern, der aber den Grund meines Scheidens nicht ahnte und mir grollte: daß ich meine Entlassung gegen seine Entscheidung beim Könige doch durchgesetzt hatte.

Mit heißen — stummen Thränen nahm ich Abschied von der Bühne, auf der ich in den letzten vier Jahren und

vier Monaten nicht weniger als 564 Mal mit wahrer Lust und Liebe gespielt hatte. Mit tiefer Bewegung sagte ich in meinem Herzen den lieben Kollegen Lebewohl ... Mit lautem Schluchzen machte ich in meiner kleinen Garderobe die letzte Toilette zum Nachhausegehn ...

Zum letzten Mal! Zum letzten Mal! Nie — nie wieder! Es giebt im Leben wohl kaum ein traurigeres Wort.

Ahnte im Publikum vielleicht doch Jemand, daß ich Abschied nahm und warum ich ging?

In der Zeitung fand ich folgendes Gedicht an mich:

An Dem. Karoline Bauer.

Die Kunst, die herrliche, hat Dich erkoren
Zum schnellen Lauf auf ihrer schönen Bahn.
Wol Viele wähnen sich für sie geboren,
Und blähen sich im eiteln, stolzen Wahn.
Rein, wie der Sonne Glanz, bewahr' Dein Leben,
Dann werden wir Dir auch im höhern Kreis'
Den ungetheilten Beifall gerne geben,
So früher Du errangst durch Kunst und Fleiß.
Wo reine Unschuld sich und Tugend paaren,
Da drohen, unvermuthet, oft Gefahren.
Verstehst Du sie, gleich Klippen, zu umgehen,
Wirst hoch Du in der Freunde Achtung stehen.

Wilhelm Scheerer.

Damals nahm ich die Verse als freundliche Huldigung auf ... Heute ist's mir, als liege eine milde Warnung darin.

Poeten sind ja Propheten!

Am zwölften Mai waren die Mutter und ich bei Freund Timm zum Abschiedsdiner geladen. Wir waren die einzigen Gäste. Beim Dessert erschien der König: mir Lebewohl zu sagen und Glück auf den neuen Lebensweg zu wünschen.

Ich konnte vor Rührung kaum ein Wort des Dankes sagen. Weinend küßte ich die gute, väterliche Hand, die mir so viel Gnade gespendet ... zum letzten Mal!

Da legte der König, selber sichtbar ergriffen, mir seine Hand auf's Haupt und sagte milde:

„Prinz Leopold ist zu beneiden! Möchte er auch Sie glücklich machen! Leben Sie wohl, denken Sie freundlich an uns Berliner zurück und schreiben Sie Timm, wie es Ihnen geht!“

O, warum fiel ich in jener Minute dem herrlichen Monarchen nicht zu Füßen — wie mein Herz es forderte! Warum umschlang ich nicht seine Kniee, flehend: „Majestät, bewilligen Sie mir einen zehnjährigen Kontrakt mit erhöhter Gage, denn ich und die Mutter winden uns sonst nicht durch alle Sorgen! Bewilligen Sie mir für meinen Lebensabend eine kleine Pension — und ich bleibe mit Freuden hier und entsage allen goldenen Lockungen in England und meinem Petersburger Engagement — und mein Leben lang werde ich Ihnen danken und der Berliner Bühne leben und sterben!“

Ja, warum hatte ich in jener letzten entscheidenden Minute nicht den Muth zu dieser Bitte? Warum ließ ich diese Minute ungenutzt verrinnen? — Und dann war's — zu spät!

Als der ehrliche Timm mich nach Jahren in Dresden besuchte und ich ihm mein ganzes Herz ausschüttete, sagte er mir bewegt: „Ja, hätten Sie doch damals den Mund aufgemacht! Der König war Ihnen stets in Gnaden gewogen und hätte Ihre Bitte gern erfüllt. Auch er sah Sie ungern scheiden!“

Endlich waren alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, — doppelt schwer, weil Alles mit peinlichster Heimlichkeit geschehen mußte. Unser Wirth wußte nicht anders, als daß ich auf Gastreisen ging und — vielleicht nicht wiederkäme. Die Miethe für unsere Wohnung war noch auf ein halbes Jahr bezahlt. So ließen wir alle unsere Möbel stehen, gaben dem sehr zuverlässigen Hauswirth die Schlüssel und

eine Vollmacht: daß er Alles verkaufen solle, wenn wir bis zum Ablauf des Miethkontrakts nicht wiederkehrten.

Die nothwendigsten Abschiedsbesuche waren gemacht. Wie oft war ich dabei roth und blaß geworden! Wie oft hatte mir das Herz auf die Zunge springen und Alles sagen wollen! Meine schiefe Lebensstellung hatte schon begonnen. Ich fühlte, daß ich schon jetzt den besten und treusten Freunden gegenüber im falschen Licht dastand. Das Gespräch wand sich in gezwungenen Redensarten mühsam hin. Ich fühlte, daß die Freunde mich bei jedem Wort ansahen: Du sprichst, um uns nichts zu sagen! Du verbirgst uns etwas, was augenblicklich Dein ganzes Sein erfüllt! Haben wir das um Dich verdient? — Ich fühlte, daß die Freunde, sich der alten Gerüchte über jene Koburger Herbstreise erinnernd, vielleicht sogar das Richtige ahnten und zu diskret waren, mich durch neugierige Fragen in Verlegenheit zu setzen ... Und dennoch durfte ich nicht frei vom Herzen wegsprechen, wie das Herz mich trieb! Ich mußte stumm sein — undankbar und wohl gar zweideutig erscheinen — — weil mir das von London aus so befohlen war! — Ja, in welch' eine schiefe Stellung war ich gerathen!

Die Mutter und ich athmeten erst auf, als wir am 14. Mai Berlin hinter uns hatten und auf der Chaussee nach Potsdam dahinrollten. Und doch gab es in Potsdam ein neues herzbewegendes Abschiednehmen.

Der gute König wollte mich dort noch ein Mal auf der Bühne sehen — zum letzten Mal! Und so spielte ich denn am Abend in dem kleinen Potsdamer Stadttheater meine liebe heitere Leopoldine von Strehlen in Töpfers Lustspiel: „Der beste Ton“ — eine Rolle, die Se. Majestät selber für mich bestimmt hatten ... Ich sehe Friedrich Wilhelm III. noch in seiner kleinen Loge sitzen und bei meinem letzten Hervorruf mit Hand und Mund in den lauten Beifall

einstimmen und mir freundlich zunicken ... Zum letzten Mal! ... Und dann fiel auch dieser Vorhang vor mir — zum letzten Mal!

In der Garderobe weinte die alte Garderobiere Wallburg, die der Leser aus meinen Potsdamer „Komödiantenfahrten" kennt, mit mir — ohne zu klagen und ohne zu fragen. Ich schloß sie in die Arme und küßte sie auf die alten runzligen Wangen und steckte ihr einen Ring an den Finger und schluchzte: „Zum Andenken, Wallburg! Vielleicht sehen wir uns nie wieder. Ich gehe einem neuen Leben entgegen. Wohl bald wird viel über mich geredet werden. Denken Sie nicht schlecht von mir ..."

Die treue Seele küßte mich wieder. Sie fragte nicht. Sie weinte ...

Und dann fuhren wir in die laue duftige Mainennacht hinein — — dem so heiß ersehnten Glück entgegen ...

Dem Glück?

3. Die Reise nach dem Glück.

Im wunderschönen Monat Mai
Als alle Knospen sprangen. —
Heine.

Es war auch im Mai, just vor fünf Jahren, als die Mutter und ich von Karlsruhe nach Berlin reisten: dort unser Glück zu suchen! — Hatten wir es gefunden?

Und jetzt, ebenfalls im Mai, verließen wir Berlin und rollten durch sonnige blühende Fluren wieder südwärts — in die weite, weite Welt hinaus — auf geheimnißvollem Umwege das wahre Glück zu gewinnen . . . Werden wir es dies Mal erreichen und festhalten dürfen — für's ganze Erdenleben?

Dies Fragezeichen beschäftigte uns auf der ganzen Reise und auf allen seltsamen Umwegen.

Von Berlin über Frankfurt a. M. nach Brüssel — Calais — Dover — London! — Diesen Umweg hatten Prinz Leopold und sein Baron Stockmar uns vorgeschrieben, um die Welt über unsere Spur zu täuschen. Man sollte glauben, wir wären in die alte Heimat nach Karlsruhe gefahren. Damit unsere Reiseroute nicht verrathen würde, durften wir auch keinen Bedienten, keine Kammerjungfer mitnehmen. Nur mein Hündchen Lisinka war uns als Reisebegleitung gestattet. Die konnte ja nichts ausplaudern.

Damals waren die Mutter und ich noch so überzeugt von der Unfehlbarkeit des klugen Vetters Christian, daß wir diese diplomatischen Spur=Verwischungs=Maßregeln höchlichst

bewunderten ... Heute muß ich über die — Naivität des klugen Vetters und über unseren eigenen frommen blinden Glauben lächeln ... Aber es ist kein sonniges Lächeln.

Als ob eine beliebte — ja gefeierte Schauspielerin aus Berlin spurlos verschwinden könnte: blos weil das einem hohen Herrn in England so in seinen Kram paßte!

Und der feine diplomatische Plan mißglückte auch total. Kaum hatten wir Berlin hinter uns, so stand schon ganz offen in der Spenerschen Zeitung zu lesen:

„Die hiesige Hofschauspielerin Karoline Bauer, von gutem Rufe und eines der schönsten Frauenzimmer Berlins, hat um die Aufhebung ihres Kontrakts nachgesucht, indem sie sich mit einem deutschen, im Auslande lebenden, Prinzen ehelich verbinden wolle.“

Wer hatte das Wort in die Zeitung gegeben? — Woher war es geschöpft? — Hatte der König oder Timm geplaudert? — Ich habe es nie erfahren. — Den Zeitungsausschnitt, den Justizrath Ludolff mir später zusandte, besitze ich noch heute und klebe ihn in dies Manuskript.

Und wir waren noch nicht in London angelangt — so hatte man unsere Spur schon bis dahin verfolgt und ein böser, böser Brief war vor mir eingetroffen, der in mein neues englisches Leben gleich die bittersten Thränen streuen sollte. Davon bald mehr. —

In Frankfurt a. M. erwartete uns auf unsere Bitte Bruder Karl. Wir wollten Abschied von ihm nehmen, ihm das Nöthigste über meine Zukunft sagen und ihn beschwören: keine leichtsinnigen Schulden mehr zu machen, in der Voraussetzung, daß sie von seiner Schwester aus dem goldnen London wohl noch leichter bezahlt werden könnten, als aus Berlin! Im Gegentheil: durch solche Anforderungen würde er auch mich in's Unglück bringen, ohne daß ich ihm helfen könne!

Der Leichtsinnige gelobte das Beste — wie so oft schon! Und wie hat er es gehalten! Sein Leichtsinn ist Schuld an meinem ganzen Unglück!

Beruhigter und immer hoffnungsfreudiger setzten wir unsere Reise fort, zunächst nach Brüssel ... Wäre mir doch hier ein prophetisch Ahnen gekommen: der Mann, dem Du in Liebe entgegen eilst, um ihm Dein ganzes Leben zu widmen, zieht in zwei kurzen Jahren in diese Stadt als König ein — und bald nach ihm eine ebenbürtige Königin als seine Gemalin ... Noch in Brüssel wäre ich wieder umgekehrt und viel Weh und Bitterkeit und Reue wäre mir erspart geblieben!

Monat Mai hatte, wie stets, seinen Zauber auf mich ausgeübt. Neue Reiseeindrücke in den lachenden reichgesegneten Gefilden der Niederlande und Nordfrankreichs erhöhten ihn, je weiter wir fuhren. Seelenvergnügt langten wir in Calais an — und ich dachte der „Empfindsamen Reise“, die der gute heiter-wehmüthige Yorick vor mehr als einem halben Jahrhundert hier begann ... Wie liebenswürdig schildert er seine Begegnungen mit dem bettelnden Mönch, der schönen Dame, dem quecksilbernen französischen Kapitän und dem ehrlichen Wirth, Mr. Dessin ... Wie weise ist sein Wort: „Welch' eine Menge von Begebenheiten kann die kleine Spanne Lebens bei Dem umfassen, der sein Herz für Alles Theilnahme fühlen läßt, der Augen hat für das, was Zeit und Zufall ihm fortwährend auf seiner Wanderung darbieten und sich nichts entgehen läßt, was seine Hand in Ehren berühren kann ...“

Ja, in Ehren berühren!

Uns erwartete in Calais die erste schmerzliche Enttäuschung. Als wir vor dem eleganten Hôtel Mesiève anlangten, wurden wir von dem Wirth und den Kellnern nicht wenig angestaunt. Zwei fahrende Damen ohne Bedienten oder

Kammerjungfer waren in dem vornehmen Hôtel etwas Unerhörtes!

Ich fragte sogleich nach einem Passagier Mr. Hühnlein, der mit dem letzten Postschiff aus Dover angelangt sein müsse, um uns hier zu erwarten . . .

„Mr. Unlein n'est pas arrivé!“ — war die kühle Antwort.

Und auch kein Entschuldigungs-Brief war für uns angelangt, obgleich wir genau den für unsere Ankunft bestimmten Termin inne gehalten hatten.

„Nein, das ist zu rücksichtslos vom Prinzen und von Christian!“ — rief ich, als wir das uns angewiesene wenig noble Gemach betreten hatten, außer mir aus. — „Mutter, hast Du wohl die spöttischen Blicke und das zweideutige Lächeln der schlauen Franzosen bemerkt?“

Die Mutter suchte mich durch den Hinweis auf die stürmische See zu beruhigen, wodurch Hühnleins Eintreffen verspätet sein könne . . . Aber ihre Stimme klang gedrückt und ihr sonst so helles Auge war getrübt.

„Nein, Mutter, das ist kein Entschuldigungsgrund — und in Deinem Herzen auch für Dich nicht. Hühnlein mußte unter allen Umständen rechtzeitig hier sein und uns erwarten — im Nothfall Tage lang, anstatt daß wir jetzt auf den Kammerdiener warten . . . Und wenn der Prinz und Christian in übergroßer Aengstlichkeit uns keinen Bedienten von Berlin aus für die Reise gestatten wollten — warum erlaubten sie denn nicht: daß Louis oder Karl uns von Berlin abholten und bis nach London zu dem Prinzen begleiteten? Das wäre jedenfalls das Anständigste gewesen, damit auch einer meiner Brüder meiner Trauung beiwohne . . . Schämt der Prinz sich etwa meiner bürgerlichen Brüder — eines simplen Commis voyageur und eines Lieutenants — als Schwäger? — Da hätte er auch lieber die Schwester-Komödiantin in ihrem bürgerlichen Berufe lassen sollen . . .“

Und so — in diesem neuen Hangen und Bangen — verging der Tag ... Selbst am andern Tage kam noch kein Hühnlein für uns an.

Und bei jeder Frage nach dem Dampfschiff und den Passagieren wurden die Gesichter Mr. Mesiève's und seiner Trabanten mißtrauischer — spöttischer — schadenfroher ... Umsonst bemühte ich mich, an der table d'hôte unbefangen und heiter zu erscheinen. Dies Komödiespielen wollte mir nicht gelingen. Mir fehlten dazu die Bretter — und ein leichtes Künstlerherz.

Endlich, als wir am dritten Tage niedergeschlagen beim Frühstück saßen, meldete der Garçon: Mr. Unlein! — und der kleine dicke behäbige Mann stand vor uns, wie immer über das ganze rosige Gesicht strahlend ... Aber umsonst fragte ich nach einem Entschuldigungs- und Bewillkommnungsbrief vom Prinzen oder von Baron Stockmar.

Und was war der Grund des verspäteten Eintreffens?

Se. Hoheit hatten Migräne gehabt und ihren gewohnten Leibdiener dabei nicht entbehren können!

Das Wort gab mir viel zu denken! — Dennoch gelang es der strahlenden Fröhlichkeit und dem unerschöpflichen heitern Plaudern Figaro-Hühnleins, der uns bei einem interessanten Spaziergange am Meeresstrande begleitete, uns die Herzen wieder etwas leichter zu machen. Er erzählte uns von dem allerliebsten Cottage, das Baron Stockmar in dem fashionablen schönen Regent-Park für uns gemiethet und eingerichtet habe ...

„Also in der Nähe von des Prinzen Residenz Marlborough-House!“ — rief ich dazwischen.

„Das — nun — gerade — nicht!“ — meinte Hühnlein gedehnt, beruhigte sich und uns dann aber schnell durch den Trost: „Für Jemand, der schnelle Pferde hat, gibt es selbst in London keine weiten Entfernungen!“

Am andern Morgen um sechs Uhr bestiegen wir mit unserem Reisemarschall den Dampfer. Aber nur zu bald hatte sich ein anderer Passagier zu uns gesellt: die entsetzliche Seekrankheit! Die Mutter und ich litten qualvoll und glaubten, nicht lebend das gelobte Land Altenglands zu erreichen. Selbst Lisinka taumelte, wie betrunken, und stöhnte mit uns in die Wette.

Endlich brachte Hühnlein uns den Trost: Land! — und führte uns aus der Damen-Kajüte auf's Verdeck. Da lag also Englands Küste vor uns. Aber wir hatten keinen Sinn für ihre malerischen Schönheiten — keine Frage an die Zukunft, die sich hinter jener Küste für uns enthüllen werde. Wir hatten nur den einen Gedanken: Schnell zu Bett — und schlafen! schlafen!

Als wir im nächsten Hôtel unser See-Elend gründlich ausgeschlafen und am andern Morgen ein echt englisches solides Frühstück zu uns genommen hatten, lächelte der herrliche Maimorgen und die neue Welt Altenglands uns wieder rosiger an. Dazu die reizende Fahrt von Dover bis London, im bequemen eleganten offenen Wagen, mit schönen feurigen Pferden bespannt, durch das reich gesegnete schöne Land! Es war wie eine ununterbrochene Spazierfahrt durch einen riesenhaften Park. Zu beiden Seiten der schönen breiten Kunststraße wechselten saubere Villendörfer mit zierlichen Gärten, üppigen Baumgruppen, blühenden Sträuchern und frischgrünen, blütenbesäeten Wiesen ab. Und diese üppige, lachende Landschaft war belebt mit heiteren, behäbigen, sauber gekleideten Landleuten und rosigen glücklichen spielenden Kindern. Die schönen, glänzenden Kühe, die wohlgenährten, wollreichen Schaafherden, die buntbelebten Federviehhöfe entlockten meinem thierfreundlichen Herzen mehr als einen Ausruf des Entzückens.

Die Postillone sahen in ihrer sauberen kleidsamen Tracht

so schmuck aus, wie bei uns nur auf der Bühne. Und wie verstanden sie zu kutschiren! Sie lenkten die elegant geschirrten Pferde durch ein kurzes Wort, wie spielend; die zierliche Peitsche knallte nur zuweilen lustig, ohne die Thiere zu berühren. Das Umspannen ging zauberschnell von Statten — und wie im Fluge rollten wir dahin. Mein Herz schlug immer hoffnungsfreudiger dem neuen Glück entgegen . . .

„Der Prinz wird uns sicher in dem neuen Heim voll Sehnsucht erwarten!“ — plauderte ich fröhlich zur Mutter. — „Welch' beglückendes Wiedersehn nach so langem Hangen und Bangen! Auch Vetter Christian ist hoffentlich mit ihm gekommen und wir speisen dann vergnügt wieder à quatre mit einander zu Abend, wie damals in Füllbach zum Frühstück!“

Die Mutter bemühte sich, heiter einzustimmen, aber es klang nicht so von Herzen, wie bei mir. Je näher wir London kamen, desto ernster und schweigsamer wurde sie. Ihr Mutterherz trug Sorge um mich, während alles Neue, was ich sah und was Meister Hühnlein mir in seiner fröhlichen Weise erklärte, meinen leichten Sinn ganz gefangen nahm.

Die Vorstadt Londons, die wir zuerst berührten, machte mit ihren hohen grauen einförmigen Häusern und Fabriken und ihrem Kohlenrauch-Himmel einen düstern Eindruck auf mich . . .

Plötzlich rief ich überrascht aus! „Ah! Prinz Leopold!“

Es war aber nur das riesengroße Porträt des Prinzen, das in rother Uniform und in glühenden Oelfarben von dem Giebel eines Hauses auf uns niederschaute. — Und je weiter wir fuhren, desto öfter wiederholten sich diese Porträts, abwechselnd mit den Bildern der blonden Prinzessin Charlotte. Darunter Inschriften in ellenlangen Buchstaben, die mir unverständlich blieben, da ich kein Englisch verstand.

Hühnlein erklärte wichtig: „Diese Bilder stammen aus der Zeit der Ankunft des Prinzen in England und seiner

Vermälung mit der Prinzessin Charlotte — als Beide die populärsten Leute in ganz Großbritannien waren. Da benutzten spekulative Handwerker und Krämer diese beliebten Bilder als lockende — Aushängeschilder für ihre Geschäfte. Hier preist ein Korsettfabrikant und ein Seifenhändler seine unvergleichliche Waare unter dem Bilde der Prinzessin Charlotte an — dort ein Wichsfabrikant und ein Perrückenmacher seine Erfindungen unter dem Porträt des Prinzen ...“

„Trug denn Se. Hoheit damals — als Bräutigam schon eine Perrücke?“ — entfuhr es mir unwillkürlich.

„Ach nein!“ — sagte Hühnlein treuherzig — „das ist erst so nach und nach gekommen. Und eigentlich brauchten Se. Hoheit auch heute noch keine Perrücke zu tragen: wenn Sie sich nicht so sehr vor Kopferkältung fürchteten ...“

Warum mußte ich beim Eintritt in die neue Heimat auch gleich an die garstige schwarze Perrücke des Erwählten meines Herzens denken?! — Das wirkt auf die Liebesflamme, wie ein englisches Brausepulver — niederschlagend.

Es dunkelte schon, als wir aus dem Gewinde einförmiger, düsterer Straßen im Regent-Park anlangten. Neugierig musterte ich die zum Theil schon erleuchteten Cottages — Villen und stolzen Häuser auf den prächtigen Terassen, halb versteckt unter herrlichen alten Bäumen und blühenden Bosquets. In den Teichen auf weiten Rasenflächen spiegelten sich die ersten Sterne. Aus Blütensträuchern flöteten Nachtigallen ...

„O wie schön! Wie wunderschön!“ — jubelte ich. — „Das erinnert lebhaft an den Berliner Thiergarten, so daß es uns nicht schwer werden kann, uns hier schnell und behaglich einzuleben!“

„Das walte Gott!“ — sagte die Mutter.

Dann hielten wir vor einem eisernen Gitterthor und sahen durch die Bäume eine hell erleuchtete reizende kleine

Villa. Eine Frau in einer großen weißen Haube mit flatternden Bändern kam uns geschäftig entgegen geeilt und begrüßte uns in sehr geläufigem Deutsch — im Namen des Herrn Baron Stockmar.

„Und der Herr Baron?“ — fragte ich gespannt, während wir ausstiegen.

„Läßt unendlich bedauern, heute Abend verhindert zu sein, und die Damen nicht persönlich begrüßen zu können!“

„Und — ist — sonst — Jemand — zu unserem — Empfange hier?“

Das Herz schlug mir hörbar und mein Athem ging schwer und heiß und stockend.

„Ja, hier ist noch der Gärtner, der zugleich Hausmeister ist und Gänge besorgt und mir im Hause und in der Küche hilft. Aber er versteht kein Wort deutsch, der Master James!“ — fuhr die Frau mit großer Zungengeläufigkeit fort. — „Ich heiße Fanny und stamme aus Hannover und war bis jetzt Beschließerin in Claremont-House und besitze das vollste Vertrauen des — Herrn Baron . . . deßhalb bin ich jetzt einstweilen hier Haushälterin und stehe den Damen ganz zu Diensten . . .

Die redselige Person gefiel mir nicht. Master James war ein großer schwerfälliger Mann, der in seiner Miene und jeder Bewegung etwas Automatenhaftes hatte. Sehr bedächtig kam er durch den Gartenweg mit einer großen Laterne herangeschritten — sehr bedächtig half er das Gepäck vom Wagen nehmen und diesen in die Remise schieben.

„Aber ein Brief ist Ihnen für uns eingehändigt?“ — — fragte ich, alle meine Selbstbeherrschung zusammenraffend, möglichst ruhig Frau Fanny, die uns in das freundliche, mit blühenden Schlingpflanzen umsponnene Haus führte und sehr devot und geschäftig uns aus den Reisemänteln half.

Aber nicht mal ein schriftliches Willkommen war für uns da — weder vom Prinzen, noch von Christian!

Als wir allein waren, warf ich mich wie ein banges Kind an die treue Mutterbrust und schluchzte: „O Mutter, welch' ein trauriger Anfang unseres neuen — Glücks! Im fremden Hause nur von fremden Dienstboten bewillkommnet zu werden! Wenn wir das doch in Berlin geahnt hätten — wir wären wohl nicht hier. Seit fünf Monaten habe ich vom Prinzen, der mir doch seine Liebe erklärte und von mir das Glück einer liebevollen Häuslichkeit erwartet, keinen Brief — kein Zeichen der Liebe... Mutter, wie soll das enden?"

Die Mutter suchte mich zu trösten — aber in ihrem umflorten Auge las ich: wie sehr sie selber des Trostes bedurfte. Sie sagte: „Lina, morgen werden wir ja den Prinzen und Christian sehen und sprechen — und Alles muß sich zu unserer Beruhigung aufklären, sonst . . ."

Da meldete die knixende, ewig lächelnde Fanny, daß der Thee servirt sei und daß Herr Hühnlein die Damen fragen lasse, ob sie für ihn noch Befehle hätten. Er müsse jetzt nach Marlborough-House zurückkehren.

Während Fanny forteilte, Hühnlein zu uns zu bescheiden, flüsterte die Mutter mir zu: „Fassung, Lina, — Selbstbeherrschung wenigstens vor den Domestiken. Ich sehe schon, das Komödienspielen ist noch nicht vorbei. Also möglichst unbefangen und heiter!"

So dankten wir denn dem guten Hühnlein freundlich für seine Reisemarschall-Dienste und trugen ihm die schönsten Grüße an den Herrn Baron auf . . .

Frau Fanny, welche uns sogar im Theezimmer ihrer geschwätzigen Gesellschaft nicht berauben wollte, wurde von der Mutter würdevoll verabschiedet, da wir beim Theetrinken und beim Schlafengehen ihrer Dienste nicht weiter bedürften. Alle Einrede schnitt ein kühles „Gute Nacht!" ab.

Und so saßen die Mutter und ich uns denn an dem reich servirten, glänzend erleuchteten und mit allerlei Leckerbissen besetzten Theetische gegenüber — in der neuen Heimat — am Anfang eines neuen Lebens — wie traumbefangen ... Vor Aufregung vermochten wir keinen Bissen zu genießen, kaum eine Tasse Thee zu trinken.

Auch das Plaudern wollte nicht gehen. Die Herzen waren zu voll von Weh und Bangigkeit. Wir fühlten uns ganz verlassen und vereinsamt ... So gingen wir denn in die schönen, mit echt englischem Komfort, mit weichen Teppichen und gewaltigen Himmelbetten, eingerichteten Schlafzimmer.

Aber ich hatte, seit ich aus der schweizer Pension zurück war, stets das Schlafzimmer der Mutter getheilt. Und diese erste bange Nacht in London sollte ich allein schlafen? — So kroch ich denn zu der Mutter in das weite Himmelbett. Wir umarmten uns inbrünstig und beteten mit einander:

Unsern Eingang segne Gott,
Unsern Ausgang gleichermaßen ...

ein altes Gebet, das ich als Kind jeden Morgen beim Beginn der Schule mitgesprochen hatte.

„Unsern Ausgang gleichermaßen!“ — Das Wort gab uns wunderbaren Trost. Wir waren ja noch in keiner Weise an dies Haus — an diese neuen Verhältnisse gebunden. Wir konnten ja schon morgen nach Deutschland — in die alte Heimat zurückkehren ...

Das war unsere Reise nach dem Glück!

4. Ein seltsamer Freiersmann.

„Sie sind sehr braun geworden, lieber Freund!"
— Ich ging hinaus, hab' bitterlich geweint.
A. W.

Ein lachender Maimorgen weckte uns in der neuen Heimat — im frischesten Grün und in der duftigen Blütenpracht von Londons Regent-Park . . .

Heimat? — Kann man sich in der „Heimat" so vereinsamt fühlen, wie die die Mutter und ich bei unserem Eintritt in diese neue glänzende Welt Londons nnd in dies neue Leben unserer Herzen?

Und doch gab es so viel Hübsches und Interessantes zu sehen und zu bewundern. Unser Cottage war reizend und blank, wie ein Schmuckkästchen, und bequem und wohnlich mit echt englischem Komfort ausgestattet. In dem schönen hellen Gartensalon, dessen weite Flügelthüren sich auf eine blumengeschmückte, mit Kletterrosen umsponnene Terrasse öffnetcn, stand ein herrlicher Clementischer Flügel, dessen voller gesangartiger Ton mich sogleich gefangen nahm. Ein weißer Marmorkamin versprach für kühle Morgen und Abende ein behaglich flackerndes Feuerchen. Mein Boudoir war ein molliges Nestchen, ganz mit rosa Seide gefüttert, das große luftige Schlafzimmer, von einer stattlichen Platane beschattet, weiß und grün dekorirt, der Speisesalon mit hellpolirtem Eichenholz getäfelt und möblirt, das Gesims mit alterthümlichem Porzellan geschmückt. Auch ein Billardzimmer fehlte nicht, dessen braune, goldbedruckte Ledertapete andeutete, daß es unter Umständen auch wohl als Rauch-

zimmer diente. Wahrhaft entzückend war ein Badekabinet, ganz mit weißem, blaugeaderten Porzellan bekleidet. Die Zimmer der Mutter und zwei einladende Gastzimmer waren eine Treppe hoch.

Dazu ein großer, sauber gehaltener und reich geschmückter parkartiger Garten mit frischgrünen, sammetweichen Rasenpartien, von Beeten mit blühenden Tulpen, Hyazinthen, Ranunkeln, Rhododendron, Päonien und anderen Blumen durchglüht, von Gruppen mit Flieder, Goldregen, Rosen überblüht. Große Beete mit Erdbeeren lockten mit den ersten reifen Früchten zum Schmause. Eine zierliche Volière barg unten gackernde silberweiße Hühnchen — oben gurrende Tauben und ein zwitscherndes buntes Vogelvölkchen. Ein Entzücken für mein thierfreundliches Herz.

Aber wie still es ringsum war in diesem abgelegenen Theil von Regent-Park! Man erblickte wohl einige ähnliche Gärten und Villen, aber nur selten einen einsamen Spaziergänger oder einen schweigenden Parkarbeiter. Es war schlummerstill wie in Dornröschens Zaubergarten.

„Welch' einen reizenden goldnen — Käfig haben Vetter Christian und der Prinz für uns ausgesucht!“ — sagte ich mit einem matten Versuch zum Scherzen.

„Ja, wir sind jetzt ganz in ihrer Gewalt — auf Gnade und Ungnade!“ — gab die Mutter in gleichem Ton zurück. Wir hatten das Scherzen und Lachen schon fast verlernt.

Nach dem Frühstück packten wir aus und machten Empfangstoilette — für den Prinzen. Ich schmückte mich mit einem stahlgrauen Seidenkleid mit Spitzenbesatz und Spitzenärmeln, Korallen um Hals und Arme; die Mutter steckte mir noch eine frisch aufgeblühte weiße Rose in die blonden Locken und sah mich wohlgefällig an, als dächte sie: ihr rosiges Töchterlein müsse selbst den kühlsten Liebhaber im Sturm gefangen nehmen.

Nun aber begannen die qualvollen Stunden der Erwartung und immer peinigenderer Unruhe — — Stunden, an die ich mich selbst im Laufe der Monate nicht gewöhnen konnte. Bald durchstreifte ich mit Lisinka den Garten, fütterte Hühner, Tauben und Singvögel, pflückte Blumen zum Strauß, naschte die ersten reifen Erdbeeren ... und schaute vom Gartenthor immer wieder den Weg hinauf, der nach Fanny's Erklärung die Richtung nach Marlborough-House hatte ... Bald eilte ich zur Mutter in's Haus, die beim Einräumen unserer Sachen beschäftigt war, um von ihr den lahmen Trost zu hören: Nur Geduld, Lina, bald — bald muß der Prinz zu unserer Begrüßung kommen — oder doch Vetter Christian ...

Endlich, gegen ein Uhr, kam ein schlanker Reiter durch den Park daher geritten, langsam, wie in tiefen Gedanken. Es war Vetter Christian. Er sah blaß und abgespannt aus und eine Wolke lag auf seiner Stirn und seinen klugen Augen. Er gab sich Mühe, die Mutter und mich freundlich und heiter zu bewillkommnen, aber es klang nicht so recht frei aus dem Herzen herauf. Der Vetter hatte augenscheinlich etwas, was ihn bedrückte und was er vor uns zu verbergen suchte. Er gab der knixenden Fanny und dem automatenhaft gravitätischen James, der das Pferd langsam auf und abführte, Befehle in englischer Sprache, und folgte uns dann in den Gartensalon.

„Und der Prinz?“ — rief ich aus gepreßtem Herzen.

„Er läßt Euch schön grüßen und durch mich in England willkommen heißen. Er ist ein Sklave der Konvenienzen und konnte Euch gestern Abend nicht begrüßen, weil er bei seiner Schwester, der Herzogin von Kent, — Du kennst sie ja, Tante Christiane, als Prinzessin Viktoria von Koburg — zum Diner geladen war ...“

„Aber einen schriftlichen Willkommengruß hätte Prinz

Leopold uns in Calais und hier wohl finden lassen können" — brauste ich auf — „wenn er mich wirklich liebt ... und ohne den Glauben an seine Liebe wäre ich jetzt ja nicht hier. — Vetter, uns war in Calais vor Hühnleins Eintreffen — und erst recht gestern Abend hier in Gesellschaft der spionirenden, verschmitzt und vertraulich lächelnden Fanny zum Sterben einsam zu Muth — und auch heute Morgen bis zu Deiner Ankunft kamen wir uns hier in der Fremde so recht verlassen vor ... Vetter, ich wollte, die Mutter und ich säßen still und friedlich in Berlin ..."

„Das wünschte auch ich, Karoline!" — platzte Christian heraus, lenkte dann aber ein und ab: „Also die Fanny und ihre neugierige Vertraulichkeit gefällt Euch nicht?" Konnt' es mir denken. Aber sie ist verschwiegen und dem Prinzen und mir treu ergeben, seit langen Jahren in unserem Dienst und durchaus zuverlässig. Und für diese — besonderen Verhältnisse mußte ich in erster Reihe eine verschwiegene Person wählen — denn es handelt sich hier um des Prinzen Existenz und Zukunft!"

„Aber es handelt sich auch um meine Existenz und um meine Zukunft, Vetter!" — rief ich außer mir aus. — „Was ist vorgefallen? — Liebt der Prinz mich nicht mehr? — Was bedeutet sein Zaudern — sein Nichtkommen? — Und was bedeutet Dein kühler — zurückhaltender Ton? — Wie klingt das Alles so anders, als in Koburg? — Wie steht es mit der griechischen Krone? — Warum hast Du mir nie wieder darüber geschrieben? — Bin ich Euch da im Wege? — Mutter, laß uns noch heute wieder abreisen ..."

„Brauseköpfchen, Brauseköpfchen, das sprudelt und fragt ja in einem Athem mehr, als zehn Weise beantworten können!" — lachte der Vetter trocken. — „Was nun des Prinzen Nichtkommen und Nichtschreiben anbelangt, so dürft Ihr

nie vergessen, daß Prinz Leopold ein Mann der Vorsicht ist und sein muß. Denkt doch nur, was für einen Zeitungs-Skandal das geben würde, wenn ein Reporter herausschnüffelte: Prinz Leopold von Koburg, der als Wittwer der Princess Royal eine englische Pension von 50,000 Pfd. bezieht, hat sich die schöne Berliner Hofschauspielerin Karoline Bauer nach England kommen lassen, um sich mit ihr morganatisch zu vermälen. Sie ist überdies eine Kousine des prinzlichen Vertrauten Baron Stockmar, der durch dies Verhältniß den Prinzen ganz in seine Hände zu bekommen hofft ... Wenn die uns feindlichen Zeitungen sich dieses Stoffes bemächtigen — dann bin auch ich für England unmöglich ... Ja, selbst die Krone Griechenlands, die noch immer in der Luft schwebt, ginge uns unwiderbringlich verloren, wenn bekannt würde: der griechische Thronkandidat Prinz Leopold von Koburg hat den dummen Streich gemacht, sich in eine hübsche Schauspielerin zu verlieben und ihr die Ehe zu versprechen ... Also vergeßt nicht, Kinder, erst kommt die Politik — und dann die Liebe! Ihr dürft überhaupt diese neuen Verhältnisse nicht als sentimentale Deutsche auffassen, sondern als seelenstarke Geschöpfe, die sich unbedingt auf meine Ehrenhaftigkeit verlassen und der Zukunft unverzagt in's Auge blicken ... Nun, habe ich mich klar ausgesprochen, Tante Christiane — Karoline? Blickt mich nicht so verdutzt an, wie zwei Vögel, denen die Flügel gebrochen sind. Antwortet frischweg von der Leber!"

„Klar genug, lieber Christian" — sagte die Mutter mit bebender Stimme — „aber leider zu spät. Hättest Du in Koburg mit uns so „klar" gesprochen, wir säßen jetzt nicht hier — mit wehem — bangen Herzen. Ich fürchte, Lina und ich sind den hiesigen Verhältnissen nicht gewachsen ... Aber, um Gott, was hast Du, Christian? Bist Du unwohl? Du bist todtenblaß — Deine Hände zittern und kalter Schweiß

bedeckt Deine Stirn, Lina schnell ein Glas Wasser und Eau de Cologne . . ."

„O, es geht schon vorüber", — meinte der Vetter matt, mit melancholischen Lächeln. — „Es ist nur mein alter Nervenzustand, der durch Erregung schlimmer wird. Fühlt nur mein Puls an, wie unruhig und unregelmäßig er geht. Ich sterbe sicher einmal am Nervenschlage — wenn ich nicht vorher meinen bösen Unterleibsleiden erliege. Auch von unheilbarer Blindheit bin ich bedroht . . . Ja, ich habe auch mein Päckchen zu tragen . . . Doch nun lebt wohl. Ich muß vor dem Diner noch einen Spazierritt durch den Park machen, meine Nerven zu beruhigen . . . Verzeiht mir meine herben Worte. Ich wollte Euch nicht beunruhigen. Ich mußte Euch aber auf die hiesigen Verhältnisse vorbereiten — und auf den Prinzen, den Ihr sicher verändert finden werdet . . . Hoffen wir aber das Beste! Morgen um 2 Uhr bin ich wieder hier und werde mit Euch zu Mittag essen . . . Dann wollen wir fröhlicher plaudern, als heute . . ."

Sichtlich milder gestimmt ritt der Vetter davon — uns in tiefster Niedergeschlagenheit zurücklassend.

„Mutter, was sagst Du zu Christian — zu seinem heutigen Benehmen und Reden?" — unterbrach ich die peinliche Pause.

„Der Arme ist sicher sehr leidend und sein Nervenzustand beunruhigt mich wirklich!" — sagte die Mutter ausweichend. — „Aber nun laß uns zu Mittag essen und der spionirenden Fanny gegenüber möglichst heiter erscheinen — und dann wird ja der Prinz kommen und Alles sich aufklären und entscheiden — zum nahen glückbringenden Bunde — — oder zu unserer sofortigen Abreise. Bis jetzt haben wir uns nicht das Geringste vorzuwerfen — — und das wird uns Kraft geben, auch das Schwerste zu überwinden!"

Gerührt und ermuthigt umarmte ich die herrliche Mutter.

Das Mittagessen war aber eine bloße Formel und eine Pein, die wir uns der schlau beobachtenden Dienerin gegenüber auflegten. Sie mußte die Speisen fast unberührt wieder abtragen.

Und wieder begann die Qual des Erwartens und — Wartens. Es schlug auf der altmodischen Korridor-Uhr vier — es schlug fünf — sechs ... Kein Prinz ließ sich blicken ... Ruhelos — immer erregter — ja, empörter ging ich vom Hause in den Garten, vom Garten ins Haus, gepeinigt von einer inneren Stimme, die da unaufhörlich bohrte und nagte, wie der Todtenwurm im Holz: „Dies Zaudern spricht von keiner heißen beglückenden Liebessehnsucht ...“

Es war der Todtenwurm für meine eigene Liebe.

Die Mutter ward blässer und blässer — und sie fand immer weniger beruhigende Worte für mein ungeduldige Erregung.

Endlich — gegen sieben Uhr — rollte ein eleganter Tilbury durch den Park heran und hielt vor der Terrasse. Eingemummt wie ein Nordpolfahrer — oder wie ein lichtscheuer Ritter der Landstraße, entstieg mein Ritter bedächtig dem Gefährt und nahte langsam der Glasthür des Salons ... Ich hörte die schweren langsamen Schritte einzeln auf dem knirschenden Kies ... Mein Herz pochte laut und hoch — zum Ersticken ... Krampfhaft zerpflückte ich die weiße Rose, welche die Mutter mir am Morgen so hoffnungsfreudig ins Haar gesteckt und die der lange — lange traurige Tag verwelkt hatte ... Langsam öffnete sich die Glasthür — noch drei langsame schwere Schritte ... und die hohe Gestalt des Prinzen stand vor mir, die ich zitternd und fassungslos am Kamin lehnte und schweigend der Anrede harrte ...

Auch der Prinz schwieg und kein Arm streckte sich mir entgegen, mich liebevoll zu umfangen, keine Hand, die meine

zu drücken. Des Prinzen Augen musterten mich bedächtig — dann kam es langsam über seine Lippen:

„O wie hat die Frühlingssonne Sie auf der Reise verbrannt!"

Jedes Wort durchschauerte mich eisig ... Laut aufschluchzend wollte ich davoneilen — aber der Prinz hielt mich fest und sagte fast erschrocken: „Was haben Sie? — Warum Thränen?"

„Hoheit fragen noch?" — schrie ich in meiner Empörung, auf's Aeußerste gereizt, fast krampfhaft auf. — „Ich eile in hingebender Liebe hierher, meine künstlerische Zukunft — sogar meinen Mädchenruf auf's Spiel setzend — und Sie, Hoheit, haben kein anderes Wort des Willkommens für mich — als eine Kritik meines sonnenverbrannten Teints? — Ich werde England morgen wieder verlassen. Noch weiß Niemand, daß ich hier war — und warum!"

„Niemand? — Vielleicht doch!" — sagte der Prinz mit eigener Betonung, mich wieder scharf ansehend ... Aber dann zog er mich zärtlicher an sich und küßte und streichelte mich, wie ein schmollendes verwöhntes Kind, und flüsterte mir ins Ohr: „Nicht empfindlich sein, Mizi, war nicht so bös gemeint! Bitte, seien Sie wieder gut und sehen Sie mich freundlich an, wie damals in Koburg ..."

Ich barg das Gesicht an des Prinzen Brust und weinte leise. Er hob mir das Kinn in die Höh' — ich empfand wieder den Zauber dieser schönen melancholischen Augen, die liebevoll auf mich niederblickten — und ich mußte unwillkürlich lächeln. Ein Kuß besiegelte die Versöhnung.

Freundlich fragte der Prinz nach der Mutter. Sie trat aus dem Nebenzimmer herein. „Ah! Da sind Sie ja Zeuge der ersten Gardinenpredigt gewesen, die ich erhielt!" — versuchten Hoheit in' Ihrer Verlegenheit zu scherzen.

„Die Verzögerung des Wiedersehens hat Lina aufgeregt!" — sagte die Mutter begütigend. — „Sie ist eben eine

Künstlernatur, stets gleich Feuer und Flamme — und in Berlin sehr verwöhnt worden!" —

So ging der erste Sturm denn äußerlich wenigstens glücklich vorüber. Aber in meinem Herzen konnte ich den ganzen Abend über einer gewissen Befangenheit nicht Herr werden. Trotz aller gewechselten freundlichen Worte fühlte ich doch, daß etwas Fremdes zwischen den Prinzen und mich getreten war. Er sah mich oft lange und prüfend an, als wollte er in meiner Seele lesen. Plötzlich fragte er:

„Und kein theures Wesen haben Sie in Berlin zurückgelassen?"

„Nein, Hoheit!" — sagte ich pikirt — „kein theures Wesen, denn sonst wäre ich nicht hier! Aber sehr liebe Freunde habe ich leider verlassen müssen!"

„Und welche Adresse haben Sie für schreibelustige — und neugierige Freunde angegeben?"

„Die Adresse der Mutter: Frau Rittmeisterin Bauer, poste restante Frankfurt am Main! — Dort wird ein zuverlässiger Freund unserer Familie, der badische Geschäftsträger Rittmeister Hilpert, der noch unter meinem seligen Vater gedient hat und der Mutter treu ergeben ist, die Briefe in Empfang nehmen und an die Adresse des Vetters nach Marlborough-House senden. Dahin adressiren auch meine Brüder Karl und Louis und mein ehemaliger Vormund, Hofgerichtsadvokat Bayer in Rastatt."

„Hm! — Gut! — Hm! Und hat auch der Geh. Kämmerier Timm dieselbe Adresse Marlborough-House erhalten?" — examinirte der Prinz weiter.

„Nein, Hoheit, da Timm diese Ihre und des Vetters Adresse ja längst weiß. Im Uebrigen erwartet dieser getreue Gönner natürlich zunächst von der Mutter und mir Nachricht — auch für Se. Majestät den König, der aufrichtigen Antheil an meinem Geschick nimmt!"

Der Prinz stutzte. Dann sagte er gedehnt:

„Und was werden Sie Timm und — Sr. Majestät schreiben?“

„Ich werde damit warten, bis ich ihnen den Tag unserer Abreise nach Hamburg anzeigen kann, wo mir ein Gastspiel angeboten ist — vor meiner Uebersiedelung in's Petersburger Engagement. Denn ich fühle von Stunde zu Stunde mehr, daß ich in dieser — kühlen — Luft erstarren würde. O wäre ich nie hierher gekommen!“ — In Thränen ausbrechend stürzte ich in den nachtdunklen Garten hinaus.

Der Prinz folgte mir — nicht. Gleich darauf hörte ich seinen Wagen fortrollen. Er hatte der Mutter gesagt: „Das Brauseköpfchen wird sich mit der Zeit schon beruhigen. Morgen um vier Uhr werde ich wieder kommen, wenn ich nicht daran verhindert werde!“

„Mutter“, — rief ich außer mir aus — „was hat dies Alles zu bedeuten? Dies seltsame Benehmen Christians und meines fürstlichen Bewerbers? Alle diese spitzfindigen Fragen wegen unserer Adresse und ob ich kein theures Wesen in Berlin zurückgelassen? Hat uns Jemand beim Prinzen verleumdet? Warum hat man uns dann doch kommen lassen und uns aus unserem stillen Frieden fortgelockt? Ich muß Gewißheit haben — oder ich vergehe in diesen qualvollen Zweifeln. O, warum mußte ich diese neue — bitterste Herzenserfahrung machen?“

„Christian muß uns aufklären — rathen — helfen!“ — sagte die Mutter mit der ihr eigenen Entschiedenheit. — „Wir haben uns mit vollstem Vertrauen seiner Leitung übergeben, er kann uns jetzt nicht stecken lassen. Schreibe ihm sofort Alles, was uns seit des Prinzen Besuch bedrückt. Wir erwarteten von ihm Aufklärung und Hilfe — oder . . .“

„Wir reisen morgen ab!“ — jubelte ich unter Thränen

dazwischen. „Wie schön wird es sein, wenn wir England wieder im Rücken haben!“

Und ich schrieb dem Vetter mit zitterndem Herzen und mit fliegender Feder Alles — Alles ... Ich schloß meinen klagenden — anklagenden Brief mit den Worten: „Eile zu uns — hilf — rette — — oder Du findest uns nicht mehr hier!“

Diesen Brief mußte James noch denselben Abend nach Marlborough-House tragen, mit dem Befehl: das Schreiben nur in die Hände des Baron Stockmar abzugeben und auf Antwort zu warten.

Mit fieberhafter Ungeduld harrten wir des Boten Rückkehr. Um 11 Uhr stand James gravitätisch wieder vor uns, mit der mündlichen Antwort: „All right! Der Herr Baron würden morgen früh um 11 Uhr kommen!“ — Die neugierig lächelnde Fanny war natürlich die Dolmetscherin.

Auch die zweite Nacht im neuen Heim, das mir schmeichelnd ein neues Glück der Liebe verheißen hatte, suchte ich Schutz am Mutterherzen. Wir schworen uns zu: den drohenden Stürmen stark, stolz und gefaßt entgegen zu treten — und lieber sofort abzureisen, als uns neuen Demüthigungen und unverdientem Mißtrauen auszusetzen ... Warum hatten der Prinz und Christian mit keinem Wort auf die versprochene Trauung hingedeutet? — Die Abreise erschien uns immer weniger als ein Unglück ...

Endlich erlöste uns ein gütiger Schlummer von allen Zweifeln und sorgenvollen Grübeleien. —

Am andern Morgen um 11 Uhr kam Vetter Christian eilig angeritten. Er sah heiß und aufgeregt aus und warf sich im Salon erschöpft in die Sophaecke. In fieberhafter Spannung hing ich an des Vetters Mund und Augen ...

„Nun was ist's?“ — sagte die Mutter erregt. — „Christian, Du bist uns volle Wahrheit schuldig. Was

bedeuten des Prinzen merkwürdige Fragen? Deine Verstimmung? — Wir sind verleumdet worden, das ist mir klar. Aber von wem? Hat die uns feindlich gesinnte Herzogin-Mutter versucht, ihren Sohn von uns loszureißen?“

„Nein, nicht die Herzogin-Mutter hat den giftigen Pfeil abgeschossen“, — platzte Christian heraus — „sondern ein Anonymus aus Berlin. Der Brief kam schon vor Euch hier an unter des Prinzen genauer Adresse. Der Schreiber muß Euch näher kennen und thut, als sei er auch in Eure Beziehungen zum Prinzen Leopold tief eingeweiht. Er spricht von des Prinzen Besuch bei Euch in Berlin und von dem Wiedersehen in Koburg. Er warnt meinen Herrn vor Euren gefährlichen Netzen, die Ihr schon vergeblich nach dem reichen Prinzen August von Preußen ausgeworfen, und nennt Mutter und Tochter ein Paar Intriguantinnen schlimmster Sorte, denen für Geld Alles feil. Er spricht in den gemeinsten Ausdrücken von Linas Liebschaft mit dem russischen Kammerdiener, dem sie keine Gunst versagt, weil sie ihn für den reichen Grafen Samoilow gehalten. Er deutet an, daß die Petersburger Gastreise nur der Deckmantel für eine heimliche Entbindung gewesen — und daß Lina nach der Heimkehr sofort zu einem reichen verheiratheten Banquier in die intimsten Verhältnisse getreten und auch in Petersburg goldene Liebschaften gehabt habe . . . Was habt Ihr darauf zu antworten?“

Wie vom Blitz gelähmt — bleich und regungslos — saßen die Mutter und ich da: unserem Ankläger und — Richter gegenüber. Wir hatten nicht einmal Thränen.

„Nun?“ — fuhr Christian erbarmungslos fort — „bekomme ich keine Antwort?“

Da raffte die Mutter ihre letzte Kraft zusammen und sagte würdevoll:

„Auf eine solche Anklage — von dem Sohne meines Bruders uns in's Gesicht wiederholt — haben wir nur eine Antwort: sofortige Abreise! Natürlich arm, wie wir gekommen sind!“

„Aber, Tante Christiane, wer wollte das Kind gleich mit dem Bade ausschütten! Ich bin nicht Euer Ankläger, sondern von Herzen Euer Vertheidiger gegen jenen Berliner Anonymus — wenn Ihr mir die Mittel zur Vertheidigung gebt. — Wer mag jener Briefschreiber sein? Wer ist Euer bitterster Feind in Berlin?“

„Prinz August!“ — riefen die Mutter und ich, wie aus einem Munde . . . Und dann erzählte die Mutter klar und wahr von all' den schändlichen Manövern jenes sittenlosen Prinzen, mich zu gewinnen, — und als ihm das mißlungen, von seiner Rache, mich zu verderben . . .

Und je mehr die Mutter erzählte, desto heiterer blickte der Vetter. Lebhaft rief er aus:

„Dacht ich's mir doch, daß den Brief ein abgeblitzter Anbeter fabricirt! Mein hoher Herr wird Augen machen, wenn ich ihm den fürstlichen Anonymes nenne. Nun, ich werde ihm den Kopf und das Herz zurechtsetzen — und ich hoffe, das ganze häßliche Intermezzo soll für Euch noch gute Früchte tragen!“

„Ich hoffe nichts mehr!“ — sagte ich müde. — „Laß uns abreisen, Vetter! Wie ist für den zu knüpfenden Bund ein Glück zu erwarten, da er nicht auf gegenseitigem Vertrauen beruht?“

Christian ging einige Mal hastig durch das Zimmer, in tiefen Gedanken. Dann blieb er vor uns stehen und sagte ernst:

„Vielleicht rathe ich Euch selber einmal zur schleunigen Abreise — vielleicht sogar bald — aber heute noch nicht. Eine solche übereilte Flucht gestattet weder Eure, noch meine

Würde. Zunächst bleibt Ihr hier meine Gäste, bis ich den Prinzen gezwungen habe, sich zu erklären: ob und wann er Dich zu seiner morganatischen Gemalin machen will — in rechtlicher und sittlicher Form — soweit die Verhältnisse das erlauben. Doch gönnen wir dem Prinzen einige Wochen Zeit, den Prozeß mit seinem Herzen in Ruhe durchzumachen. Daß dies Herz noch tiefe glühende Liebe zu empfinden vermag, glaube ich allerdings kaum. Mein Herr ist längst total blasirt, stets gelangweilt, ein ichsüchtiger Pedant; die Poesie der Liebe und die Blüten des Herzens sind in dummen Liebschaften verläppert. Ich hatte gehofft, es würde Dir, Lina gelingen: neue freundliche Blüten sprießen zu lassen, denn der Prinz liebt Dich noch immer so leidenschaftlich, wie das bei seinem Phlegma ihm nur möglich ist. Also nichts übereilen — ruhig abwarten. Und — ob Ihr morgen abreist, — oder nach Jahren: gleichviel! Eure Zukunft ist gesichert. Das Kapital, das der Prinz Dir bereits in Koburg aussetzte, ist in meinen Händen. Die Zinsen genügen für bescheidene Lebensansprüche. Auch hast Du ja noch einige Monate Zeit, ehe Du Deinen Petersburger Kontrakt endgiltig zu lösen brauchst ... Kinder! In welche tollen Herzenswirren bin ich alter Ehekrüppel da durch meine Gutmüthigkeit gerathen ... Doch nun zu Tisch, denn das viele Reden macht hungrig ...“

Nach Tisch öffnete ich den Flügel, dem Vetter seine alten deutschen Lieblingslieder zu spielen und zu singen. Ich sang grade aus vollem Herzen nach Reichardts inniger Melodie: „Freudvoll und leidvoll“ — da rollte ein Wagen vor die Rampe.

„Der Prinz!“ — rief ich erblassend. — „Vetter bleibe hier, mir ist das Herz zu beklommen!“

„Ah! Stocki, Sie noch hier?“ — sagte der Prinz beim Eintreten. Dann begrüßte er die Mutter und mich, sichtlich verlegen.

„Gnädigster Herr, ich erwartete Sie hier, um Ihnen einige Mittheilungen zu machen!“

„Gut, gut, Sie entschuldigen: meine Damen!“ — und der Prinz wollte mit seinem Stock ins Nebenzimmer gehen, die Mutter und ich waren aber schon schneller durch die Veranda in den Garten gehuscht.

Nach einer viertel Stunde kam der Vetter heiterer die Terrasse herab, uns Adieu zu sagen. Ehe er das Pferd bestieg, flüsterte er uns noch zu: „Hoheit haben Ihre Lektion erhalten und sind ganz kleinmüthig geworden. Jetzt, Lina, liegt's also in Deiner Hand: klug zu sein, wie die Schlangen, und liebenswürdig und sanftmüthig wie die Tauben! Es bleibt also bei unserer Verabredung — in Allem!“ schloß der Vetter mit Nachdruck und sprengte davon, wie ein Jüngling.

Als wir in den Salon zurückkehrten, fand ich den Prinzen am Flügel stehen und meine Musikalien mustern. Freundlich sagte er:

„Ah! Sie spielen ja sehr schwere Sachen! Das freut mich, denn ich liebe Musik leidenschaftlich, spiele leider aber selber, nicht. Wenn Sie mich aber zum Gesange begleiten wollten? Ich finde hier einige Lieder in der „Urania“, die mir bekannt sind ...“

Ohne Weiteres setzte ich mich an den Flügel. Der Prinz schlug die Urania auf, ich spielte und er sang mit angenehmer Stimme aber sehr leise:

„Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann ...“

Dann folgte Webers reizendes Lied:

„Horch, leise, horch, Geliebte!“

— und so musizirten wir denn fort und fort, als wäre ich nur zu diesem Zweck nach England gekommen und wir hätten uns weiter kein Wörtchen zu sagen ... Bis Fanny meldete: „Es ist angespannt, wie Hoheit befohlen!“

„Schon fünf Uhr?“ — rief der Prinz überrascht. „Die Stunde ist mir beim Musiziren sehr schnell und angenehm vergangen. Morgen um 4 Uhr komme ich wieder und bringe den Klavierauszug von „Semiramis“ und „Othello“ mit, da wollen wir italienische Duette singen. Die Italiener komponiren doch viel angenehmer für den Gesang, als die Deutschen. — Auch möchte ich der Mizi gerühmtes Vorlesen hören. Ich habe soeben einige neue Bücher erhalten: Les mémoires du duc de St. Simon — den phantastischen Roman „Picciola“ und „Die Perlen“ von Henriette Hanke. Das können genußreiche Stunden werden, während ich beim Vorlesen driesele . . .“

Drieseln? — fragte ich mich leise und verwunderungsvoll — Was ist denn das? — Ich sollte es zu meinem Entsetzen gar bald erfahren.

Die Mutter wagte noch die laute Frage: Was dem Vetter Stockmar denn eigentlich fehle, dessen Nervenleiden sie beunruhige?

„Ach, das hat nichts zu bedeuten!“ — war die lächelnde Antwort. — „Der gute Stocki ist nur ein arger Hypochonder und Schwarzseher, wie Alle, die mit ihrer Verdauung nicht in Ordnung sind. — Also auf Wiedersehen morgen um 4 Uhr! Adieu!“

Und fort war der seltsame Freiersmann . . .

Ganz verdutzt blickten die Mutter und ich ihm nach — bis mich ein Lach- und Weinkrampf erfaßte und ich meinen Kopf in den Kissen bergen mußte, daß die spionirende Fanny nichts hörte.

„Wie hat die Sonne Sie verbrannt!“ Das ominöse Wort wollte mir nimmer aus dem Sinn. Die ganze Herzensdürre des Prinzen sprach sich darin aus. Ich sollte noch trostlosere Erfahrungen darüber machen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Gebr. Grunert in Berlin, Junker-Str. 16.